

**JOHANN GOTTFRIED HERDER  
UND DIE DEUTSCHSPRACHIGE  
LITERATUR SEINER ZEIT  
IN DER BALTISCHEN REGION**

Beiträge der I. Rigaer Fachtagung  
zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum

14. bis 17. September 1994

**JOHANS GOTFRĪDS HERDERS**  
**UN VIŅA LAIKA VĀCU LITERATŪRA**  
**BALTIJAS REĢIONĀ**

Referāti I. Rīgas zinātniskajā konferencē,  
kas veltīta vācu literatūrai Baltijā  
1994. gada 14.-17. septembris

Sastādītāji Klauss Altmeiers und Armands Gūtmanis

Rīga 1997

*Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
des Stifterverbands für die deutsche  
Wissenschaft, Essen*

**JOHANN GOTTFRIED HERDER  
UND DIE DEUTSCHSPRACHIGE LITERATUR  
SEINER ZEIT  
IN DER BALTISCHEN REGION**

Beiträge der I. Rigaer Fachtagung  
zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum  
14. bis 17. September 1994.

Herausgegeben von Claus Altmayer und Armands Gūtmanis

Riga 1997

**UDK - p 82.0(=30)(08)(063)**  
**He 663**

**Johann Gottfried Herder** und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit in der baltischen Region: Beiträge der I. Rigaer Fachtagung zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum, 14. bis 17. September 1994: [Johans Gotfrīds Herders un viņa laika vācu literatūra Baltijas reģionā: Referāti I. Rīgas zinātniskajā konferencē, kas veltīta vācu literatūrai Baltijā, 1994. gada 14.-17. septembris) / Sastādītāji Klauss Altmeiers und Armands Gūtmanis. - Rīga: Latvijas Akadēmiskā bibliotēka, 1997. - 382 lpp. - Vācu vai.

ISBN 9984-538-17-6.

Rakstu krājumā iekļauti referāti, kas nolasīti Johana Gotfrīda Herdera 250. dzimšanas dienai un vācu literatūrai Baltijā veltītajā zinātniskajā konferencē.

Referenti analizē gan J. G. Herdera daiļrades daudzveidīgos aspektus, gan arī viņa laikabiedru nozīmi Baltijas kultūras un literatūras attīstībā 18.-19. gs. mijā.

**UDK - p 82.G(=30)(08)(063)**

## Inhalt

Einleitung der Herausgeber.....	7
Günter Arnold (Weimar): Riga, Livland und Rußland im Schaffen Herders.....	20
Ojar Sander (Riga): Ausbruch aus geistiger Provinzialität. Herders Briefwechsel der Rigaer Zeit.....	37
Renate Knoll (Münster): J.G.Lindners Fortgang aus Riga (1764) und Herders Ankunft.....	49
Martin Bollacher (Bochum): Das Konzept einer 'menschlichen Philosophie' in Herders Frühwerk.....	80
Hanspeter Marti (Engi/Glarus): Herder in Riga - ein Schulphilosoph?.....	94
John Ole Askedal (Oslo): Die Sprachzeichenkonzeption Johann Gottfried Herder in der <i>Abhandlung über den Ursprung der Sprache</i> .....	112
Ulrich Kaufmann (Jena): «Mit Lenzen ist nichts [...], so lieb ich ihn habe.» - J.G.Herder und J.M.R.Lenz im Spiegel ihrer Briefe.....	134
Mare Rand(Tartu): Tartuer/Dorpater Herderiana in den Sammlungen Karl Morgensterns (1770-1852).....	150

- Peter König (Heidelberg):  
 Vernunft und geistige Macht: Lambert, Herder  
 und Jochmann.....166
- Uwe Pörksen (Freiburg):  
 Carl Gustav Jochmann (\*1789 *Pernau*, f1X30 *Naumburg*).  
 Ein Selbstdenker ohne Land, Namen und Publikum  
 und ein früher Verteidiger der Homöopathie.....198
- Jens Stüben (Oldenburg):  
 Der „Sänger, ein Wanderer“. Zur Lyrik  
 Casimir Ulrich Boehlendorffs (1775-1825).....232
- Malle Salupere (Tartu):  
 Ein nicht anerkannter Aufklärer, Schwärmer und Praktiker.  
 Georg von Bock und sein neugefundener Zarenbrief  
 aus dem Jahre 1802.....266
- Rita Šlaitaitė (Vilnius):  
 Die Bedeutung der Familie Ostermeyer für die litauische  
 Kultur.....285
- Jörg Drews (Bielefeld):  
 Ein miserabler Kritiker, mit Charakterdefekten?  
 Plädoyer für eine Neueinschätzung Garlieb Merkels.....298
- Wolfgang Albrecht (Weimar):  
 Merkel und Wieland - Polarisierungstendenzen  
 der deutschsprachigen literarischen Spätaufklärung  
 um 1800.....321
- Thomas Taterka (Genua):  
 "Für den Geist ist gar nicht gesorgt." Als Literat in Mitau:  
 Friedrich Bernhard Albers.....336

## Einleitung

Claus Altmayer (Saarbrücken) und Armands Gutmanis (Riga)

Der 250. Geburtstag Johann Gottfried Herders am 25. August 1994 war ein ebenso willkommenen wie würdiger Anlaß, nicht nur in Weimar, sondern auch in Riga durch eine wissenschaftliche Tagung des Jubilars zu gedenken, der immerhin von 1764 bis 1769 fünf wichtige und ihn prägende Jahre in der alten Hansestadt verbracht hat. Die Rigaer Jahre, so meinte Herders späterer Biograph Rudolf Haym, seien die „ungebundenste, die glücklichste und die reichste Periode seines Lebens“ gewesen.<sup>1</sup> In der Tat entwickelt Herder in dieser Zeit, aller brieflichen Klagen über provinzielle Enge und Abgeschlossenheit ungeachtet, eine erstaunliche schriftstellerische Produktivität. In der deutschsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts wichtige, ja epochemachende Werke wie die Fragmente *Über die neuere deutsche Literatur* (1767) und die *Kritischen Wälder* (1769) entstehen hier, die spätere Volksliedsammlung erhält durch die Begegnung mit der lebendigen lettischen Volksliedtradition eine wichtige, wenn nicht entscheidende Prägung. Und noch das als literarische Dokument des Sturm und Drang hoch bedeutsame *Journal meiner Reise im Jahre 1769*, in dem Herder vor allem seinen Abschied von Riga reflektiert, legt Zeugnis ab von der Bedeutung, die Riga und Livland für ihn hatten, auch wenn aus seinen „politische[n]

---

<sup>1</sup> Rudolf Haym: Herder. Erster Band. Berlin 1958, S.88.

Seeträume[n]" und seinen Plänen, der „Genius Lieflands" zu werden und aus Riga „eine glückliche Stadt" zu machen, am Ende nichts geworden, Herder selbst nie wieder nach Riga zurückgekehrt ist.<sup>2</sup> Über den konkreten Anlaß des Herder-Jubiläums hinaus aber gab es weitere Gründe eher wissenschaftspolitischer Natur für die Veranstaltung einer solchen Tagung gerade in Riga, Gründe, die sich aus der aktuellen Situation germanistischer Forschung und Lehre in den drei baltischen Ländern ergaben.<sup>3</sup> Der Prozeß einer „nachholenden" (Habermas) Modernisierung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, die mit dem Ende des sowjetischen Kommunismus und mit der Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit einherging und noch -geht, hat auch die Universitäten und Wissenschaften nicht unberührt gelassen und insbesondere in den kulturwissenschaftlichen Disziplinen inhaltliche und methodische Umorientierungen erforderlich gemacht, die bis jetzt kaum in dem Ausmaß bewältigt sind, wie es 'eigentlich' geboten scheint. Vielfach wird in den germanistischen Studiengängen, allem Modernisierungsbemühen zum Trotz und in geradezu anachronistischer Weise, in der Lehre so weiter gearbeitet, wie man es aus sowjetischer Zeit kannte und gewohnt war, eine Forschung findet, wenn überhaupt, so allenfalls beiläufig und am Rande statt und kann nur in wenigen Fällen das sachliche und methodische Niveau erreichen, um international wahrgenommen zu werden. Dies hat verschiedene Gründe. Eine nicht

---

<sup>2</sup> Vgl. SWS IV, S.401, 363, 409.

<sup>1</sup> Vgl. zum folgenden Claus Altmayer: Deutsch als Fremdsprache und Germanistikstudium in Lettland. In: Info DaF 22 (1995), S.428-440; ders.: Das Fremde im Eigenen. Perspektiven und Probleme der (interkulturellen) Germanistik in Mittel- und Osteuropa. Zum Beispiel: Lettland. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 21 (1995), S.367-386.

unerhebliche Rolle spielt dabei das bis heute wirksame Selbstverständnis der Universitäten als mehr oder weniger reine Lehranstalten bei gleichzeitiger Auslagerung der Forschung an die wissenschaftlichen Akademien, wie es für die sowjetische Wissenschaftslandschaft charakteristisch war. Hinzu kommt, daß es bisher allenfalls in Ansätzen gelungen ist, die Zusammensetzung des wissenschaftlichen Personals entscheidend zu verändern und etwa einen nennenswerten Anzahl jüngerer Germanistinnen und Germanisten heranzubilden und wissenschaftlich zu qualifizieren. Die Ursache dafür ist wiederum vor allem in der beispiellosen Finanzmisere zu sehen, der sich die Universitäten und Hochschulen in den baltischen Ländern nicht weniger gegenüber sehen als diejenigen aller anderen Länder Mittel- und Osteuropas.

Die besonders schwierige Lage der Germanistik im Baltikum hat aber auch historische Gründe. Die Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur galt in sowjetischer Zeit als politisch verdächtig und wurde durch die Moskauer Bildungsadministration lange Zeit behindert und erschwert, namhafte Vertreter des Faches wurden etwa in Lettland von Seiten der Partei- und Staatsführung drangsaliert, teilweise auch interniert und auf andere Weise bedroht und schikaniert. Den Universitäten in Riga, Vilnius und Tartu wurde kein Promotions- und Habilitationsrecht im Fach Germanistik zugesprochen, was zur Folge hatte, daß alle Qualifikationsarbeiten außerhalb der baltischen Länder, in der Regel in Moskau oder in Leningrad, geschrieben und verteidigt werden mußten. Weder in Vilnius oder Kaunas noch in Riga gibt es daher heute an den entsprechenden germanistischen Lehrstühlen eine(n) habilitierte(n) Germanisten/in.

Seit der politischen 'Wende' von 1989 genießt die germanistische Forschung und Lehre in den drei baltischen Staaten von Seiten deutscher Mittlerorganisationen (DAAD, Goethe-Institut, Inter Nationes, Robert-Bosch-Stiftung u.a) großzügige finanzielle und personelle Unterstützung, wobei allerdings manches 'Hilfsprojekt' sich eher als Prestigeobjekt für den Spender denn als wirkliche Hilfe herausgestellt hat. Dennoch bleibt derartige Unterstützung weiter unverzichtbar, zumal dann, wenn man, wie es zur Zeit geschieht, sich auf die wirklich dringlichen Probleme, d.h. insbesondere die Nachwuchsförderung, besinnt. Dennoch kann eine innere Erneuerung der Germanistik in Lehre und Forschung nicht von außen kommen, eine Aussicht auf Erfolg hat eine solche Erneuerung nur, wenn sie von denen gestaltet und umgesetzt wird, die das Fach an den betreffenden Universitäten und Hochschulen selbst vertreten.

Was die Forschungsseite angeht, so scheint sich hier vor allem bei jüngeren Fachvertretern allmählich die Einsicht durchzusetzen, daß das Fach mittelfristig vor allem dann eine gute Chance haben wird, sich inhaltlich und methodisch weiterzuentwickeln und damit auch international Anschluß zu finden, wenn es sich seinen ureigensten Themen zuwendet und ein eigenes unverwechselbares Profil entwickelt. Weniger die kanonisierte Literatur der deutschsprachigen Länder, sondern eher solche Autoren, bei denen ein innerer Bezug zur baltischen Region besteht, wären demnach bevorzugte Gegenstände einer germanistisch-literaturwissenschaftlichen Forschung, in Litauen also etwa Ernst Wiehert, Hermann Sudermann und Johannes Bobrowski, in Lettland neben Herder etwa Lenz, Garlieb Merkel oder Eduard von Keyserling, in Estland August Wilhelm Hupel, Carl Gustav Jochmann und August von Kotzebue, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Die jetzt wieder in vollem Umfang

zugänglichen Archive und Bibliotheken enthalten für derartige Forschungen Quellen von unschätzbarem Wert, deren wissenschaftliche Ausbeute nicht den sehr rührigen Literarhistorikern aus Deutschland und anderen westlichen Ländern überlassen bleiben sollte. Die baltische Germanistik wird sich in Zukunft selbst in verstärktem Maß diesen und ähnlichen Themen zuwenden und dabei insbesondere solche Fragestellungen in den Vordergrund stellen, die die fremdkulturelle, deutschsprachige Literatur in einen genuinen Bezug zur aktuellen Problematik der eigenkulturellen Identität bringen.

Erste Ansätze in dieser Richtung sind vorhanden. Die etwa in der lettischen Germanistik traditionell stark vertretenen Sprachhistoriker beschäftigen sich schon seit längerem mit der Erforschung der historischen Sprachkontakte zwischen Lettland und Deutschland, wobei neben einer linguistischen Beschreibung des Baltendeutschen als einer charakteristischen regionalen Sprachvariante des Deutschen vor allem die Beziehungen zwischen dem Mittelniederdeutschen und dem Lettischen einen Interessenschwerpunkt bilden.<sup>4</sup> Aber auch in der Literaturwissenschaft sind Tendenzen einer verstärkten Zuwendung zur deutschsprachigen Literatur des eigenen Landes zu beobachten.

Diesen Tendenzen einen kräftigen Impuls zu geben und damit zur Herausbildung und/oder Weiterentwicklung einer eigenständigen baltischen germanistischen Forschung beizutragen, das war eines der Ziele der Herder-Tagung, die im vorliegenden Band dokumen-

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu die in enger Kooperation zwischen Bremer und Rigaer Sprachhistorikern entstandene Broschüre: Sprachkontakte zwischen dem Mittelniederdeutschen und dem Lettischen. Herausgegeben von Horst Kreye. Bremen 1993 (= Hanseatisches Linguistik-Kontor Riga-Bremen, Nr.4).

tiert ist. Bei der konzeptionellen Planung der Tagung war von Anfang an vorgesehen, den Jubilar Herder nicht exklusiv zu behandeln, sondern ihn mehr als einen Mittelpunkt zu verstehen, um den sich andere, unter literar-ästhetischen Gesichtspunkten durchaus auch weniger bedeutsame Autoren seiner Zeit, d.h. des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, herumgruppieren sollten, Autoren zudem, für die in vielen Fällen der Begriff 'Literatur' nur in einem weiten Sinn zutreffend sein mag. Daß dabei ein grundsätzlich interdisziplinärer Ansatz der Beschränkung auf spezifisch germanistisch-literaturwissenschaftliche Problemstellungen und Vorgehensweisen vorgezogen wurde, bedarf wohl angesichts der die Fachgrenzen überschreitenden leitenden Fragestellungen der Tagung nach interkulturellen Wahrnehmungs- und Vermittlungsprozessen und nach der spezifischen Ausprägung von Aufklärung im Baltikum kaum noch einer eingehenden Rechtfertigung.

Trotz dieser in mehrfacher Hinsicht erweiterten Themenstellung wurde der Anlaß der Veranstaltung, der 250. Geburtstag Herders, doch gebührend gewürdigt, denn in etwa der Hälfte der Beiträge stehen das Rigaer Frühwerk Herders oder auch seine Beziehungen zur Region im weiteren Sinn im Zentrum der Aufmerksamkeit. Günter Arnold geht in seinem Beitrag zwar von Herders fünfjährigem Aufenthalt in Riga aus, führt dann aber in einem weiten 'tour d'horizon' darüber hinaus und sucht im Herderschen Gesamtwerk nach Bezügen zur Stadt Riga, zur Provinz Livland und zum russischen Zarenreich. Im Gegensatz dazu beschränkt Ojar Sander die Perspektive in seinen kursorischen Bemerkungen zu Herders Briefwechsel ganz auf die fünf Rigaer Jahre und kommt deshalb fast zwangsläufig zu dem Ergebnis, Herder habe in Riga vor allem an

der provinziellen Enge gelitten und seinen Abschied 1769 daher als „Ausbruch aus geistiger Provinzialität“ verstanden.<sup>5</sup> Renate Knoll referiert ausführlich die vielfältigen Beziehungen zwischen Johann Georg Hamann und Johann Gotthelf Lindner auf der einen, Herder auf der anderen Seite. Das Jahr 1764, in dem Lindner Riga in Richtung Königsberg verlassen und Herder seine Rigaer Stellung angetreten hat, markiere, so Knoll, geradezu eine „Epochenwende innerhalb der Beziehungen zwischen den verschiedenen Sprach- und Kulturräumen.“<sup>6</sup> Eine besondere Note bekommt der Beitrag von Renate Knoll durch die im Anhang erstmals abgedruckten und bisher unbekanntenen Briefe Lindners und des Rigaer Bibliothekars Age-luth.

Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich mit den philosophischen Aspekten des Herderschen Frühwerks und fragen insbesondere nach dem philosophischen Selbstverständnis des jungen, noch stark von der philosophischen Tradition und seinem Lehrer Kant geprägten Herder. Martin Bollacher geht von dem kleinen Briefwechsel zwischen Herder und Kant aus dem Jahr 1768 aus und zeigt, daß Herder zwar wie sein ehemaliger Lehrer eine den Menschen ins Zentrum stellende Konzeption von Philosophie entwickelt, daß diese sich aber in erkenntnistheoretischer, ethischer und soziologischer Hinsicht von derjenigen Kants unterscheidet. Hanspeter Marti stellt dagegen Herders Verhältnis zur zeitgenössischen Schulphilosophie in den Vordergrund und arbeitet seine insgesamt keineswegs eindeutig ablehnende, sondern eher ambivalente Beziehung zu dieser ihm doch scheinbar so wesensfremden akademischen Tradition heraus.

---

<sup>5</sup> Vgl. unten S.35 ff.

<sup>6</sup> Vgl. unten S.51.

Mit der 1770 in Straßburg entstandenen *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* wendet sich der norwegische Linguist John Ole Askedal einem Text aus etwas späterer Zeit zu, dessen Ursprünge und Vorbereitung aber gleichwohl in den Rigaer Jahren zu suchen sind. Askedal zeigt in einer fundierten Analyse, daß Herders Sprachzeichenkonzeption in *der Abhandlung* zwar nicht in der Terminologie, wohl aber in der Sache einige Ähnlichkeit mit modernen strukturalistischen Theorieansätzen aufweist.

Die drei folgenden Beiträge thematisieren nicht mehr ausschließlich das Werk Herders, sondern stellen dieses in den zeitgenössischen und zudem regionalen Zusammenhang. Ulrich Kaufmann beleuchtet das Verhältnis zwischen dem 'Weimaraner' Herder und dem aus dem lettischen Cesvaine stammenden Sturm-und-Drang-Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz, wie es sich aus dem Briefwechsel zwischen beiden herauslesen läßt. Es wird deutlich, daß Herder, der, anders als Goethe, Lenz immer freundschaftlich gesonnen blieb, für den Jüngeren nicht nur als Lehrer, sondern zugleich auch als eine Art Ersatzvater fungierte. Mare Rand behandelt aus bibliothekarischer Sicht einen besonderen Aspekt der Herder-Rezeption im Baltikum, indem sie auf die reichhaltigen Herderiana im Nachlaß des Dorpater/Tartuer Gelehrten Karl Morgenstern aufmerksam macht. Besondere Erwähnung verdient dabei an dieser Stelle, daß es ihr und der Universitätsbibliothek Tartu gelungen ist, den bislang als verschollen geltenden Brief Herders an Kant vom November 1768 wieder ausfindig zu machen und an seinen angestammten Platz in der UB Tartu zurückzuführen. Einem ganz anderen Aspekt der Herder-Rezeption im Baltikum geht Peter König nach, wenn er in seinem philosophischen Beitrag eine Linie zieht von der Metaphysik Johann Heinrich Lamberts über Herders Vernunftbegriff bis

hin zum Begriff der 'geistigen Macht' bei dem aus dem heutigen Estland stammenden Carl Gustav Jochmann.

Der Beitrag von König bildet sozusagen die Nahtstelle des Bandes, indem er eine Verbindung zwischen Herder auf der einen und einem der wichtigsten deutschsprachigen Autoren aus der baltischen Region herstellt, denen im folgenden das Interesse gilt. Dabei macht Uwe Pörksen insofern den sinnvollen Anfang, als er den von König gelegten Faden aufgreift und den, trotz allen Bemühens von Werner Kraft bis Eberhard Haufe, in seiner Bedeutung immer noch nicht angemessen gewürdigten Jochmann zunächst eher allgemein und in ansprechend essayistischem Ton vorstellt. Darüber hinaus zeigt Pörksen anhand der Jochmannschen *Briefe eines Homöopathisch-geheilten*, auf welch hohem Niveau sich dieser Autor auch mit der zeitgenössischen Naturwissenschaft auseinandergesetzt hat; werkgeschichtlich und biographisch sei Jochmann durchaus mit seinem großen Zeitgenossen Georg Büchner vergleichbar.

Mit einem anderen 'Verkannten' der 'Kunstperiode' beschäftigt sich der Beitrag von Jens Stüben: mit dem aus Kurland stammenden Casimir Ulrich Boehlendorff, den man heute wohl nur noch als Freund und Briefpartner Hölderlins und als Titelgestalt einer Erzählung von Johannes Bobrowski kennt. Stüben legt hier erstmals eine umfassende, weniger die biographischen als die literarischen Bezüge herstellende Würdigung des bislang kaum bekannten, weil sehr verstreut publizierten lyrischen Euvres dieses in vielfacher Hinsicht Gescheiterten vor und bemüht sich dabei auch um ein gerechtes und differenziertes Urteil über die literarische Qualität der Texte.

Über einen bibliothekarischen Fund kann Malle Salupere in ihrem Beitrag berichten, nämlich über den im Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg aufgefundenen Brief

des deutschbaltischen Gutsherrn Georg von Bock an den russischen Zaren von 1802. Der Brief ist historisch vor allem deshalb interessant, weil er das Engagement dieses in der deutschbaltischen Geschichtsschreibung meist übersehenen Reformers deutlich macht, der sich gegenüber dem Zaren für die seinerzeit ja heftig diskutierte Bauernbefreiung einsetzte. Über eine andere Art von Engagement für die 'undeutsche' Bevölkerung der baltischen Länder berichtet Rita Šlaitaite in ihrem Beitrag über die deutsche Pfarrerrfamilie Ostermeyer, die seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und über drei Generationen hinweg am Bestreben um das kulturelle Überleben der Litauer im preußischen 'Kleinlitauen' regen Anteil nahm. Mit den drei letzten Beiträgen kehren wir schließlich wieder nach Lettland zurück. Die Referate von Wolfgang Albrecht und Jörg Drews beschäftigen sich mit dem Autor, der wie kein anderer für die politische und soziale Emanzipation der leibeigenen und in äußerst bedrückten Verhältnissen lebenden lettischen Landbevölkerung eingetreten ist: mit Garlieb Merkel. Allerdings gilt das Interesse beider Referenten weniger diesem sozialpolitischen Engagement als der publizistischen und literaturkritischen Betätigung Merkels. Während Albrecht sich dabei auf das zunächst harmonische, später aber doch aufgrund unterschiedlicher Konzeptionen von Aufklärung und Publizistik zunehmend konflikträchtige Verhältnis zwischen Merkel und Christoph Martin Wieland konzentriert, bemüht sich Drews um eine unvoreingenommene Neubewertung des in einschlägigen Literaturgeschichten arg geschmähten Kritikers Merkel. Daß es sich dabei eher um ein vorläufiges Plädoyer als um ein fertiges Bild handeln kann, dürfte angesichts des defizitären Forschungsstandes, den Drews vor Augen führt, kaum überraschen.

Auch im letzten und umfangreichsten Beitrag von Thomas Taterka kommt Merkels reiche publizistische Betätigung ausführlich zur Sprache, steht aber nicht im Zentrum des Interesses; dieses nämlich gilt hier einem bislang völlig Unbekannten, dem Mitauer Korrespondenten der Merkeischen Zeitschrift *DerFreimüthige*, Friedrich Bernhard Albers. Albers habe, so Taterka, höchst wichtige Vermittlerdienste zwischen dem Zentrum Berlin und der kurländisch-baltischen Peripherie des deutschen Kulturraums geleistet und darüber hinaus versucht, das literarische und kulturelle Leben in Kurland zu intensivieren und aus seiner provinziellen Isolation herauszuführen.

Wenn Albers dabei immer wieder über den „kleinstädtischen Ton“ in der kurländischen Hauptstadt Mitau klagt, die „diesen Ort [...] jedem Gebildeten zu einem Exil“<sup>7</sup> mache, so trifft er sich hierin mit Herder, der 30 Jahre früher schon in seinen Briefen aus Riga geschrieben hatte, es sei „ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus - u. insonderheit in einem Kaufmannsort.“<sup>8</sup> Fast könnte es scheinen, als sei die Klage über die provinzielle Enge der baltischen Ostseeprovinzen eine Art Leitmotiv all derer, die sich um diese Zeit um eine Intensivierung des kulturellen und geistigen Lebens bemühten. Im übrigen mag die Frage erlaubt sein, ob bzw. inwieweit diese Klage über geistige Provinzialität in den baltischen Staaten auch heute noch oder wieder ihre Berechtigung hat.

\* \* \*

---

<sup>7</sup> Vgl. unten S.344.

<sup>8</sup> DA1, S.46.

Der Einfachheit halber werden in allen Beiträgen die Texte Herders, wenn nichts anderes vermerkt ist, nach der Ausgabe von Bernhard Suphan (Herders Sämmtliche Werke. Hrsg. von Bernhard Suphan. 33 Bände. Berlin 1877 ff.; abgekürzt als SWS und römische Bandzahl) oder nach der zehnbändigen Ausgabe des Deutschen Klassikerverlages (Johann Gottfried Herder: Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Martin Bollacher u.a. Frankfurt a.M. 1985 ff.; abgekürzt als HW und arabische Bandzahl) zitiert. Die Briefe Herders werden nach der neunbändigen Gesamtausgabe von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold (Johann Gottfried Herder: Briefe. Gesamtausgabe 1763-1803. Unter Leitung von Karl-Heinz Hahn hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten [...] in Weimar [...]. Bearbeitet von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold. Weimar 1977 ff.; abgekürzt DA und arabische Bandzahl) zitiert.

Abschließend sei noch all denen gedankt, die die erfolgreiche Durchführung der Tagung und die Publikation der Tagungsbeiträge ermöglicht haben. Zu nennen sind hier zunächst als veranstaltende Institutionen die Fakultät für Fremdsprachen der Universität Lettlands in Riga, die Akademische Bibliothek Lettlands in Riga, die ihre Räume für die Veranstaltung zur Verfügung stellte und zudem eine Buchausstellung zum Herder-Jubiläum organisierte, sowie die Ostseeakademie Lübeck-Travemünde, die als Mitveranstalterin den Löwenanteil der finanziellen Lasten zu tragen hatte. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in Bonn hat einer Reihe von deutschen Referentinnen und Referenten mit einer großzügigen Reisekostenbeihilfe die Teilnahme ermöglicht, der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft in Essen hat auf unbürokratische Weise die Druckkosten für den Tagungsband übernommen. Ihnen allen sowie all denen, die durch ihren wissenschaftlichen Beitrag oder auch ein-

fach durch ihr engagiertes Interesse am Thema zum Gelingen der Tagung beigetragen haben, sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt. Wir verbinden diesen Dank aber zugleich mit der Hoffnung, daß die Veranstaltung nicht die letzte dieser Art in Riga gewesen sein möge.

# Riga, Livland und Rußland im Schaffen Herders

Günter Arnold (Weimar)

Die durch Johann Georg Hamanns Empfehlung veranlaßte Berufung an die Domschule in Riga wurde in vielerlei Hinsicht schicksalhaft für Herders ganzes weiteres Leben. In den Jahren 1764-1769 sammelte der junge Lehrer und Prediger praktische Erfahrungen im volkspädagogischen und geistlichen Amt, schrieb seine bahnbrechenden ersten Werke und entwarf weitreichende Konzeptionen für viele Schriften, die er größtenteils später ausgeführt hat. Trotz divergierender Äußerungen in Briefen über die Schwierigkeiten eines Gelehrten in einem „Kaufmannsort“ wirkte das geistige Klima Rigas sehr anregend auf sein Schaffen, nicht zuletzt dank der literarischen Unterstützung durch den Verlagsbuchhändler Johann Friedrich Hartknoch. Freundschaften mit den deutsch-baltischen Großkaufleuten und hanseatische Reminiszenzen der Stadt legten den Grund für Herders Vorliebe für republikanische Gemeinwesen, wie sie sich in seiner Geschichtsphilosophie und in seinem Verhältnis zur Französischen Revolution äußerte. Der Unterdrückung der lettischen und estnischen Bevölkerung wollte er durch volkserzieherische Reformpläne entgegenreten, als er wie viele Gebildete der Gesetzgebungspropaganda Katharinas II. Glauben schenkte. Sein ambivalentes Verhältnis zu Rußland - nach anfänglichen Hoffnungen auf den aufgeklärten Despotismus wurde das zur Weltmacht erstarkende Zarenreich zunehmend als Bedrohung empfunden -

zeigt, daß der Humanitätsdenker trotz intensiver Einfühlung in fremde Nationaleigentümlichkeiten (wie z.B. als Volksliedsammler) sich letztlich doch von Aspekten der westeuropäischen Aufklärung leiten ließ.

Die Zahl der Forscher, die sich zum Thema geäußert haben, ist Legion. Mit den von Lew Kopelew und Mechthild Keller seit 1985 herausgegebenen mehrbändigen *West-östlichen Spiegelungen: Russen und Rußland aus deutscher Sicht - Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert*<sup>1</sup> liegt ein Standardwerk vor, das die Ergebnisse vieler früherer Arbeiten und neuerer Untersuchungen zusammenfaßt und nicht zuletzt die weitverzweigten Germano-Slavica-Forschungen aus der Schule Eduard Winters in der ehemaligen DDR berücksichtigt. An diesem grundlegenden Werk kann keiner vorbeigehen, der sich auf irgendeine Weise mit den kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Osten beschäftigt. Besonders wichtig in unserem Zusammenhang sind die Beiträge von Mechthild Keller und von Hubertus Neuschäffer im 1987 erschienenen zweiten Band.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. *West-östliche Spiegelungen. Russen und Rußland aus deutscher Sicht und Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert*. Wuppertaler Projekt zur Erforschung der Geschichte deutsch-russischer Fremdenbilder unter der Leitung von Lew Kopelew. München 1985 ff.

<sup>2</sup> Vgl. Mechthild Keller: „Politische Seeträume“: Herder und Rußland. In: *Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung*. Hrsg. von Mechthild Keller. München 1987 (= *West-östliche Spiegelungen*, Reihe A, Bd.2), S.357-395; Hubertus Neuschäffer: *Unterschlagnene Machtpolitik. Aufklärung und Aufklärer im Baltikum zur Zeit Katharinas II.* Ebd., S.396-426.

## I

Herders Berufung an die Domschule in Riga 1764 war nichts Außergewöhnliches, bildeten doch Preußen und die Ostseeprovinzen Rußlands, das polnische Lehnsherzogtum Kurland eingeschlossen, im 18. Jahrhundert eine kulturelle Einheit, die besonders durch die russische Besetzung Königsbergs im Siebenjährigen Krieg von 1758 bis 1762 noch vertieft wurde. Deutschbalten studierten in Königsberg, und Königsberger Absolventen gingen als Hofmeister, Pastoren oder Lehrer nach Kurland und Livland (z.B. Johann Georg Hamann, sein Bruder, Johann Gotthelf Lindner und Göttlich Schlegel). Daß der zwanzigjährige Herder im November 1764 nach einem zweijährigen Studium ohne akademischen Abschluß das Angebot einer Stelle als Hilfslehrer durch den Domschulrektor Lindner sofort annahm, hat verschiedene Gründe. Seine große Armut zwang ihn, möglichst früh ein Amt zu suchen. In seinem Verhältnis zu seinen wichtigsten Königsberger Lehrern, Kant und Hamann, hatte er eine gewisse Selbständigkeit erreicht, was in den ontologischen Positionen im *Versuch über das Seyn* und in der *Dithyrambischen Rhapsodie über die Rhapsodie kabbalistischer Prose* zum Ausdruck kommt. Vielleicht noch wichtiger für den Entschluß wegzugehen war die drohende Zwangsrekrutierung, da Herder als Angehöriger der Unterschichten schon bei seiner Geburt nach dem preußischen Kantonierungssystem in eine Regimentsrolle eingetragen war. Bevor er den Reisepaß erhielt, mußte er einen Eid leisten, bei Einberufung zum Militär sofort zurückzukehren.

Als Kollaborator der Domschule, Gehilfe des Stadtbibliothekars, Hauslehrer in Patrizierfamilien und seit 1767 zusätzlich als beliebter Prediger an der St.-Gertrud- und an der Jesuskirche in der Rigaer

Vorstadt wurde Herder von der deutschen Oberschicht der Großkaufleute und baltischen Gutsbesitzer freundschaftlich aufgenommen und erfreute sich der Gunst der Magistrats- und Gouvernementsbeamten. Die unterdrückte lettische Bevölkerung gehörte nicht zu seiner Gemeinde. Herder nahm sich wiederholt vor, Lettisch zu lernen, hatte schließlich aber weder Lust noch Zeit dazu. Das in hypochondrischen Anwandlungen geäußerte Mißfallen an dem „Kaufmannsort, [...] wo man alles mit Maß, Zahlen und Gewicht mißt“<sup>3</sup>, ist gering zu bewerten gegenüber Herders dankbarem Bekenntnis zu Riga, das ihm eine freie und unabhängige, auch materiell sorgenfreie Existenz ermöglichte.<sup>4</sup> Gründe für sein überraschendes Abschiedsgesuch im Mai 1769 waren Querelen mit der auf seine Erfolge als Prediger neidischen vorgesetzten Geistlichkeit, durch seine anonyme Schriftstellerei hervorgerufene Ärgernisse, seine Abneigung gegen den Rektor Schlegel, Lindners Nachfolger, vor allem aber die Absicht, für verantwortungsvollere Ämter in Riga - als Pastor der Jakobskirche und Rektor der Ritterschule, die ihm zugesichert wurden, auf Reisen Erfahrungen zu sammeln.<sup>5</sup> Daß Herder dann doch nicht nach Riga zurückgekehrt ist, liegt an einer ungünstigen Konstellation der Ämterbesetzung im Jahr 1771, die es der ihm wohlgesonnenen Rigaer Obrigkeit unmöglich machte, seine Bedingungen zu erfüllen und ihm die Oberaufsicht über das Schulwesen zu übertragen, damit er seine umfassenden Schulreformpläne<sup>6</sup> verwirklichen konnte. Durch seinen Verleger Hartknoch, aber auch durch Briefwechsel mit anderen Freunden (z.B. aus den Familien

---

<sup>3</sup> DA 1, S.46 f. (an Hamann, Juli 1765).

<sup>4</sup> Vgl. SWS XXIX, S.321.

<sup>5</sup> Vgl. SWS XXXI, S. 141 f.

<sup>6</sup> Vgl. SWS IV, S.371-401.

Berens, Schwartz, Wilpert) blieb Herder mit Riga in Verbindung; bei eintretenden Vakanzen in leitenden Schulämtern wurde er wegen seiner tiefen pädagogischen Einsichten noch in den neunziger Jahren um seinen Rat ersucht. Mit den Auszügen aus Johann Christoph Berens' Schrift *Bonhomien. Geschrieben bei Eröffnung der neuerbauten Rigischen Stadtbibliothek* (Mitau 1792) in der 6. Sammlung der *Briefe zu Beförderung der Humanität* (1795) hat er seinen Rigaer Freunden ein Denkmal errichtet.<sup>7</sup>

In der alten Rigischen Magistratsverfassung, die auch unter russischer Herrschaft seit 1710 bis zur Einführung der Kaiserlich russischen Stadtordnung im Jahr 1787 erhalten blieb, erkannte Herder Reste des ursprünglichen hanseatisch-reichsstädtischen Gemeinwesens. Als gebürtiger Untertan eines absoluten Monarchen sah er die städtischen Freiheiten zunächst in verklärtem Licht und feierte in seiner Antrittsrede an der Domschule am 27. Juni/8. Juli 1765 „Riga! das unter Rußlands Schatten beinahe Genf ist.“<sup>8</sup> Später wurden ihm bei der Armut der Stadt die Nachteile der Doppelherrschaft von Magistrat und Gouverneur, der Anachronismus der Privilegien und der Sippenwirtschaft deutlich, und in dem - erst 1846 aus dem Nachlaß veröffentlichten - *Journal meiner Reise im Jahr 1769* erklärte er sich entschieden für die straffe Unterordnung der „Scheinrepublik“<sup>9</sup> unter den russischen absolutistischen Zentralstaat. Dennoch wirkten in seinen späteren prorepublikanischen Äußerungen zur Zeit der Französischen Revolution neben dem als unwiederholbar begriffenen Ideal der antiken Polisdemokratie verklärte Ein-

---

<sup>7</sup> Vgl. SWS XVII, S.390 ff.

<sup>8</sup> SWS XXX, S.28.

<sup>9</sup> SWS IV, S.408.

drücke des Rigischen Gemeingeistes nach, und Karoline Herder schrieb in ihren *Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder*, daß in Riga „seine [Herders, G. A.] eigentümlichsten Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt“ wurden.<sup>10</sup> Ein gut funktionierendes Gemeinwesen wurde ein konstitutiver Faktor seines Vaterlandsbegriffs.“ Wie bereits Hamann 1756 in seiner Beilage zur Übersetzung einer merkantilistischen Schrift des französischen Nationalökonomens Plumard de Dangeuil war auch Herder unter dem Einfluß der Rigaer Großkaufleute von der humanisierenden Funktion des Welthandels überzeugt.<sup>12</sup>

## II

Livland (Liefland) bezeichnet in Herders Sprachgebrauch die beiden russischen Generalgouvernements Livland (Hauptstadt Riga) und Estland (Hauptstadt Reval), die 1775 vereinigt wurden; Livländer (Liefländer) waren für ihn die deutsch-baltischen Barone, Kaufleute und Pastoren. Unterscheidend dazu gebrauchte er für die unterdrückte einheimische Bevölkerung ihre Völkernamen Letten und Esten (Esthen). Vom flachen Land hat er, von seiner Durchreise im November 1764 und zwei Besuchen bei Hamann in Mitau, der Hauptstadt Kurlands, im August 1765 und Mai 1766 abgesehen, wahrscheinlich nur die nähere Umgebung Rigas bei seinen Sommeraufenthalten auf den „Höfchen“ und Landgütern der befreundeten

---

<sup>10</sup> Maria Carolina Herder: *Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder*. Gesammelt und beschrieben. Hrsg. von Johann Georg Müller. Bd. 1. Tübingen 1820, S.91.

<sup>111</sup> Vgl. SWS XVII, S.315 ff.

<sup>12</sup> Vgl. SWS XVIII, S.272 und 289.

Kaufleute und Gutsbesitzer kennengelernt. Hier hat er, vielleicht bei einer Sonnwendfeier am Johannisabend 1765 auf Gravenheide, dem idyllisch gelegenen Gut des Herrn von Heydevogel am Jägelsee, „selbst Gelegenheit gehabt, lebendige Reste dieses alten, wilden Gesanges, Rhythmus, Tanzes, unter lebenden Völkern zu sehen, denen unsre Sitten noch nicht völlig Sprache und Lieder und Gebräuche haben nehmen können.“<sup>13</sup> Aus seiner „Unwissenheit in der Lettischen und Esthnischen Welt“ schloß Herder beim Tod des livländischen Generalsuperintendenten Jakob Andreas Zimmermann zu Recht, daß er keine Chancen habe, dessen Nachfolger zu werden.<sup>14</sup> Die äußerst gedrückte Lage des lettischen und estnischen Landvolkes war ihm dennoch nicht verborgen geblieben. Im *Journal meiner Reise* und in einer Rezension in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* 1772 gebrauchte er für die livländische Leibeigenschaft als Synonym „Sklaverei“<sup>15</sup>, im Kapitel „Finnen, Letten und Preußen“ des 4. Teils der *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1791) prangerte er die sklavische Unterjochung jener Völker im Verlauf der deutschen Ostkolonisation an und wagte kaum die tröstliche Prophezeiung ihrer Unabhängigkeit für spätere Jahrhunderte.<sup>16</sup> Unter den Auszügen aus Berens' *Bonhomien* in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* befindet sich auch dessen Nachruf auf den „Gerechten auf A.“, der mit seinen „Erbmenschen, wie mit Mitmenschen, einen gesellschaftlichen Vertrag über ge-

---

<sup>13</sup> SWS V, S. 170 (*Auszug aus einem Briefwechsel über Oßian und die Lieder alter Völker*, 1773).

<sup>14</sup> An Hartknoch, 21. November 1770; DA 1, S.282.

<sup>15</sup> Vgl. SWS IV, S.362; SWS V, S.348 f.

<sup>16</sup> Vgl. SWS XIV, S.268 ff.; vgl. auch SWS XVIII, S.224.

genseitige Pflichten" schloß.<sup>17</sup> In keinem Kommentar wurde bisher erläutert, daß es sich dabei um Karl Friedrich Freiherrn Schoultz von Ascheraden (1720-1782) und sein *Ascheraden-Römershofsches Bauergesetzbuch* in lettischer Sprache von 1764 handelte.<sup>18</sup> Verschärft richtete sich Herders Anklage gegen die Leibeigenschaft in Livland als eine „schreckliche Mißform der menschlichen Gesellschaft" dann in der Rezension einer Schrift Garlieb Merkels in den Erfurter *Nachrichten von gelehrten Sachen* 1797, und er wünschte dem jungen Freund, der ganz im Sinne seiner Humanitätsauffassung tapfer für die Unterdrückten eintrat, den Dank „beider Nationen Lieflands [...] durch eine gewonnene neue Existenz".<sup>19</sup> Auf die Volkskunst der Letten und Esten hatte er schon 1779 im 2. Teil der *Volkslieder* aufmerksam gemacht und die estnische *Klage über die Tyrannen der Leibeignen* als „wahren Seufzer aus der nicht dichterisch, sondern wirklich gefühlten Situation eines ächzenden Volks" ungekürzt wiedergegeben.<sup>20</sup> Seine adäquaten Nachdichtungen - Ulrich Gaier nennt die Methode „restaurative Übersetzung"<sup>21</sup> - basieren auf Interlinearübersetzungen, die er 1778 durch Vermittlung Hartknochs von Pastor August Wilhelm Hupel aus Oberpahlen zusammen mit den originalsprachlichen Liedertexten und Noten erhielt. Herder nahm nur wenige dieser Bauernlieder in seine gedruckte Sammlung auf. Seine vorangestellten volkskundlichen

---

<sup>17</sup> SWS XVII, S.395.

<sup>18</sup> Vgl. Julius Eckardt: Livland im achtzehnten Jahrhundert. Umriss zu einer livländischen Geschichte. Leipzig 1876, S.309-312 und 328.

<sup>19</sup> SWS XX, S.288 ff.; vgl. auch DA7, S.320 f. (Karoline Herder an Gleim, 9. Juni 1797).

<sup>20</sup> SWS XXV, S. 401 ff., Zitat S.537.

<sup>21</sup> Vgl. den Kommentar von Ulrich Gaier in: HW 3, S. 909 ff.

„Nachrichten“<sup>22</sup> verdankte er unter anderem Hupels *Topographischen Nachrichten von Lief- und Esthland* (Bd. 2, Riga 1777), Theodor Gottlieb Hippels Roman *Lebensläufe nach Aufsteigender Linie* (1. Teil, Berlin 1778) und Pastor Johann Jakob Härders Aufsatz *Untersuchung des Gottesdienstes, der Wissenschaften, Handwerke, Regierungsarten und Sitten der alten Letten, aus ihrer Sprache* im 2., 5., 7. und 12. Stück der *Gelehrten Beyträge z.u den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1764*, einer Provinzialwochenschrift, an der er selbst mitgearbeitet hatte.

### III

Dem verhaßten preußischen Militarismus entgangen und noch lange danach das Betreten preußischen Territoriums vermeidend<sup>23</sup>, fühlte Herder in Riga sich dankbar als russischer Patriot.<sup>24</sup> Knapp fünf Monate vor seiner Ankunft hatte Katharina II. Livland und Estland besucht und war in Riga vom 9. bis 15. Juli 1764 mit festlichen Empfängen und Banketten gefeiert worden. Daran erinnerte Herders *Lobgesang am Neujahrsfeste* 1765 in der Rigischen Wochenschrift<sup>25</sup>, eine offizielle Auftragsdichtung wie seine Ode *Auf Katharinenens Thronbesteigung* (3. Jahrestag) am Schluß der Schulrede *Von der Gratie in der Schule* bei seiner Einführung als Kollaborator am

---

<sup>22</sup> Vgl. SWS XXV, S.391-397; vgl. dazu Leonid Arbusow: Herder und die Begründung der Volksliedbrschung im deutschbaltischen Osten. In: Im Geiste Herders. Gesammelte Aufsätze zum 150. Todestage J.G.Herders. Hrsg. von Erich Keyser. Kitzingen 1953 (= Marburger Ostforschungen, Bd.1), S. 129-256.

<sup>23</sup> Vgl. DA 2, S.287 (an Hamann, 2. Januar 1773).

<sup>24</sup> Vgl. Rudolf Haym: Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Band 1. Berlin 1877, S. 110 ff.

<sup>25</sup> Vgl. SWS XXIX, S. 16 ff.

27. Juni/8. Juli 1765<sup>26</sup> - mit der Apotheose der „Göttin Rußlands“! Als normal im Stil der Zeit zu bewerten ist auch der Panegyrikus auf die „Landesmutter“, die „den Gesetzen emporhilft, die Wissenschaften an ihren Thron ruft oder sie in der Ferne belohnt, der Ordnung in ihrem Reiche, ja der unterdrückten Religion sich sogar in fernen Königreichen annimmt“ und die „Lorbeern verabscheut, die von Menschenblut triefen“<sup>27</sup>, in der Predigt in der Jesuskirche *Am Namensfeste der Monarchin* 1768, deren zitierte aktuelle Anspielungen z.T. auch Hoffnungen des jungen Aufklärers auf die Selbstherrscherin Rußlands widerspiegeln, obwohl ihm nicht verborgen geblieben sein kann, auf welch skrupellose Weise sie 1762 auf den Thron gelangt war und wie der seit 1741 gefangene Prätendent Iwan VI. im Juli 1764 in Schlüsselburg ums Leben kam.<sup>28</sup> Die Anspielungen in der Predigt betreffen neben der Rechtfertigung der russischen Intervention zugunsten der polnischen Dissidenten, die schließlich zur ersten Teilung Polens führte, den Ankauf der Bibliothek Diderots und den von d'Alembert abgelehnten Ruf als Erzieher des Großfürsten Paul, vor allem aber die Einberufung der 'Großen Gesetzgebenden Kommission' im Dezember 1766 und *Ihrer Kaiserlichen Majestät Catharinae II Instruction für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetz-Buche verordnete Commission* vom 30. Juli/10. August 1767, die in französischer, russischer, deutscher und lateinischer Sprache in zahlreichen Ausgaben

---

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 24ff.

<sup>27</sup> SWS XXXI, S. 45 f.

<sup>28</sup> Es kursierten anonyme Schriften, in denen Katharina II. als Mörderin des letzteren und ihres Gemahls Peter III. - von Herder 1762 als Friedensfürst Cyrus gepriesen - angeprangert wurde.

erschien.<sup>29</sup> Die mit großem propagandistischen Aufwand veranstaltete Kommission, in der 564 Deputierte aller Schichten der Völker des Russischen Reiches außer Leibeigenen und Geistlichen vertreten waren, tagte in Moskau vom 30. Juli/10. August 1767 bis zum 12./23. Januar 1769 und wurde aufgrund eines kaiserlichen Erlasses vom 18./29. Dezember 1768 unter dem Vorwand des ausgebrochenen Türkenkriegs aufgelöst. In immer kleineren Ausschüssen wurden die Kodifikationsarbeiten bis 1801 fortgesetzt, aber erst 1833 erschien unter Zar Nikolaus I. eine wegen ihrer Uneinheitlichkeit kaum brauchbare Gesetzessammlung des Russischen Reiches. Herder durchschaute damals ebensowenig wie die französischen Aufklärungsphilosophen, daß es sich bei der 'Großen Kommission' und der *Instruction (Nakas)* um eine geschickte Inszenierung der Usurpatorin zur Legitimation ihres Herrschaftsanspruchs und zur Täuschung der Öffentlichkeit handelte. Er glaubte ihren trügerischen Reformabsichten und sah darin günstige Voraussetzungen für die Realisierung seiner eigenen pädagogischen und politischen Reformideen für das Schulwesen und die Stadtordnung Rigas, ja darüber hinaus für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Livland und Rußland. Schon Rudolf Haym urteilte, daß Herder „Hoffnungen der Humanität an die Barbarei einer Eroberungssüchtigen, in der Wahl der Mittel absolut skrupellosen Politik knüpfte.“<sup>30</sup> Die im *Journal meiner Reise* und auf den folgenden einzelnen Blättern von Juli bis Dezember 1769 in Nantes und in Paris niedergeschriebenen Gedanken für ein politisches Werk „über

---

<sup>29</sup> Vgl. dazu demnächst meinen ausführlicheren Beitrag: Die Große Gesetzgebende Kommission und die Instruktion Katharinas II. in Herders Sicht. In: Frühe Neuzeit in Mittel- und Osteuropa. Köln, Weimar 1996.

<sup>30</sup> Rudolf Haym: Herder. Bd.1, 2. Hälfte. Berlin 1880, S.335.

die wahre Kultur eines Volks und insonderheit Rußlands"<sup>31</sup> zeugen von Herders intensiver Beschäftigung mit der *Instruction*, die als z.T. sinnentstellende Kompilation von Sätzen aus Montesquieus *De l'Esprit des Uns* (1753), Beccarias *Dei delitti e delle pene* (1764) und Jakob Friedrich v. Bielfelds *Institutions Politiques* (1760) zur theoretischen Rechtfertigung des Absolutismus verfaßt worden ist. Herders Kritik am Elaborat der Kaiserin, der er gute Absichten zutraut, ist eine Kritik ihrer Quellen, insbesondere der unpassend auf das despotische Rußland angewandten, viel zu undifferenzierten und statischen Typologie Montesquieus, dessen Werk er speziell für diesen Zweck exzerpiert. Um konkreter als Katharina II. und ihre Gewährsmänner auf die Verhältnisse in Rußland eingehen zu können, bestellte er im Oktober 1769 bei Hartknoch Werke zur russischen Geschichte und Politik, unter anderem August Ludwig Schölers Urkundensammlung *Neuverändertes Rußland oder Lehen Catharinä der Zweyten Kayserinn von Rußland* (Riga und Mitau 1767), die schon im Titel programmatisch anknüpft an die chronikartige Darstellung der Regierung Peters I. *Das veränderte Rußland* (Frankfurt 1721, Hannover 1739/40) von dem braunschweigischen Gesandten Friedrich Christian Weber. Beide Werke waren die wichtigsten Quellen der westeuropäischen Rußlandkenntnis im 18. Jahrhundert und weisen schon im Titel daraufhin, daß beide Monarchen ein barbarisches Land in Richtung auf Europa hin 'veränderten'. Auch Herder, der Theoretiker der unverwechselbaren historischen Individualität der Völker, teilte - trotz der Lektüre zahlreicher historischer Werke und Reisebeschreibungen über das Russische

---

<sup>31</sup> SWS IV, S. 403.

Reich<sup>32</sup> - die Auffassung seines großen Vorbildes Leibniz, der Rußland als kulturelles Neuland für die europäische Zivilisation und Aufklärung ansah und kaum etwas von seiner tausendjährigen Geschichte wußte.

Die Studien zur russischen Geschichte und die Ausarbeitung seines geplanten politischen Werkes, das er im Manuskript an die Kaiserin schicken wollte, hat Herder Ende 1769/Anfang 1770 aufgegeben, nachdem er auf seine Anfrage vom 4. November nach dem Stand der Gesetzgebung von einem anderen Rigaer Korrespondenten, dem Zollkontrolleur Begrow, anscheinend über die längst erfolgte Auflösung der Kommission informiert worden ist. In seiner Bückeburger Zeit vollzog sich in seinem politischen Denken eine tiefe Desillusionierung über den Wert und die Möglichkeiten des 'aufgeklärten Despotismus', und die erste polnische Teilung ließ ihn den Unterschied von Absichtserklärungen und Realpolitik der russischen Kaiserin erkennen. Dennoch schickte er am 25. Januar 1781 seine gekrönte Berliner Preisschrift *Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften, und der Wissenschaften auf die Regierung* an den befreundeten Grafen von Görtz, den preußischen Gesandten in Petersburg, mit der Bitte, sie „in der Kaiserin Hand“ zu bringen, und fragte mit Anteilnahme, weil er „die besten Jahre seines Lebens, im Gipfel Rußlands, zu Riga gelebt habe“, nach der Entwick-

---

<sup>32</sup> Es handelte sich dabei um Werke von Michail Wassiljewitsch Lomonossow, Schlözer, Hartwig Ludwig Christian Bacmeister, Anton Friedrich Büsching, Johann Eberhard Fischer, Johann Gottlieb Georgi, Johann Georg Gmelin, Johann Anton Güldenstädt, Stepan Petrowitsch Krascheninnikow, Gerhard Friedrich Müller, Peter Simon Pallas, Nikolai und Peter Rytschkow, Georg Wilhelm Steller und anderen; dank der Munifizienz Hartknochs, um dessen Verlagswerke es sich meist handelt, war Herders Bibliothek reich an Russica.

lung von „Literatur, Erziehung, Künsten, Menschheit“ im Reich.<sup>33</sup> Aus der Korrespondenz geht nicht hervor, ob Görtz in Herders Sinn gehandelt hat. Dabei hätte der aus dem *Journal meiner Reise* wieder aufgegriffene Gedanke vom Wiederaufleben Griechenlands am Schwarzen Meer<sup>34</sup> durchaus dem 'Griechischen Projekt' der Kaiserin, die Türken aus Europa und aus Konstantinopel zu vertreiben, entsprochen. Während Katharina II. aufgrund ihrer Eroberungskriege und ihres Privatlebens in ihren letzten Jahren in zunehmend negativem Lichte erscheint<sup>35</sup>, erfährt der im *Journal meiner Reise* und in den Bückeburger Schriften als Krieger, Despot und französisierender Freigeist polemisch betrachtete König Friedrich II. von Preußen postum in der 1. und 2. Sammlung der *Briefe zu Beförderung der Humanität* eine historisch gerechte Würdigung als vorbildlicher aufgeklärter Herrscher, womit freilich indirekt die aufklärungsfeindliche Politik seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm II. angegriffen wird.<sup>36</sup> Zu Beginn des neuen Jahrhunderts gab Herder die fast ausschließlich von ihm selbst verfaßte Zeitschrift *Adrastea* heraus, die den Fortschritt von Kultur und Humanität in der Geschichte des soeben abgelaufenen 18. Jahrhunderts zur Belehrung der Gegenwart aufzeigen sollte. Im 5. Stück (1802) würdigte er in dem Aufsatz *Peter der Große*<sup>37</sup> seinen Lieblichshelden, dem er lebenslang - seit einem Odenentwurf (Peters Taten in der Allegorie des Adlers) und der

---

<sup>33</sup> DA 4, S. 160 f.

<sup>34</sup> Vgl. SWS IX, S. 363, SWS IV, S. 402; nach Jakob Stählin über die Ukraine in: Nachrichten von der Musik in Rußland. In: Beylagen zum Neuveränderten Rußland, 2. Teil, 1770.

<sup>35</sup> Vgl. DA 7, S.461 f. (Karoline Herder an Friedrich Majer und August Herder, Dezember 1796).

<sup>36</sup> Vgl. SWS XVII, S.28 ff., 95 ff.

<sup>37</sup> Vgl. SWS XXIII, S.436-442.

Abhandlung zur Einweihung des neuen Gerichtshauses in Riga 1765 *Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?*<sup>38</sup> - gleichbleibende Verehrung entgegengebracht hatte. Der *Adrastea*-Aufsatz und der anschließende Dialog *Heber die schnelle Kunstbildung der Völker*<sup>39</sup> enthalten die zusammenhängendsten und kenntnisreichsten Äußerungen Herders über Rußland, dessen Geschichte im Slawen-Kapitel der *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* nur allgemein im Hinblick auf das Mongolenjoch tangiert wird.<sup>40</sup> Er teilt die von den Petersburger Akademiemitgliedern Gottlieb Siegfried Bayer, Gerhard Friedrich Müller und August Ludwig Schlözer begründete Auffassung von der russischen Staatsgründung durch die Waräger (Normannen-Theorie), die von den russischen Historikern aus gekränktem Patriotismus abgelehnt wird, relativiert sie aber zu Recht als Assimilationsprozeß in einem Vielvölkerreich.<sup>41</sup> Die Hauptquellen für die Darstellung Peters I. sind sein von Bacmeister übersetztes Tagebuch von 1698 bis 1721 (Riga 1774-1784) und Jakob Stählins *Originalanekdoten von Peter dem Großen* (Leipzig 1785), die eine gerechtere Einschätzung ermöglichen als die Herder seit langem bekannten Biographien Peters von Voltaire (1759, deutsch 1761) und Alexander Gordon (deutsch 1765) oder die Lob- und Gedächtnisrede des Erzbischofs von Groß-Nowgorod Feofan Prokopowitsch 1725.<sup>42</sup> Peter fasziniert Herder durch seine Tatkraft und seinen Bildungstrieb, aber ungeachtet aller Verehrung wirft er ihm jetzt zwei Fehler vor: 1. die zu schnelle und gewalt-

---

<sup>38</sup> Vgl. SWS I, S. 15, 25.

<sup>39</sup> Vgl. SWS XXIII, S.442-455.

<sup>40</sup> Vgl. SWS XIV, S.279.

<sup>41</sup> Vgl. SWS XXIII, S.447 f.; SWS XIV, S.377.

<sup>42</sup> In: Das veränderte Rußland; vgl. SWS IV, S.472.

same Europäisierung seines Reiches, die unvollendet blieb und erst von Katharina II fortgesetzt wurde, und 2. die Eroberung der Ostseeprovinzen und die Gründung der Hauptstadt Petersburg. Rußland habe seinen natürlichen Mittelpunkt am Schwarzen Meer, von wo aus es - als Großreich aus europäischen und asiatischen Provinzen - Europa und Asien friedlich beherrschen könne, ohne sich in die europäische Politik einzumischen.<sup>43</sup> Nachdem „das arme Polen“<sup>44</sup> von der Landkarte verschwunden ist, stellt der „Riese im Osten“ auch für Deutschland eine Bedrohung dar;<sup>45</sup> der russische Expansionstrieb hätte sich nach Herders Meinung vorteilhafter nach Süden richten sollen, und „die Osmanische Pforte wäre nicht mehr“<sup>46</sup>. Merkwürdigerweise hat Herder, der in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* und in der *Adrastea* die europäische Kolonialisierung Amerikas und Indiens anprangert, keine Einwände gegen die Einverleibung asiatischer Völker in das russische Imperium. Im Widerspruch zum Lob des „Nationalgefühls“ Peters I. und seines „behuhsamen“ Umgangs mit der Religion im *Journal meiner Reise* - er „fühlte gleichsam in sich Alles, was die Rußische Nation werden kann und werden wird“<sup>47</sup> - charakterisiert Herder 1802 Peters „Holländische Lebensart“<sup>48</sup> und stellt fest, daß die Europäisierung das Volk nicht erreicht hat: „Der Nationalcharakter, die griechische Sitte und Lebensweise, endlich die griechische Kirche standen Felsen-

---

<sup>43</sup> Vgl. SWS XXIII, S.449 f.

<sup>44</sup> SWS XVIII, S.346, 353.

<sup>45</sup> Vgl. die Ode *Germanien*, 1798; SWS XXIX, S.210 f.

<sup>46</sup> SWS XXIII, S.449.

<sup>47</sup> SWS IV, S.472 f.

<sup>48</sup> SWS XXIII, S.440.

vest da."<sup>49</sup> Aus dem hier nur geahnten Antagonismus zwischen dem westeuropäisch gebildeten Adel und dem orthodox-religiösen Volk entwickelte sich im 19. Jahrhundert Zündstoff für die soziale Revolution. Herder sah vor allem den westeuropäischen Fortschritt in Rußland und wußte nichts von den katastrophalen Folgen der Petrinischen Reformen für das Landvolk, der Zunahme der bäuerlichen Knechtschaft und der passiven Opposition der uralten Dorfgemeinde gegen diese Revolution von oben. Über diese Zusammenhänge wurde Westeuropa erst fünfzig Jahre später durch Alexander Herzens große historische Abhandlung *Von der Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland* (1851) informiert. Mit der Anwendung barbarischer Maßnahmen zur Kultivierung Rußlands wurde der von dem Humanitätsphilosophen Herder bewunderte „Barbar Peter Alexiewicz“<sup>50</sup> zum Vorläufer und Vorbild des auf den Fortschritt orientierten Staatsterrorismus in der Sowjetunion im 20. Jahrhundert (vgl. Andrej Platonow: *Die Epifäner Schleusen*, 1927; Alexej Tolstoj: *Peter der Erste*, 1929-1945).

---

<sup>49</sup> Ebd., S.451.

<sup>50</sup> Ebd.,S.410.

## Ausbruch aus geistiger Provinzialität. Herders Briefwechsel der Rigaer Zeit

Ojar Sander (Riga)

Herder kommt nach Riga als zwanzigjähriger Jüngling. Hier kommt es zur Entfaltung seines Talents und seiner Persönlichkeit, hier hat er seine ersten literarischen Erfolge und Mißerfolge. Sein Biograph Rudolf Haym schreibt im Jahre 1877:

In der Tat, es ist die ungebundenste, die glücklichste und die reichste Periode seines Lebens, die er hier durchlebt hat. Hier bereits setzten in seinem Geiste die Keime zu alle dem an, was sich später Erfreuliches entwickelte.<sup>1</sup>

Herder verdankte Riga eine wirtschaftlich sorglose Existenz, aber schon bald fühlte er sich in seinem Amt wie in seinem Leben zu stark gebunden. Den sich daraufhin vollziehenden allmählichen Ausbruch aus der geistigen Provinzialität zeigen seine Briefe der Rigaer Zeit, auch während der Reise nach Frankreich, und sein *Journal meiner Reise im Jahr 1769* - ein wertvolles Dokument der Sturm- und-Drang-Zeit.<sup>2</sup>

In den ersten beiden Jahren seines Aufenthaltes in Riga schreibt Herder nur an die Mutter in Ostpreußen, an seinen Lehrer in Mohrunen, Sebastian Friedrich Trescho, und an die Königsberger Freun-

---

<sup>1</sup> Rudolf Haym: Herder. Erster Band. Berlin 1958, S.88.

<sup>2</sup> Die ca. 60 Briefe bis 1769, die in Riga geschrieben oder auf andere Weise mit Riga verbunden sind, werden im folgenden zitiert nach DA 1.

de Johann George Scheffner und Johann Georg Hamann. Besonders häufig wendet er sich an Hamann, der sein geistiger Mentor in Königsberg gewesen war und der eine Vertrauensperson auch in Riga blieb, was durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte. Hamann war längere Zeit als Hauslehrer in Riga und Livland tätig, auch in der Nähe von Mitau in Kurland. Da die Entfernung zwischen Riga und Mitau nur sieben Meilen betrug, besuchten Hamann und Herder einander, so wagte beispielsweise Herder im Frühjahr 1766 trotz der schlechten und bei Eisgang der Düna gefährlichen Wege die Reise in die kurländische Residenzstadt, wo er Hamann zum letzten Mal umarmen sollte. Obwohl sich beide hier zum letzten Mal persönlich getroffen haben, blieb ihr Breifkontakt noch lange Zeit erhalten.

„Ich habe meine jetzige Lage Ihnen zu danken, u. bei jedem Guten und Bösen erinnere ich mich also Ihrer“, schreibt Herder am 5. Januar 1765. In der ersten Zeit fühlt sich Herder in Riga ziemlich einsam, und er schrieb schon etwa Mitte Februar 1765: „[...] wirklich kann Riga, einen Fremden, einen Litteratus [...] hypochondrisch machen.“<sup>3</sup>

Herder ist in Riga nicht nur Lehrer an der Domschule, sondern auch Gehilfe des Stadtbibliothekars in der 'Bibliotheca Rigensis'.

Die hiesige Bibliothek habe [ich] blos im Katalog durchlaufen; u. die Arbeit wird lange mechanisch seyn müssen. [...] Jetzt muß ich mir Muth zur Verfertigung eines Inventars der Juristen machen - Unter den Philologen habe ich mir einige schöne Ausgaben, u. Commentars der Alten gemerkt,

schreibt er an Hamann im Februar 1765.<sup>4</sup> Obwohl Herder ein begabter Kanzelprediger war, schreibt er darüber in reichlich ironischem

---

<sup>3</sup>DA1, S.36bzw. 37.

<sup>4</sup>Ebd., S.39.

Ton: „Indeß traue ichs meiner Stimme nicht zu, eine Posaune im heiligen Peter oder Dom zu seyn.“<sup>5</sup>

„Es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus - u. insonderheit in einem Kaufmannsort [...].“<sup>6</sup> Seinem ehemaligen Lehrer Trescho schreibt er am 20. August 1765, daß er in Riga und Mitau drei seiner Königsberger Freunde getroffen habe: Hamann, den Buchhändler Kanter und den von Königsberg nach Riga übersiedelten Hartknoch.<sup>7</sup>

Auch im Jahre 1766 sind die meisten Briefe Herders an Hamann gerichtet. Mit dem Druckort Riga liegt bereits Herders Beitrag zur Einweihungsfeier des neuen Gerichtshauses *Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?* (1765) vor, Herder schickt Hamann die ersten handschriftlichen *Fragmente über die neuere deutsche Literatur*, die dann in drei Sammlungen 1767 erscheinen werden. „Lesen Sie als mein erstgebohrner Kunstrichter u. schreiben Sie mir Ihre Meinung sonder Arglist, Rückhalt, Fehd, Gefährde u. Schonen“<sup>8</sup> Herder lebt manchmal wie ein einsamer Vogel auf dem Dache der Domschule und gerade dann ist ein wahrer Freund besonders nötig. Bereits im Dezember 1766 weiß Herder, daß sein Aufenthalt in Riga nicht von langer Dauer sein wird, und auch die Existenz eines Dorfpfarrers auf dem Lande ist ihm keine verlockende Perspektive:

Die Lettische Sprache - ich hätte sie hier längst anfangen können, wenn ich zu irgend einer Sache, in der Welt Lust hätte, u. DorfPastor zu werden, noch am wenigsten.- Ich fühle es, die äußere Ruhe auf dem Lande würde blos Quaal seyn, und schleichendes Fieber.

---

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd., S.46. An Hamann, Juli 1765.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S.49.

<sup>8</sup> Ebd., S.52 (vor dem 24. März 1766).

Noch will ich mich lieber winden u. seufzen, und mich mit mir selbst quälen, und leiden und andauern: es muß ein Stoß kommen, der mich hebt, und fortschleudert.<sup>9</sup>

Einige Briefe Herders sind auch an den Königsberger Freund Johann George Scheffner gerichtet, mit dem er zunächst wegen einer unbedeutenden Schrift in einen kleinen Streit geraten war, mit dem ihn aber bald tiefes Einverständnis verband.<sup>10</sup> „H. Hartknoch sendet Ihnen seine Umarmung zu: an H. Magister Kant, an den ich bei der ersten Müsse selbst schreiben werde, bitte ich mich zu empfehlen.“ Herder informiert Scheffner, daß er die ästhetischen Ansichten Lessings mit denen Winckelmanns vergleiche, daß er fleißig die Werke Humes und Rousseaus studiere und an einer größeren Abhandlung über die Veränderung des Geschmacks und der Grundsätze bei Nationen arbeite.<sup>12</sup>

Die durch die *Fragmente* und den 1768 publizierten Torso *Über Thomas Abbts Schriften* entstandene Polemik und die vergeblichen Versuche Herders, die Anonymität seiner Erstlinge zu bewahren, spiegeln sich auch in den Briefen der Zeit:

Auch hier machen sie, die lieben Fragmente, mehr Aufsehen, da ein ungütiger Zufall, die Nachricht hieher gebracht, daß ich der Verfasser sey: welches ich aber ganz leugne. Der Ueberbringer dieser Nachricht hat sie aus Königsberg u. ich möchte, allen den müßigen Marklosen Schwätzern, Lindner, Scheffner, Hippel ppp insonderheit Kantern ein großes Kellerschloß an den Mund wünschen.<sup>13</sup>

Es gelingt Herder ebensowenig wie später Hippel mit seinen *Lebensläufen*, seine Autorschaft zu verbergen, sogar die Berliner wis-

---

<sup>9</sup> Ebd., S.66.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Haym: Herder, Bd.1, S.230 f.

<sup>111</sup> DA 1, S.57 (An Scheffner, Juni/Juli 1766).

<sup>12</sup> Ebd., S.63 ff. (Sept./Okt. 1766).

<sup>13</sup> Ebd., S.69 (An Hamann, Januar 1767).

sen schon, wer der Autor der *Fragmente* ist: „Ich habe einen sehr höflichen Brief von Nicolai bekommen, in welchem er mich zum Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Bibliothek einladet [...].“<sup>14</sup> Der beste Freund aber, Hamann, schweigt: „Daß Sie über die *Fragmente* mir gar nichts geschrieben, ist unverzeilich.“<sup>15</sup> Der Brief an Friedrich Nicolai vom 19. Februar 1767 zeigt abermals, als wie vorläufig Herder seinen Riga-Aufenthalt auffaßt und wie sehr es ihn nach einem größeren Wirkungskreis verlangt:

Ich lebe hier, wie verschlagen an die Ufer der Düna, lehre bei der hiesigen Domschule, denke aber, wenn ich auch keinen anderen Ruf erhalte, nur noch ein Jahr hier zu bleiben, und alsdenn Deutschland zu meinem Aufenthalt zu wälen. Berlin ist der erste Ort nach welchem ich wünsche, und ich habe mich daher unter Berlinsche Gelehrte gemischt, weil der Geist derselben sympathetisch auf mich wirkte. Dies ist die ganze Entschuldigung, warum ich über die Litteraturbriefe geschrieben, ohne mich deßhalb zum Richter über die ganze Deutsche Litteratur aufwerfen zu wollen. Ein Aufseher über Deutschland an den Ufern der Düna ist so eine wunderbare Creatur als ein Litteraturbriefsteller auf den Sandbänken der Celtischen Halbinsel.<sup>16</sup>

Noch einmal rechtfertigt Herder sich für die Anonymität seiner *Fragmente*:

Ich habe meinen Namen verschwiegen, weil meine elenden *Fragmente* von demselben keinen Schmuck erhalten; ich darf ihn aber nicht verläugnen, wenn ihn andre wissen. [...] Ich habe die *Fragmente* als Vorläuferinnen in die Welt gesandt, die ich nie als Kinder adoptieren werde [...].<sup>17</sup>

Die Zusammenarbeit mit Nicolai und den Berliner Aufklärern, die sich im Februar 1767 zunächst gut anließ, entwickelte sich dann aber

---

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd., S.71f.

<sup>17</sup> Ebd., S.70 f.

doch nur zögerlich, wofür Herder in seinem nächsten Brief an Nicolai ein halbes Jahr später vor allem seine vielfältigen Verpflichtungen verantwortlich macht, die ihm zu geistiger Betätigung nur wenig Zeit ließen:

Da ich in einem geistlichen Amt stehe, wo mir Geschäfte, u. zwar von einer ganz entfernten Gattung, wenig Zeit übrig laßen: so muß ich mich zur Philologie u. den schönen Wissenschaften nur so hinstehlen. Sollte mir der Himmel eine ruhigere Stelle, u. etwas mehr Muße u. Opportunität verleihen: so werde ich ins künftige gern näher an Ihre Arbeiten mich anschließen.<sup>18</sup>

Wie unzufrieden Herder mit seiner bisherigen Lage war, geht aus einem Brief an Scheffner vom November 1768 hervor:

Ueberdem macht meine gegenwärtige fast melancholische Denkart mir Alles schwer, u. mich zu Allem auch schwer. Der Ort wo ich lebe, mein Stand, meine Arbeiten, die Leute, mit denen ich umgehen soll, alles ist mir verdriesslich u. ich kann nichts so wenig erklären, als dass ich mich an Riga durch meinen ehrlichen Pastorstand auf gewisse Art angekettet. Ich schnappe nach nichts, als nach Veränderung, u. verzehre bei dieser Unzufriedenheit wahrhaftig mich selbst. Der erste Ruf von hieraus, es sei, wohin u. wozu es auch wolle, gefällt mir schon im Voraus, u. nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder u. Menschen kennen zu lernen. Dies allein wäre im Stande mich aufzumuntern: sonst nichts: denn wenn ich mich gleich jetzt ins hiesige Oberpastorat, oder Generalsuperintendentschaft versetzte, u. in den Stand der heiligen Ehe obendrein: so sind jetzt einmal die Menschen meines Orts nicht nach meinem Sinn geschnitten, u. ich sehe einer großen weiten Leere entgegen, die meinen Geist nothwendig ermatten muss, weil dieser gewiss Aufmunterung über Alles braucht. Und in den Jahren, in denen ich bin, muss auf die ganze Lebenszeit Alles entschieden werden! Wolle Gott! ich hätte weniger Einbildungskraft, um mir selbst damit zur Last zu werden.<sup>19</sup>

Im Jahre 1769 erschienen in Riga Herders *Kritische Wälder oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend*,

---

<sup>18</sup> Ebd., S.88.

<sup>19</sup> Ebd., S. 109.

wo auch gegen Winckelmann und Lessing polemisiert wird. Da das Urteil Lessings für Herder aber sehr wichtig ist, wendet er sich im Januar 1769 brieflich und anonym an ihn und entschuldigt sich sozusagen im voraus für die Kritik an einigen Passagen im *Lcio-koon*, wobei er, allen Respekts ungeachtet, von seiner Kritik aber nichts zurücknimmt:

Nehmen Sie die offenste Versicherung meiner Hochachtung an, die auch aus meiner ganzen Schrift erhellen muß, und künftig noch mehr erhellen wird. Jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte; allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wieviel hat der nicht Nachsager!<sup>20</sup>

Wie hoch Herder Lessing verehrt, geht aus einem Brief an Nicolai vom 27. Dezember 1768 und 10. Januar 1769 hervor:

Ich beneide H. Lessing in mehr als einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst, u. aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft: solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!<sup>21</sup>

„Niemals, niemals“, so heißt es an einer anderen Stelle im selben Brief, „würde Leßing der Mann seyn, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtgens oder gar einer Studierstube eingeschloßen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken u. Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte.“<sup>22</sup> Bedenkt man, daß die Lebensumstände Lessings in den Jahren seiner Bibliothekarstätigkeit in Wolfenbüttel von 1770 bis zu seinem Tod 1781 durchaus dem entsprachen, was Herder als Eingeschlossensein in einem kleinen Städtchen beschrieb, so wird die Pikanterie dieser Briefstelle greifbar; aber es geht Herder ja auch nicht um Lessing,

---

<sup>20</sup> Ebd., S.130 (An Lessing, Januar 1769).

<sup>21</sup> Ebd., S. 127.

<sup>22</sup> Ebd., S.125.

sondern um sich selbst: um seine eigene Eingeschlossenheit in der provinziellen Enge Rigas.

Am 5. Mai 1769 bittet Herder, „Pastor adjunetus der Vorstädtischen Kirchen und der Domschule Mitarbeiter“, wie er sich selbst in seinem Schreiben an den Rigaer Rat tituliert, um einen längeren Urlaub für eine Reise nach Deutschland und in einige andere Länder, was er mit einem Hinweis auf die dringenden Bedürfnisse seines Geistes begründet:

Indessen fühle ich so manchen unbefriedigten Wunsch und unausgeführte Anlage in mir, zu lernen und nützlich zu werden, dass ich vielleicht meinen Geist für eine verstümmelte Busse ansehen würde, wenn ich in den Kreis meiner Einsichten und Nutzbarkeiten eingeschlossen, mich dahin leben müsste. Es gibt Bedürfnisse des Körpers, die Reisen nöthig machen: sollte es nicht dringendere und eben so nothwendige für den Geist geben?<sup>23</sup>

Für manche seiner Freunde ist Herders Entschluß, Riga zu verlassen, eine Überraschung, für andere nicht. An Hamann schreibt er Mitte Mai 1769:

Die Nachricht, die ich Ihnen, mein lieber Hamann, in diesem Briefe zu geben habe, wird Ihnen unerwartet seyn; ich hoffe aber, daß Sie, wenn Sie sich ausgewundert und ausgescholten, meine Thorheit nicht mißbilligen werden. Ich habe meine Ämter hieselbst niedergelegt, und gehe ohne Unterstützung und auswärtiges Engagement zu Schiffe: ob nach Nantes, oder nach Kopenhagen, weiß ich noch nicht.<sup>24</sup>

Ähnlich gehalten ist der Abschiedsbrief an Scheffner, ebenfalls von Mitte Mai 1769:

Ich gehe auf eine unbestimmte Zeit weg von hier [...]. Ich muß meine Meubels und Bücher verkaufen, um meine Schulden zu bezahlen u. ehrlich wegzukommen. [...] Ohne Geld, ohne Unterstützung, unbesorgt, wie Apostel u. Philosophen, so gehe ich in die

---

<sup>23</sup> Ebd., S. 144.

<sup>24</sup> Ebd., S. 145.

Welt, um sie zu sehen von mehr Seiten kennen zu lernen, u. nutzbarer zu werden.<sup>25</sup>

Während seines Aufenthaltes in Riga traf Herder fast täglich mit seinem Verleger Hartknoch zusammen, so daß sich ein schriftlicher Austausch erübrigte. Jetzt aber, mit Herders Abreise, beginnt ein reger Briefwechsel, der lange Jahre bis zum Tode Hartknochs 1789 fortgesetzt wird. Das Schiff liegt noch vor Anker zwischen Düna und offener See, als Herder den ersten Brief an die Familie Hartknoch schreibt, wo er sich mit Jonas im Bauch des Wales vergleicht und einen Abschiedsgruß an alle richtet, „die mich, verdienter oder unverdienter Weise lieben.“<sup>26</sup>

In einem weiteren Brief, geschrieben schon auf der Seereise und zudem in lateinischer Sprache, trägt Herder seinem Freund und Verleger Hartknoch eine ganze Reihe konkreter Aufgaben zur Erledigung auf: er soll an Nicolai, sogar an Herders Mutter schreiben, er soll Bücher besorgen und Schulden bezahlen, und Hartknoch erweist sich als zuverlässiges Mädchen für alles, Herder hingegen ist in ökonomischen und finanziellen Dingen gelegentlich doch reichlich hilflos.

Einen weiteren Brief adressiert Herder am 4. bzw. 15. August, nun schon aus Nantes, an Hartknoch:

Das gute Andenken, dessen mich meine Freunde werth schätzen, ist für mich die beste angenehmste Nutzung des Kapitals, das ich wünsche in Riga gelassen zu haben, und ich würde verzweifeln, wenn mit jedem Schritt meines Lebens auch die Spur erloschen wäre, die ich in einige der würdigsten Seelen, die ich kennen gelernt, gedrückt zu haben wünschte. [...] Sie können nicht glauben, wie viel neues man sieht, wenn man aus einer Situation heraus ist: das ist der Punkt, den Archimedes außer der Welt verlangte, um die

---

<sup>25</sup> Ebd., S. 148 f.

<sup>26</sup> Ebd., S.151 (an Hartknoch, 5. Juni 1769).

ganze Welt zu bewegen, u. das ist, auf die gewesenen Situationen meines Lebens, meine Reise. Mein erstes Werk wird seyn, durch eine neue u. anständige Auflage meiner bisherigen Schriften, mich über das Vorhergehende zu legitimiren; und das zweite, künftighin mich über alle elende kurze Zeitverbindungen hinweggesetzt, nichts zu schreiben, als was der Summe dessen, was der Menschliche Geist zu allen Zeiten gedacht, Neue Gedanken hinzusetzet, zu denen ich, wie Sie zum Theil wissen, so manche Sphäre habe.<sup>27</sup>

Hier wird der Ausbruch aus der geistigen Provinzialität greifbar, auf den Herder gewartet hatte. Im Rückblick auf seine Rigaer Zeit schreibt er Ende August 1769 in einem nicht abgeschickten Brief an Hamann:

Nichts ist in der Welt peinlicher, als zu groß für seine Sphäre zu scheinen u. zu klein für dieselbe zu seyn, und das war der Fall mit mir; das gab Contrariedades zwischen mir u. meinen Ämtern, zwischen den Ämtern an sich selbst, u. mit andern Sachen. Ich fühlte den Anfang einer Falte meines Geistes, die ich zerstören wollte. Ich fing mich an wie eine verstümmelte Büste zu fühlen, wenn ich in den ewigen Kreis meiner Beziehung hätte eingeschlossen bleiben sollen. Ich sähe, daß gewisse Jahre zu nutzen wären, die nicht wiederkommen. Ich sähe, daß ich überraschen müste, oder ich bliebe sitzen. Ich thats.<sup>28</sup>

In der zweiten Hälfte des Jahres 1769 sind Herders Briefe in Nantes und Paris geschrieben, aber auch diese Briefe sprechen noch viel über Riga und die Rigenser. Noch in Frankreich denkt Herder über sein Projekt einer Bildungsreform in Riga nach:

Ich arbeite fürs Lyceum so wesentlich, u. für die Menschheit so würdig, daß, wenn meine Plane u. Absichten einmal eine würdige Stelle finden, wo es auch sei? sie nicht verkannt werden können. Warum sollte die Zeit der Lykurge u. Sokraten, der Calvine u. Zwinglius, dieser Schöpfer von kleinen glücklichen Republiken, vorbei seyn, und warum sollte es nicht ein mögliches Datum zu

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 155 f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 164.

einem Etablißement geben, das für die Menschheit, für Welt und Nachwelt, Pflanzschule, Bildung, Muster seyn könnte?<sup>29</sup>

Ähnlich schreibt Herder, nun schon aus Paris, an Friedrich Nicolai über die Bedeutung seiner Reise für seine künftigen Wirkungsmöglichkeiten:

Ich lerne beßer urtheilen u. die Deutsche Literatur übersehen, da ich andre Völker kennen lerne, da ich mich auf einmal dem eingeschränkten Kreise unsrer Deutschen Streitsucht entziehe, da ich unter andern Nationen wandle, um mich einst beßer u. ganzer meinem Vaterlande wiedergeben zu können.<sup>30</sup>

Wir haben hier nur einige der interessantesten Briefe Herders erwähnt, die seine Rigaer Zeit reflektieren. Viel spricht Herder auch in seinem *Journal meiner Reise im Jahr 1769* von Riga und Livland. Am Angang dieses wichtigen Zeitdokuments, das im französischen Nantes verfaßt, aber erst 1846 publiziert wurde, heißt es:

Ein großer Thcil unsrer Lebensbegebenheiten hängt würlklich vom Wurf von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt und so ward ich deßelben los; so ging ich auf Reisen.<sup>31</sup>

In seinem *Journal* formuliert Herder eine vortreffliche Charakteristik Kurlands, Livlands und der alten Hansestadt Riga, die mittels Bildung und Aufklärung auch unter russischem Schatten beinahe zu einem zweiten Genf werden könne; er selbst wollte der „Genius Lieflands“ werden, dem es gegeben sei, diese Provinz nicht, wie andere, zur Vermehrung des eigenen Reichtums zu nutzen, sondern zu bilden:

---

<sup>29</sup> Ebd., S. 168.

<sup>30</sup> Ebd., S. 175.

<sup>31</sup> Johann Gottfried Herder: *Journal meiner Reise im Jahr 1769*. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Katharina Mommsen [...]. Stuttgart 1976. S.7; vgl. SWS IV, S.345.

Liefland ist eine Provinz, dem Fremden gegeben! Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre Kaufmännische Art, zum Reichwerden, genoßen; mir, auch einem Fremden, ists zu einem höheren Zwecke gegeben, es zu bilden!<sup>32</sup>

Manche seiner Bildungsideen und -ideale, die Herder in Riga nicht mehr verwirklichen konnte, hat er später in Weimar realisiert. Denn keine gute Idee geht ganz und gar spurlos verloren.

---

<sup>32</sup> Herder: Journal, S.30; SWS IV, S.363 f.

## J. G. Lindners Fortgang aus Riga (1764) und Herders Ankunft

Renate Knoll (Münster)

Das Thema gestattet, an einen besonderen Glücksfall der Geschichte zu erinnern: an die rege kulturelle Fluktuation zwischen den baltischen und deutschen Ländern, die im 18. Jahrhundert insbesondere zwischen Riga und Königsberg bestand. Als Repräsentanten dieser Bewegung ragen die thematisch genannten Autoren um so mehr hervor, als sie vom Licht und Schatten eines dritten Akteurs begleitet sind, der in die Betrachtung einzubeziehen ist: der lebenslange Freund beider und als Mentor, Lehrer und Anreger Herders besonders bekannte, aber noch mehr unerkannte Johann Georg Hamann. Im Baltikum hatte der junge Johann Georg Hamann nach seinem Studium ohne Abschluß auf adligen Gütern und im ihm befreundeten Berensschen Handelshaus in Riga gewirkt, bevor er in dessen Auftrag 1757 London erreichte - den Ort seiner inneren Lebenswende, die ihn im Januar 1759 mittellos in seine Geburtsstadt Königsberg zurückkehren ließ.

Nur gute fünf Jahre später, im Mai 1765, wird ihm Johann Gotthelf Lindner nach Königsberg folgen, um sein Schulamt an der Rigaer Domschule gegen eine vakant gewordene Professur der Literatur

zu vertauschen.<sup>1</sup> Hier bot sich ihm nach der russischen Okkupation von 1758-1762 ein reiches Arbeitsfeld nicht nur an der Universität, sondern auch im Wiederaufbau der Königsberger Deutschen Gesellschaft als intendierte Brücke zu Stadt und Bürgerschaft. Lindner, Senior der Gesellschaft bereits 1755, im Jahr seines Fortganges nach Riga, übernahm ihre Leitung, als sie am 24. Januar 1766 wieder eröffnet werden konnte.<sup>2</sup>

Lindner stammte aus Hinterpommern; als ältester Sohn des Pfarrers Georg Friedrich Lindner wurde er am 11. September 1729 in Schmolsin bei Stolpe geboren. Sein Vater war 1733 von Franz Albrecht Schultz, dem berühmten Pietisten, an die Altrossgärtische Kirche in Königsberg berufen worden. Hier hatte der junge Lindner das von Schultz geleitete Collegium Fridericianum bis zum 15. Lebensjahr besucht, seit 1744 an der Albertina studiert und außer jugendlicher Studentenpoesie zusammen mit Hamann eine neue Wo-

---

<sup>1</sup> Vgl. meine Veröffentlichungen von Lindners Bewerbung, der universitären Berufungsverhandlungen sowie der Zeugnisse seiner früheren literarischen Produktivität in: Renate Knall: Johann Georg Hamann 1730-1788. Quellen und Forschungen (Schriften der Universitätsbibliothek Münster anlässlich des 200. Todestages von Hamann und des Fünften Internationalen Hamann-Colloquiums in Münster), Bonn 1988, insbes. S.29-36. Die in der Biblioteka Jagiellonska, Krakow wieder aufgetauchten Herder-Briefe, auf die hier mit dem Exponat 105, S. 70, aufmerksam gemacht werden konnte, liegen nunmehr vor mit dem Nachtragsband der Herder-Briefausgabe, vgl. DA 9, insbes. S. 25-112.

<sup>2</sup> Vgl. Gerard Kozierek: Aufgeklärtes Gedankengut in der Tätigkeit der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. In: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Hrsg. von Erik Amburger, Michal Ciesla u. a. Berlin 1976, S. 321-347.

chenschrift herausgebracht: die *Daphne*, die anderthalb Jahre Bestand hatte (1749-1750)/

So kehrte Lindner mit seiner Bewerbung von 1764 in seine Heimatstadt und an die Stätte erster literarischer Wirksamkeit zurück. Doch gestaltete sich das geistige Leben in Preußen nicht so frei, wie er und seine Freunde es sich gewünscht hätten. Lindner starb bereits 1776, und Hamann verließ elf Jahre später sein 'Vaterland', ein Schritt, der lange geplant war, einer Einladung seiner Freunde in Münster in Westfalen und Friedrich Heinrich Jacobis in Düsseldorf zu folgen. Nicht nur Hamanns schwierige soziale Lage in Königsberg, auch das kulturelle Riga und das dortige gastfreie Leben adeliger Familien auf dem Lande fanden bei seinen rheinisch-westfälischen Freunden wache Aufmerksamkeit.

Zu den Kontakten wirtschaftlicher Art, die zwischen den westlichen alten Hansestädten und Riga noch lebenskräftig waren, gesellten sich mit Hamanns Ankunft in Münster die Fülle von lebendigen Beziehungen, die seit seiner Hofmeisterzeit zu Riga, dem baltischen Adel und dem bürgerlichen Kaufmannsstand fortbestanden bzw. durch seine brieflichen Nachrichten aus dem 'Elysi-um' seiner Gastgeber neue Nahrung erhielten. Hamanns Reisebegleiter war der jüngere Bruder Lindners, der Arzt und Theologe Gottlob Immanuel Lindner (1735-1818), sein Nachfolger als Hauslehrer im baltischen Grünhof.

Einleitend sei auch auf die baltische Anziehungskraft im Rahmen der Aufklärung hingewiesen. Durch Hamanns Vermittlung konnten Jacobi und der niederländische Philosoph Frans Hemsterhuis

---

<sup>3</sup> Vgl. *Daphne*. Nachdruck der von Johann Georg Hamann, Johann Gott-  
helf Lindner u. a. hrsg. Königsberger Zeitschrift (1749-1750). Mit einem  
Nachwort von Joseph Kohlen. Frankfurt a. M., Bern 1991.

(1721-1790), der mit ihm wie mit der Fürstin Amalia von Gallitzin befreundet war, ihren literarisch-philosophischen Wirkungskreis erheblich ausdehnen; als Autor und Übersetzer von *Alexis ou de Vage d'or* (Jacobi: *Alexis oder Von dem goldenen Weltalter*) gewannen sie den Verleger Kants in Riga: Friedrich Hartknoch.<sup>4</sup> Gerade ihm wollte Herder seine Rigaer Jahre zu verdanken haben. Wie immer das auch zu verstehen sei, fällt damit Licht auf Herders frühes Streben nach literarischer Öffentlichkeit.

Die nähere Frage nach den Beziehungen zwischen Johann Gotthelf Lindner und Herder dürfte nicht einfach zu beantworten sein. Läßt sich dennoch in Grundzügen aufhellen, was er dazu beitrug, daß Herder zur großen kulturellen ost-westeuropäischen Synthese fortschreiten konnte? Sein Weg führte ihn vom baltischen Volksgut der Lieder zur umwälzenden, neuen Gedankenwelt des Niederländers (wie er diese verstand): Er übersetzte Hemsterhuis' *Lettre sur les desirs*, vereinte Poesie (der Völker) und Philosophie aus dem Geiste der französischen Aufklärung zu einem neuen Inbegriff von Dichtung.

Das thematisch genannte Jahr 1764 ist zugleich das Jahr von vier abschriftlich erhaltenen Lindner-Briefen an den bekannten Verfasser der *Livländischen Bibliothek*, den Notar des Oberkirchenvorsteher-Amtes in Dorpat Friedrich Konrad Gadebusch. Sie zeigen den Leser und Bücherkäufer Lindner, der sich keine Neuerscheinung entgehen läßt. Genannt werden mehrere gefragte Autoren und ihre Werke: Just Friedrich Wilhelm Zachariae (1726-1747) sowie Johann Jacob

---

<sup>4</sup> Näher dazu Renate Knall: Hamanns literarisches 'Vergnügen' an Hemsterhuis in Kommunikation mit dem Münsteraner Freundeskreis. In: Frans Hemsterhuis (1721-1790). Quellen, Philosophie und Rezeption. Hrsg. von Marcel Fresco und Horst Lademacher. Münster 1995, S.471-490.

Dusch (1725-1787). Näher vorgestellt wird der in Riga geborene Brasche; seine gestreiften *Versuche im Denken und Empfinden* weisen thematisch hin auf Mendelssohn (*Über die Empfindungen*) und Herder (*Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele*). Erwähnung findet auch ein Besuch des Probstes Christian David Lenz, des Vaters des in Livland geborenen bekannten deutschen Dichters.

Im letzten Brief vom 30. Dezember 1764 geht Lindner auf seinen bevorstehenden Fortgang aus Riga etwas näher ein; er berichtet, daß seiner Bewerbung die Berufung zum „Prof. ord. Poet.“ nach Königsberg gefolgt sei und er dieses Amt, „ob es gleich an Einkünften um die Hälfte und mehr abschlägt, dennoch angenommen habe, um endl. einer geringeren Schullast [...] entledigt zu werden“. Schon nimmt er auch einen konkreten Umzugstermin in Aussicht und erwägt weitere Regelungen wie den Verkauf von Büchern etc.

Diese Briefe werden im Anhang originalgetreu mitgeteilt. Genauer betrachtet ist mit ihrer Zeitangabe 1764 allerdings nicht nur auf ein Jahr aufmerksam gemacht, das den Philologen, Biographen und Literaturhistoriker zum Verweilen einlädt, sondern das zugleich am eminenten Fall eine *Epochenwende* innerhalb der Beziehungen zwischen den verschiedenen Sprach- und Kulturräumen markiert. Der Austausch, der stattfand, als Lindner Riga verließ und somit für den ihm zugeordneten Gehilfen Herder ungeahnter Platz zur Selbstentfaltung entstand, war mehr und anderes als ein solcher im heutigen Sinne. Das Amt, das ihm Lindner auf Hamanns Empfehlung hin zur Verfügung stellen konnte, war seit 1759 von Hamanns Bruder

Johann Christoph Hamann als „Mitarbeiter durch alle Classen“<sup>5</sup> besetzt. Man hatte Hoffnungen auf dessen Beförderung gesetzt, die er aber nicht zu erfüllen vermochte. Dieser Aspekt war eine ungeschriebene Bedingung. Der Collaborateur hatte u.a. darauf zu achten, daß geeignete Studenten zum Weiterstudium bei Kant in Königsberg empfohlen wurden. Für diese Rolle erschien Herder befähigt zu sein.

Herder fand in Riga nicht nur eine besonders aufgeschlossene Stadt, die ihm ein erstes Amt bescherte, sondern einen Ort im Wechselbezug von Lebenswirklichkeit und Literarizität poetisch-pathetischer Selbstbegegnung und Spiegelung des eigenen Wesens. Er eignet sich Riga jedoch nicht vorbehaltlos zu. Diese Sicht könnte vom pietistischen Erbteil Lindners geistig mitgeprägt sein und mit ihm auch von Hamann, wemgleich seit deren gemeinsamer Hinneigung zur leichten Muse und zu literarischer Produktivität der frühen *Daphne-Zeit* sowie der Anfänge der von Hamann mitinitiierten und von Februar bis Mai 1764 redaktionell geleiteten *Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen*<sup>6</sup> anderes dominiert. Herder partizipierte an den Sorgen um die Zukunft der Neugründung schließ-

---

<sup>5</sup> Von der Schulweisheit. / Betrachtungen / bey der / Eröffnung eines öffentlichen Examens / den 27<sup>ten</sup> April 1759. / und der / Einführung zweener Collegien / und eines Mitarbeiters / bey der hiesigen Stadt= und Domschule / in einer Rede / gehalten / von / M. Johann Gotthelf Lindner, / Rectoren / der Domschule. Riga, / Gedruckt mit Frölichschen Schriften, S.22 f.- Das Original befindet sich in der Akademischen Bibliothek Lettlands in Riga.

<sup>6</sup> Eine erste Bestandsaufnahme bietet Angelo Pupi: Die Anfänge der Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen (Februar-Mai 1764). In: Königsberg. Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Begründet und hrsg. von Joseph Kohlen. Frankfurt a.M., Berlin, Bern 1994, S.21-54.

lieh mit eigenen Beiträgen. Das war auch ein Akt bewahrter Solidarität mit den Gründern.

Hamann stand stetig in engster brieflicher Verbindung zu Lindner und wurde von diesem als „sokratischer Philologe“ anerkannt.<sup>7</sup> Als von Herder verehrter Autor der *Sokratischen Denkwürdigkeiten* hatte Hamann der „Empfindung“ den Vorrang vor dem „Lehrsatz“ gegeben/ Zu empfinden hieß, die Wahrheit zu ergreifen. Das sollte insbesondere den jungen Herder als Rezensenten und Literaturkritiker in den *Fragmenten* an Hamanns Seite als Alkibiades halten und dem Kantschüler lebenslang zu denken geben. Strahlte etwas von diesem Geiste auch bis in seine Predigten aus sowie in seine Schriftstellertätigkeit für die Provinz als Mitarbeiter der *Rigaischen Gelehrten Beiträge!* Noch fehlt eine Gesamtausgabe von Herders Predigten.<sup>9</sup> In der literarischen Formung seines *Journal meiner Reise im Jahr 1769* gibt Herder seiner neuen Raumerfahrung eine geradezu mythopoetische Gestalt:

Liefland, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit, und eines angemaaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun? Zu thun, um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Cultur und Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwinglius, Calvin und Luther, dieser Provinz zu werden. Kann ichs werden? habe ich dazu Anlage, Gele-

<sup>7</sup> Vgl. Johann Gotthelf Lindner: Lehrbuch der schönen Wissenschaften, insbesondere der Prosa und Poesie. Königsberg, Leipzig 1767. Zusätze S.257.

<sup>8</sup> „Zwischen Empfindung aber und einen Lehrsatz ist ein grösserer Unterscheid als zwischen einem lebenden Thier und anatomischen Gerippe desselben.“ Johann Georg Hamann: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Josef Nadler. Wien 1949-1957 (=N). N II, 73, 10-13.

<sup>9</sup> Zu einem ersten Pilotprojekt und Entwurf einer künftigen Ausgabe von Herders Predigten vgl. Wilhelm Ludwig Federlin: Anmerkungen Herders zu einem Predigtentwurf J. G. Müllers zu Johannes 6.1 ff. In: Bückeburger Gespräche über Johann Gottfried Herder 1988. Hrsg. von Brigitte Poschmann. Rinteln 1989, S.321-342.

genheit, Talente? Was muß ich thun, um es zu werden? was muß ich zerstören? Ich frage noch! [...] O, daß eine Evmenide mir in meinen Wäldern erschiene, mich zu erschrecken, mich aus denselben auf ewig zu jagen, und mich in die grosse nutzbare Welt zu bannen!<sup>10</sup>

Obschon Herder neben seiner Schultätigkeit einen Schwerpunkt in der literarischen Arbeit gefunden hatte<sup>11</sup> - nachdem er noch vor Lindners Übersiedlung nach Königsberg durch diesen in sein neues Amt eingeführt worden war -, notiert er im *Journal* als definitive Selbstbestimmung ein weiteres Ziel: „Dazu sei mein geistliches Amt; die Colonie einer verbeßerten Evangelischen Religion zu machen: nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung“<sup>12</sup>. Ihm ging es um mehr als um bloße „Veränderungen Liflands, in Absicht auf die Religion“, wie Lindner in seinen *Beiträgen zu den Schulhandlungen* 1762 geschrieben hatte.

Anschaulich legte Herder bereits am 27. Juni 1765 anlässlich seiner feierlichen Einführung dar, was er unter Bildung verstand. Sein Thema hieß: „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse“. Die Rigorosität pietistischer Erziehungsgedanken ist aufgehoben. Stattdessen ist mit diesem Begriff nicht nur auf die literaturgeschichtlich so bedeutsame Nachahmungsproblematik im 18. Jahrhundert zu verweisen<sup>13</sup>, auf die Entstehung des implizierten Gedan-

---

<sup>10</sup> SWS IV, S.362 f.

<sup>11</sup><sup>11</sup> Vgl. Leonid Arbusov: Herder und die Begründung der Volksliedforschung im deutsch-baltischen Osten. In: Im Geiste Herders. Gesammelte Aufsätze zum 150. Todestage J. G. Herders. Hrsg. von Erich Keyser. Kitzingen 1953, S. 129-256, insbes. S. 132-151.

<sup>12</sup> SWS IV, S.364.

<sup>13</sup> Vgl. näher zu Herders Anteil am exzellenten Beispiel Arthur Henkel: 'Der deutsche Pindar'. - Zur Nachahmungsproblematik im 18. Jahrhundert. In: Geschichte des Textverständnisses am Beispiel von Pindar und Horaz. Hrsg. von Walther Killy. München 1981 (= Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 12), S. 173-193.

kens der 'Selbstbildung' aus dem „Renaissance-Platonismus“; Herder teilte ihn mit Shaftesbury wie mit Wicland (*Agathon*) oder Klopstock und wird ihn von einer humanistisch-pädagogischen zu einer geschichtsmetaphysischen Kategorie erweitern.<sup>14</sup> Sittliche Spiegelung und sittliche Steigerung werden zum weltweiten Ziel methodischer Liebenswürdigkeit.

Welche Bedeutung gewann Herders Wechsel von Königsberg nach Riga auf diesem Wege zu sich selbst als Philosoph? Dem gelegentlichen Mißmut, dem Herder im Rückblick auf beide östlichen Stationen freie Bahn ließ<sup>15</sup>, steht der Versuch gegenüber, nicht nur wie Hamann reserviert auf Riga zurückzublicken<sup>16</sup>, sondern die Herausforderung des von diesem vermaledeiten „ekelsten Ortes“ anzunehmen: „Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache“<sup>17</sup>. Aus dem Gegensatz zu Hamann, in bewußter Selbstfindung verwandeln und verkehren sich die Motive seiner Welt in die Sprache gesuchter eigener Produktivität. Herder will mehr und anderes sein als der bloße „Schüler Hamanns“, als er Königsberg verläßt. Daß es eine Empfehlung Hamanns war, die ihn dort eingeführt hatte, könnte unterschwellig mitgespielt haben. Und doch ist sein Blick

---

<sup>14</sup> Vgl. Ernst Lichtenstein: Von Meister Eckhart bis Hegel. Zur philosophischen Entwicklung des deutschen Bildungsbegriffs. In: Kritik und Metaphysik. Studien. Heinz Heimsoeth zum 80. Geburtstag. Berlin 1966, S.260-298, insbes. S.273-276.

<sup>15</sup> „Ich ward nie, was ich werden sollte, wozu mich Nothwendigkeit und Umstände machen wollten, sondern immer was anders. So als Schüler, so als Lehrer: so in Königsberg, so in Riga: so auf Reisen.-Genius, durch welche Wege bin ich geführt und umhergeworfen!“ SWS IV, S.464.

<sup>16</sup> Vgl. näher dazu Friedrich Scholz: Die Literaturen des Baltikums. Ihre Entstehung und Entwicklung. Opladen 1990 (= Abhandlungen der Rheinisch-Westfäl. Akademie der Wissenschaften, Bd.80), S.92, Anm. 212.

<sup>17</sup> SWS IV, S.409. Vgl. auch Scholz: Die Literaturen des Baltikums, S.93, Anm. 214.

mit jener Passion des „Liebhabers“ ausgestattet, der mit Hamanns *Kleeblatt Hellenistischer Briefe*<sup>18</sup> in Fortführung der *Sokratischen Denkwürdigkeiten* Weltliteratur wurde.

Wurde die Bahn für den gerade Zwanzigjährigen um so freier, als mit Lindner der älteste Freund Hamanns der Stadt Riga den Rücken gekehrt hatte, Lindner, der Literat, Freimaurer und Pädagoge?<sup>19</sup> Dessen Nachfolger an der Domschule, den Rektor Schlegel, erledigte Herder mit der spitzen Feder des *Journals*, er erklärte ihn „für einen schaalten Kopf, für dumm, kriechend und eigensinnig“.<sup>20</sup>

---

<sup>18</sup> Vgl. N II, 171, 16. Vgl. auch die Neuedition mit Wiedergabe des Erstdruckes: Johann Georg Hamann: *Kleeblatt Hellenistischer Briefe*. Hrsg. und kommentiert von Karlheinz Löhner. Frankfurt a.M., Berlin, Bern 1994 (= Regensburger Beiträge zur Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd.8), insbes. S.55, Anm. 97 mit den Hinweisen auf 1. Kor. 1,27f. und Eph. 1,28.

<sup>19</sup> Zur literaturhistorischen Gesamtwürdigung von Lindners Persönlichkeit vgl. Joseph Kohnen: Johann Gotthelf Lindner. Pädagoge, Literat und Freimaurer in Königsberg und Riga. In: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Kulturgeschichte und Landeskunde 17 (1984), Heft 76, S.33-48, sowie den Nachdruck von Lindners *Sendschreiben an den Hoch Edlen Herrn Herrn J. C. Behrens aus Liefland* nach Knoll: Hamann-Katalog (vgl. Anm. 1). In: Joseph Kohnen: Baczko. Lauson. Lindner. Scheffner. Hippel. Hamann. Königsberger um Kant. Berlin 1993 (= Deutsche Bibliothek des Ostens), S. 15-20.

<sup>20</sup> Zitiert nach Scholz: Die Literaturen des Baltikums, S.93, Anm. 215. Vgl. auch Herders ausführlichen Bericht an Hamann vom 23.4.(4.5.) 1765 in: Johann Georg Hamann: Briefwechsel. Bd. 1-3. Hrsg. von Walther Ziesemer und Arthur Henkel. Bd. 4-7. Hrsg. von Arthur Henkel. Wiesbaden, Frankfurt a.M. 1955-1979. (=ZH bzw. =H), ZHII, 19-25. Diesem Brief lag Herders Ode *Der Opferpriester* bei (vgl. SWS XXIX, S.18-21).- Einen zusammenfassenden Überblick über die Domschule und ihre Rektoren (1755-1780) bietet die ältere Arbeit von Bernhard Hollander: Geschichte der Domschule, des späteren Stadtgymnasiums zu Riga. Hrsg. von Clara Redlich. Hannover 1980 (= Beiträge zur baltischen Geschichte, Bd. 10), S.58-85 mit Einbeziehung auch der 'Nebenpersonen'.

In solcher herben Bilanz nach viereinhalb Unterrichtsjahren, dazu nach glänzender Predigertätigkeit als Adjunktus an der Gertrud- und der Jesus-Kirche, die freilich von orthodoxer Geistlichkeit begünstigt wurde, wird zugleich bewußt, warum auch Herder Riga wieder verließ, obschon er seiner Verlobten eingestand, er habe „in Liefland so frei, so ungebunden, gelebt, gelehrt, gehandelt - als ich vielleicht nie mehr im Stande seyn werde, zu leben, zu lehren u. zu handeln“<sup>21</sup>.

Der baltische Raum, der den deutschsprachigen Autoren, die in Königsberg die Albertina besucht hatten, im 18. Jahrhundert als erste Bewährungsprobe diente, war für Herder damit mehr als bloßes Sprungbrett in die erträumte Karriere eines Hochschulprofessors an der heimischen Universität; er gestattete, was sich vielleicht erst aus der Begegnung mit Goethe in Straßburg noch freier sagen ließ: Leben als freien Selbstzweck.

Im Vergleich mit Lindner steht Herder in dieser Erfahrung zugleich Hamann näher als jenem, obschon Lindner der engste Vertraute seiner literarischen Aufbrüche, Teilnehmer auch in allen „Praenumerationsfragen“ war.<sup>22</sup> Hamann, lebenslanger Freund Herders wie Lindners, gehört so aufs engste mit zur Thematik. Werkgeschichtlich gesehen ist dabei insbesondere an zwei Schriften Hamanns zu erinnern, die im engsten Bezug zu Lindner wie auch zu Herder stehen. Hamanns Schrift *Fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend*, der er zwei Briefe an Kant mit dem Titel *Zugabe zweener Liebesbriefe an einen Lehrer der Weltweisheit, der eine Physich für Kinder schreiben wollte* hinzugesellte, ist die vielleicht wichtigste

<sup>21</sup> DA 1, S. 229.

<sup>22</sup> Vgl. Hamann an Lindner am 5.1.1763, ZH II, 184, 23, sowie meine Anm. 1 und 18.

Frucht in der Auseinandersetzung mit Lindners in Riga verfaßtem *Beytrag zu Schulhandlungen*, der bis in die letzte Zeit Hamanns in Riga zurückreicht.<sup>23</sup> In die Literaturfehde, die Hamanns Eingreifen nicht zu beenden vermochte, mischte sich auch der junge Herder mit einer indirekten Stellungnahme gegen Hamanns *Hirtenbriefe*.<sup>24</sup> Weitaus wichtiger für Herders sich literarisch ausbildendes Selbstbewußtsein in gesuchter Abgrenzung von Hamann wurde die hier zu nennende zweite Schrift: Hamanns *Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in Kabbalistischer Prose* (1762). Mit dem Stichwort der Kabbala wie der Rhapsodie verbindet Hamann beide Texte in einem Brief an Nicolai<sup>25</sup> sowie in seinem Bericht darüber an Lindner und betont damit den inneren Zusammenhang.<sup>26</sup> Symptomatisch wird so der Blickpunkt noch deutlicher, von dem Hamann aus die zeitgenössische Literaturdebatte zu vertiefen versuchte. Er ging zurück auf englische Autoren wie Thomas Blackwells *An Enquiry into Homer* (1736) und *Letters concerning Mythology* (1758), sowie auf Ant. Yves Goguet, *De V Origine, des Lois, des Artes, des Sciences et de leur Propres chez, les anciens Peuples* (1758), aus denen auch Herder schöpfen konnte, nachdem Hamann ihre Theorien über das Alter und den Ursprung der Poesie in seinen Sätzen über unsere Vorfahren erneut vergegenwärtigt hatte.<sup>27</sup> „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts!“ denn: „Sinne und Leiden-

<sup>23 3</sup> Vgl. Sven-Aage Jorgensen: Johann Georg Hamann. Fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend. Einführung und Kommentar. Kopenhagen 1962, S.80.

<sup>24</sup> Ebd., S.83.

<sup>25</sup> Vgl. Hamann an Friedrich Nicolai am 21.12.1762, ZH II, 181, 25.

<sup>26</sup> Vgl. Hamann an Johann Gotthelf Lindner am 5. 1. 1763, ZH II, 183, 32.

<sup>27</sup> Vgl., wenn auch nicht ohne generellen Vorbehalt, die Zusammenfassung - nach Rudolf Unger: Hamann und die Aufklärung. Halle 1925 - auch bei Arbusow: Herder und die Begründung der Volksliedforschung, S. 134.

Schäften reden und verstehen nichts als Bilder<sup>4</sup>, so lautete die revolutionär neue Botschaft Hamanns.<sup>28</sup>

Welche Impulse Hamann damit Herder gab, zeigen dessen weitergehende Reflexionen über das „Lied“ als „Muttersprache der Dichter“.<sup>29</sup> Daß es lettische Gesänge und Tänze waren, die seinen Liedbegriff seit 1765 prägten, gehört zum topischen Bestand der Literaturgeschichte; nach Arbusow avancierten sie zu Herders Inbegriff des „gleichsam Tanzmäßigen“ des Gesangs der sogenannten „wilden“ Völker, obschon weder Herder noch Hamann genug Lettisch verstanden, um den Inhalten folgen zu können.<sup>30</sup> Den lettischen Dainos hatte auch schon Lessing in den *Litteraturbriefen* seine Reverenz erwiesen (1759), und Friedrich Hagedorn hatte in seinem *Vorbericht* zum dritten Teil seiner *Poetischen Werke* weitere Details angeführt, denen Herder nur zu folgen brauchte, um seine zweite Sammlung der *Fragmente* (1766) literarhistorisch zu vervollständigen.<sup>31</sup>

---

<sup>28</sup> N II, 197.

<sup>29</sup> Zitiert nach Rudolf Haym: Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Bd.1. Berlin 1877, S. 116.

<sup>30</sup> Vgl. Hamann an Herder am 19.4.1766: „Aus Verzweiflung hab ich das Lettsche auch angefangen seit Ostern“ (ZH II, 366,25), und an seinen Vater aus Mitau am 10.8.1766: „Für die curschen Bücher statte Ihnen meinen herzlichsten Dank ab“ (ZH II, 376, 3). Im gleichen Zusammenhang spricht Hamann von seiner „Flucht in diese Gegenden, bey den betrübten Umständen meines Vaterlandes“, die „nicht so bald endigen, und nicht ohne Abwechselung seyn“ werde (ZH II, 376, 9-11) - ein Motiv, das die Baltischen Lande als Refugium für den deutschsprachigen Schriftsteller darstellt, während Herder seufzt: „Die Lettsche Sprache - ich hätte sie hier längst anfangen können, wenn ich zu irgend einer Sache in der Welt Lust hätte, u Dorf Past[or] zu werden, noch am wenigsten.“ (ZH II, 385, 17-19)

<sup>31</sup> Vgl. den genaueren Textvergleich mit Herders Vorlage bei Arbusow: Herder und die Begründung der Volksliedforschung, S.141 f.

Herders Wendung vom hamannschen „Bild“ zum hörbaren Lied der Völker zeigt zugleich aber auch Herders spezifischen Sinn für das Wesen der Töne als besondere Zeiterfahrung. Mit der Metaphorik des „Rauschens“ als tönender Dauer erhebt sich der spätere Autor von *Auch eine Philosophie der Geschichte* über die nach Penisson<sup>32</sup> zu entlarvenden Illusionen der Aufklärer über das Wesen der Zeit. Die Volkspoese, die ihm diesen Zugang zu einer zu erschließenden Welt ermöglichte, wurde so - nach Goethe - neben der von Herder behandelten hebräischen Dichtkunst Zeugnis dafür, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat=Ertheil einiger feinen gebildeten Männer.“<sup>33</sup>

Die Zäsur, die den jungen Herder von dem aus Riga abgereisten Lindner trennt, kann schroffer nicht sein. Lindner gehörte zu jenen „feinen gebildeten Männern“. In sich gestattender „melancholischer Laune“ vergaß Herder sich, demungeachtet, gelegentlich „allen d<ies>en müßigen Marklosen Schwämmern, Lindn. Scheffn. Hipp, ppp <alle> insonderheit Kantern ein großes Kellerschloß an den Mund [zu] wünschen.“<sup>34</sup> So trug er wohl mit zur 'Verdunkelung' von Lindners Gestalt bei. Hamann zählt Lindner in einem Brief an Herder vom 28. August 1768 ausdrücklich mit zu den „Lares und Penates“ auch seines Freundes Herder; Lindners Medaillon wird in der Schreibstube von Kanters Buchladen in Königsberg den gemalten Köpfen von Moses Mendelssohn, Ramler, Schaffner, Willamov und Hippel beigesellt<sup>35</sup>, während den Ladenbesuchern ein Portrait

<sup>32</sup> Vgl. näher Pierre Penisson: Tönen bei Rousseau und Herder. In: Johann Gottfried Herder (1744-1803). Hrsg. von Gerhard Sauder. Hamburg 1984 (= Studien zum 18. Jahrhundert, Bd.9), S. 186-193, insbes. S.193.

<sup>33</sup> Goethe: Dichtung und Wahrheit. Weimarer Ausgabe 1. Abt. 27. Bd., S.313.

<sup>34</sup> ZH II, 387, 25-28.

<sup>35</sup> ZH II, 419.

des Königs zwischen Pindar, Caesar, Tacitus und Plutarch präsentiert wird.

Lindner war der erste Partner von Hamanns kühnen „Einfällen“, das „Homo sum“ des Terenz aufzunehmen<sup>36</sup> und mit der Devise des englischen Dichters Pope zu amalgamieren: „Trinckt tiefer, daß euch der Schwindel vergeht.“<sup>37</sup> Die Albertina übernahm Lindner auf die vakant gewordene Professur unter dem Hinweis auf seine „Stärke in der DichtKunst, Mithologie, Philosophie, und anderen schönen Wißenschaften“<sup>38</sup>. So verpflichtete ihn das neue Amt nicht nur zur im Umkreis von Kant gewünschten „Menschensprache“, sondern es gewährte Homer und der alten „Göttersprache“ weiterhin Mitspracherecht.<sup>39</sup>

Während Hamann den gerade erst gewonnenen jungen Freund Herder an das Baltikum abtreten mußte, bescherte ihm Lindners Rückkehr nach Königsberg die Wiederkehr des vertrauten Rückhaltes in der Angefochtenheit seiner Existenz. Mit Lindner war auch noch einmal die gelehrte Kultur von Michael Lilienthal präsent<sup>40</sup>, und

---

<sup>36</sup> Vgl. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ ZHII, 105. Zur dementsprechenden biblisch getönten späteren Abwandlung des Zitats in ein „Ecce homo! und was ist menschlicher als ein Vater und Autor?“<sup>41</sup> vgl. H V, 293, 10.

<sup>37</sup> ZHII, 106,36-37.

<sup>38</sup> Vgl. Knoll: Johann Georg Hamann (wie Anm. 1), S.35.

<sup>39</sup> Zu beiden Termini und der mit ihnen verbundenen Problematik vgl. Kants Brief an Hamann vom 6.4.1774, ZH III, 82, 11-17. Vgl. dazu auch Manfred Lossau: Klassische Philologie an der Albertina zur Zeit Kants. In: Königsberg. Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Begründet und hrsg. von Joseph Kohnen. Frankfurt a.M., Berlin, Bern 1994, S.65-79.

<sup>40</sup> Näher zu Michael Lilienthal vgl. Knoll: Johann Georg Hamann, S.22-27 sowie dies.: Michael Lilienthal, ein Vermittler zwischen den Kulturen als Mitglied der Petersburgischen Akademie. In: Russen und Deutsche im 18. Jahrhundert. Die Begegnung der Kulturen. Russisch-deutsches

nach Lindners frühem Tod folgte Johann Gottlieb Kreuzfeld (1745-1784) nicht nur auf dessen Lehrstuhl, sondern setzte auch die freundschaftliche Beziehung zu Hamann fort, wie insbesondere sein Geburtstagsgedicht für Hamann im Jahre 1777 zeigt.<sup>41</sup> Auch er nahm litauische Dainos, die er selber übersetzte, in seine *Preußische Blumenlese* auf.

Herder, der gleich nach seiner Ankunft in Riga das Poem: *Über die Asche Königsbergs. Ein Trauergesang*<sup>42</sup> verfaßt hatte, beklagt jedoch nicht nur die verkohlten Reste, die eine Feuersbrunst dort hinterließ, sondern wendet sich dem „Wiederbringer“ zu, der nach alter apostolischer Lehre auf eine letzte „Wiederbringung aller Dinge“, der apokatastasis panton hinweist. Man könnte das symbolhaft verstehen. Die Abkehr von seinem Lehrer Hamann, am deutlichsten in seiner Rezension der *Aesthetica in nuce* manifestiert, schließt die Hoffnung der Wiederversöhnung nicht aus. Der Glaube an das himmlische Jerusalem, den die Schlußstrophe vergegenwärtigt:

So hüpf - der Seher sieht! - so hüpfst du Stadt  
 Bald statt des Greuls der Verwüstung,  
 Um eine neue Stadt!

verweist auf gemeinsames Gedankengut, mochte Hamann mit diesem *Gesang* Herders auch weniger einverstanden sein und einer

Kolloquium, 16.-18. Mai 1996 in Moskau. Hrsg. von Sergej J. Karp. Moskau 1997 [in russ. Sprache],

<sup>41</sup> Ebd. S.48-49. Vgl. auch Hamanns Bericht an Herder: „Krcutzfeld ist mein fleißigster Besucher und *beynahe Lindner für mich*“ ( ZH III, 308, 8; Hervorhebung R.K.).

<sup>42</sup> SWS V, S. 13-15. Vgl. zum folgenden auch Renate Knoll: Kulturgeschichtliche Beziehungen zwischen Münster i. W. und Königsberg im 18. Jahrhundert. In: Königsberg. Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Begründet und hrsg. von Joseph Kohnen. Frankfurt a.M., Berlin, Bern 1994, S.179-198.

ihm übersandten *dramatischen Ode* den Vorzug geben; mit ausgestreckter Hand antwortete er grundsätzlich ratend : „Sollte Ihr Genie zur Musick für Riga nicht brauchbarer seyn als Ihre archäologische Muse.“<sup>43</sup>

Auch die räumliche Distanz hindert Hamann also nicht, den Mentor herauszukehren, obgleich er einräumen muß: „Die Furcht Sie nicht recht zu verstehen und von Ihnen gleichfalls nicht recht verstanden zu werden nöthigt mich, daß ich bey Generalibus bleiben muß.“<sup>44</sup> Der gestörte Dialog verhindert zudem nicht das Eingeständnis, daß ihm selber Königsberg „immer enger“ wird und er ungeachtet der Ankunft von Lindner auf eine Reise nach Kurland zu gehen sinnt, wo ihn Herder besuchen könnte.<sup>45</sup> Schon hier zeichnete sich damit jene Bewegung in der Beziehung zwischen den Freunden ab, die ich in meiner Studie über Herder als Promotor Hamanns darzustellen versuchte.<sup>46</sup>

Der von Hamann vorgesehene Treffpunkt der deutschsprachigen Autoren ist wiederum die freundschaftliche Atmosphäre eines kurländischen Gutsbesitzers; am 19. Juni trifft Hamann bei Hofrath Tottien in Mitau ein. Vom Wohnsitz seines Gastgebers, des vor der Stadt gelegenen Landguts Maihof, kann er sowohl die ihm verbun-

---

<sup>43</sup> ZH II, 331, 5-8. Vgl. für den weiteren Zusammenhang Hamanns Brief an Herder vom 18.5.1765, ZH II, 330 ff. Nach Herders Brief vom 23. April (4. Mai) 1765 (ZH II, 325 ff.) dürfte Hamanns Zustimmung auf Herders Ode *Der Opferpriester* zu beziehen sein. Der vollständige Titel heißt: „Ein Altarsgesang; der Abreise eines Freundes geheiligt.“ Mitau 1765.

<sup>44</sup> ZH II, 330,31-33.

<sup>45</sup> Vgl. „Ich warte also auf die Stunde meiner Erlösung, Verpflanzung und Ihrer Umarmung“. ZH II, 332, 28-29.

<sup>46</sup> Vgl. Renate Knoll: Herder als Promotor Hamanns: Zu Herders früher Literaturkritik. In: Herder Today. Contributions from the International Herder Conference. Nov. 5-8, 1987. Stanford, California. Ed. Kurt Mueller-Vollmer. Berlin, New York 1990, S.207-227.

dene Frau Generalin von Witten als auch Lindners Bruder und Frau besuchen; Herders Einladung, nach Riga zu kommen und bei ihm zu wohnen, schlägt er hingegen aus, so daß Herder sich dann doch zu ihm auf den Weg macht und vom 1.-4. August bei ihm verweilt - „aus <gar zu großer> Muße thätig, u. aus Thätigkeit müßig“<sup>47</sup>, wie Herder rückblickend zusammenfaßt. Hamann indessen denkt auch aus der Ferne an Lindner und organisiert über seinen Vater für ihn, daß er das „grüne Schreibpult“ aus seiner Königsberger Büchertube erhält.<sup>48</sup>

Mit Herder setzt sich das Briefgespräch fort in der gegenseitigen Mitteilung von Oden, während Lindner von Hamann gebeten wird, seine alte Laute, die ihn schon einmal nach Livland begleitet hatte, durch Reichardt reparieren zu lassen.<sup>49</sup> Waren dies die ersten Folgen seiner bereits am Ende der *Aesthetica in nute* aufgestellten Theorie über den lettischen Volksgesang, Ergebnis seiner schon früher in Kurland gewonnenen poetischen Erfahrung?

Hamanns weitere Stationen sind einige Tage in Grünhof, dann ab 17. September Warschau, auf der Rückreise Riga, bis er sich brieflich wieder am 11. Februar 1766 aus Mitau meldet, wo ihn Herder zu Ostern abermals besucht. Die Bücherschätze, die Herder in der Rigaer Dombibliothek und Hamann bei Lindners Bruder entdeckt<sup>50</sup>, lassen die Devise: „Denken Sie weniger und leben Sie mehr“<sup>51</sup> in

---

<sup>47</sup> ZHII, 342, 8.

<sup>48</sup> ZHII, 340, 17.

<sup>49</sup> Vgl. NII, 344, 23-24. Zum weiteren Zusammenhang vgl. Josef Müller-Blattau: Hamann und Herder in ihren Beziehungen zur Musik. Mit einem Anhang ungedruckter Kantatendichtungen und Liedmelodien aus Herders Nachlaß. Königsberg 1931.

<sup>50</sup> Hamann half Lindners Bruder, „seine kostbaren engl, franz. und welsche Bibliothek auszupacken“<sup>4</sup>. ZH II, 345, 8-10.

<sup>51</sup> Vgl. Hamann an Herder am 18.5.1765. ZH II, 330, 30-31.

der Phase erster Wiederbegegnung nicht allzu wörtlich werden. Und doch klingt schon hier jenes Motiv an, das im Briefwechsel mit Friedrich Heinrich Jacobi noch größere Bedeutung gewinnen und mit seiner *Metakritik* in der Auseinandersetzung mit Kant seinen Höhepunkt erreichen wird.<sup>52</sup>

Das dem Denken vorzuordnende Leben wird zum epochal neuen Kriterium für Schriftstellerei und Philosophie; das schöpferisch Produktive erhält den Vorrang vor aller Systematik, das 'Wort' relativiert das 'Sein'. Das in ihm gesuchte geistig-sinnliche Ganze wird als Ermöglichungsgrund von versischer Dichtung erkannt. Nicht mehr Griechenland oder der Norden schlechthin, sondern Kurland und Livland werden zum ernüchternden Inbegriff für zukünftige sachadäquate metrische Fragen. In der *Aesthetica in nuce* erwägt Hamann abschließend:

Es giebt in angelührten Gegenden gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bey aller ihrer Arbeit singen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen: so wäre es ganz natürlich, daß alle seine Verse nach diesem eingeführten Maasstab ihrer Stimmen zugeschnitten seyn würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, diesen kleinen Umstand [...] in sein gehörig Licht zu setzen etc.<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Vgl. insbesondere Hamanns Brief an Jacobi vom 27. April 1787, in dem Hamann zugleich an seine Lektüre in Kurland anknüpft (H VII, 169, 32) sowie an Herder vom 15.9.1784 (H V, 210-216).

<sup>53</sup> N II, 215, 215-216, 6. Herder übernimmt 1778 Hamanns Text: Vgl. SWS XXV, S.299. Vgl. dazu auch die Aufnahme des Motivs vom lettischen Volksgesang in Kurland in Hippels anonym erschienenem Werk *Lebensläufe nach Aufsteigender Linie*, Berlin 1778. Titelabb. der sehr seltenen Ausgabe in: Knoll: Johann Georg Hamann (wie Anm. 1), S.47. Hippel widmet es u. a. „der lettischen Muse“<sup>4</sup>.

Nachahmenswert ist so nicht mehr nur das hohe Vorbild Pindar; Ursprüngliches strahlt mit der „Vorwelt Bild“ weiter, wie Herder dithyrambisch im *Genius der Zukunft* (1769) ausführt:

Mit Flammenzügen glänzt  
in der Seelen Abgründen der Vorwelt Bild  
und schießt weitüber weißagend starkes Geschoß  
in das Herz der Zukunft! Siehe! da steigen  
der Mitternacht Gestalten empor! wie Götter aus Gräbern empor  
aus Asche der Jugendglut die Seher! Sie zerreißen  
mit Schwerterblitzen das Gewölk! Sie wehn  
im Blick durch die Sieben der Himmel, und schwingen sich herab!  
Denn liest der Geist in seines Meers  
Zauberspiegel die Ewigkeit.-<sup>54</sup>

Solch ein „Zauberspiegel“ lag nach Herder auch in den im Norden heimischen Volksliedern des Ostseeraums beschlossen; ganz ungeachtet seiner früheren Furcht, als ein „Hamännchen“ zu gelten<sup>55</sup>, wird er auf seiner Suche nach solchen alten Texten Hamann einspannen.<sup>50</sup>

Mit einer poetischen Widmung seiner *Zerstreuten Blätter* an Hamann beschwört Herder nochmals 1785 - erneut mythopoetisch - den Geist fortdauernder „Jugendgespräche“<sup>57</sup>. Den besonderen

---

<sup>54</sup> SWS XXIX, S.322 f.

<sup>55</sup> Die jüngere Herder-Forschung hat unter diesem Gesichtspunkt der Berücksichtigung der Klotzianer Hamann vielfach zu rigoros ausgespart und Lindner übergangen. Heidi Owren: Herders Bildungsprogramm und seine Auswirkungen im 18. und 19. Jahrhundert. Heidelberg 1985 bietet im Abschnitt „Rīga: Gemeingeist und Kultur“ (S.42-46) nur eine allgemeinere Zusammenfassung aus heutiger Perspektive. Zur Teilnahme Hamanns an Fragen der ästhetischen Bildung vgl. u. a. auch seine Briefe an Lindner; am 1.2.1764 schreibt Hamann: „Nebst Kant ist Mosers Sammlung v Winckelmanns Schreiben an einen jungen Lifländer über Bildung des Geschmacks auf diesen Monat meine schwerste Arbeit.“ (ZH II, 234, 13-15).

<sup>56</sup> Vgl. Knoll: Johann Georg Hamann S.65.

<sup>57</sup> An Hamann (1785). SWS XXIX, S.698.

Charme solcher erinnerten Gespräche, aber auch ihre Grenzen beleuchtet Herders frühes Widmungsgedicht *An Hamann (Königsberg S.Juni 1764)*. Da heißt es im Gebärdenspiel der Verbeugung eines Alcibiades cor Socrates:

Dir nach dein Genius, vor Engelsglanz  
unsichtbar, der dich leit'  
mehr als Helenens Bruder! - deiner Seele  
der einzige Bruderfreund!<sup>58</sup>

Dieser Bundesschwur sollte, unbeschadet aller Suche nach dem „eigenen Dasein“ als das von Gott allen Geschöpfen gegebene „höchste Gut“<sup>59</sup> und, ungeachtet mancher sachlichen Differenzen<sup>60</sup>, von lebenslanger Dauer sein. Die Brücken, die Herder zwischen prinzipiell verschiedenen Anschauungen überhaupt- etwa in der Frage der Freimaurerei - und über kulturelle Unterschiede hinweg zu schlagen fähig war, könnten auch heute noch tragfähig sein.<sup>61</sup>

---

<sup>58</sup> An Hamann (1764). Ebd. S.251. Vgl. auch ZH II, 258.

<sup>59</sup> Herder: Liebe und Selbstheit. Ein Nachtrag zum Briefe des Hr. Hemsterhuis über das Verlangen. In: J. G. Herder: Zerstreute Blätter, erste Sammlung. 2. neu durchges. Ausgabe. Gotha 1791, S.348. Vgl. auch SWS XV, S.326.

<sup>60</sup> Vgl. näher dazu: Hans Dietrich Irmischer: Herders Dithyrambische Rhapsodie. In: Aufklärung als Problem und Aufgabe. Festschrift für Sven-Aage Jorgensen zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Bohnen und Per Ohrgaard. Kopenhagen, München 1994, S. 144-157.

<sup>61</sup> Nach Abschluß meines Manuskripts wurden von mir - über die im folgenden dokumentierten Briefe hinaus - auch an anderer Stellē J.G.Lindner-Briefe aufgefunden, dazu im Original, und zwar aus Riga in den Jahren 1759-65. Ich hoffe, im Rahmen meiner weiteren Forschungen näher auf sie eingehen zu können. Schon jetzt sei aber auf diese buchgeschichtlich höchst reizvollen Texte aufmerksam gemacht, die dem Lindner-Thema auch als Gegenstand einer notwendigen künftigen Monographie allgemeinere kulturgeschichtliche Bedeutung verleihen.

- Anhang -

Vier unbekannte Briefe von Johann Gotthelf Lindner an Friedrich Konrad Gadebusch aus dem Jahre 1764 sowie zwei Schreiben des Bibliothekars Ageluth

Johann Gotthelf Lindners Briefe gelten weithin als verschollen. Um so mehr Beachtung verdienen die im Nachlaß von H. Diedrichs erhaltenen Abschriften seiner Hand aus der Briefsammlung von K. F. Gadebusch. Dankenswerter Weise stellte mir die lettische Landesbibliothek die reprographischen Aufnahmen vor vielen Jahren zur Veröffentlichung zur Verfügung. Die Original-Abschriften wurden damals unter der Signatur R x 111,4,26 in der Vilis Lacis, Riga aufbewahrt. Erst heute komme ich dazu, diese Textzeugnisse baltisch-deutscher Geistesgeschichte im dazugehörigen Rahmen einer größeren interessierten Öffentlichkeit bekanntzumachen.

Zum besseren Verständnis des Zusammenhanges werden auch noch zwei weitere Schreiben mitgeteilt, die ich in der gleichen Sammlung vor Ort entdeckte. Ich danke den lettischen Bibliothekaren für lebenswürdige Aufnahme, Genehmigung zum Druck und alle ergänzende Auskünfte.

Die Handschrift wird originalgetreu wiedergegeben. Streichungen des Autors erscheinen in <>; Zusätze des Herausgebers in []. Doppelgeminatio und die Abkürzung für „den“ in der letzten Datumsangabe wurden aufgelöst.

## 1.

Hochedelgeborner Herr Ober-Kirchen-Notaire  
Hochgeschätzter Freund und Gönner!

Ich säume nicht, lieber schriftl. als durch den kürzesten Weg Ew. Hochedelgeb. zu vermelden, daß Zachariae poet. Schriften 1 - 3 Th. die Hälfte glücklich angekommen, und auf Dero Winck und Ordre zu sicherer Gelegenheit abgeliefert werden können, welche also, sobald es seyn kan, ausbitte und erwarte. Für Unkosten an Fracht und Licent habe 1 Ort hiesig Geld zu berechnen. Dero Namen ist in die Praenumeranten Liste gehörig eingetragen. <und> Die 3 folgenden Theile sollen diese Messe erscheinen. Vielleicht habe sie auf Johann. Man hat mir noch einige Exemplare darüber geschickt, wissen Ew. Hochedelgeb. dazu Abnehmer, so geschieht mir und dem Dichter ein Gefallen. Sie werden zu Praenumerationspreis gelassen, oder 1 alten Comodor alle 6 Theile Ew. Hochedelgeb. sowohl selbst als der hl. Conr. Arndt haben mir Dero Wünsche, die Lebensgeschichte hiesiger Gelehrten zu haben, eröffnet, und mich eingeladen. So wenig Beträchtliches meine Jahre in sich halten, so will ich mir doch eine Ehre daraus machen, der nützl. Arbeit eines selbst gelehrten Mannes gern beizutreten. Ich verspreche Ihnen, vielleicht bey einiger Muße nach dem Examine, die vornämsten Lebensumstände von mir kurz aufgesetzt<,> zu übersenden, und fals ich zu lang zögern sollte, so unterwerf ich mich Ihrem Verweise.

Als gegen einen Freund meines Hauses, deßen theure Hälfte die meinige gekannt, beruhe ich mit Wehmuth, daß Gott im Februar meine liebe gute Frau nach einem langwierigen hecktischen Lager zu sich in seine Freude und Ruhe genommen hat, wodurch ich herz-

lieh betrübet worden. Gott helf mir weiter. Ich bin von Dero Beileid sowohl als der geehrten Frau Liebsten völlig versichert, und habe deswegen mit dieser Nachricht nicht geeilt, außer daß sie mir jetzt an die Hand giebt, mit Vergnügen Ihnen und Ihrem Hause dagegen alles Wohlergehen und tausend Freudenfälle anzuwünschen.

Meine beste Empfehlung an Madame, wie auch ein ergebenst Compliment an des hl. Probsts Lenz Hochwohlehrwürden, der an meinem Leidfall Antheil nehmen wird, obgl. die Seel. nicht das Glück gehabt, ihn persönl. zu kennen, indem, wie ich einmal das Vergnügen genoß, ihn bey mir zu sehen, sie ausgegangen war. Ich bitte indessen, mich ihm zu empfehlen, und habe die Ehre, mit besonderer Hochachtung zu seyn

Ew. Hochedelgeb.  
 ergebenster Freund und Diener  
 Lindner.

Riga  
 d. 14ten April.  
 1764.

**2.**

Hochedelgeborner, Hochgelahrter,  
 Hochzuehrender Herr Oberkirchennotär!  
 Geschätzter Freund!

Hier ist endlich der Abtrag meiner Schuld, und ob<G>gl[eich] es keine sonderliche Anecdoten in sich enthält, auch bey der bloßen Anzeige, so viel billig der Vorwurf vermieden worden, ne laus pro-



Hochedelgeborner, hochgelahrter  
Hochzuehrender Herr Oberkirchennotär.

Geschätzter Freund!

Je weniger man Ew. Hochedelgeb. in Dero ietzigen Geschäften Zeitverlust machen muß, desto kürzer will ich mich fassen. Ich wünsche mit Ihnen das Ende solcher ecklen und mühsamen Arbeit, damit Ihre Feder lieber zur Ehre Lieflands öffentl. Beiträge liefern könne.

Ich bin wegen der Domschule also noch ein Schuldner, ich bekenne es, es ist mir entfallen. Aber nicht umsonst erinnert mich daran Ihr Brief, und es wird mir nicht schwer fallen, da schon etwas dazu entworfen, auch in den Act. schol. Bidermann. einige Nachrichten zu finden sind.

Über meiner eignen Schrift werde den hl. Conr. Arndt besprechen, und wenn er will, den Auftrag ihm abnehmen.

Für die angenommene Pränumeration der Justischen Werke statte in seinem Namen Dank ab. Allein ich muß Ew. Hochedelgeb. melden, daß keinen Dukaten im Briefe in natura gefunden. Vermuthl. ist es Ihnen unter der Menge von Expeditionen entfallen. Auf dem Couvert war auch nichts gezeichnet. Kurz ich fand nichts. Ich schickte zu dem hl. Elt.Holst, ob er wo von Ew.Hochedelgeb. Orderes hätte, er wußte aber von keinem. Dieselben werden also sich am besten <sich> erinnern, ob Sie Geld eingelegt haben oder nicht, in welchem Fall ich mich an die Post zu halten suchen würde. Ich bitte mir also hierin geneigt Licht zu geben. Imfall der # vergessen worden, so kan ihn durch eine kleine Anweisung hier haben.

Dusch verspricht nicht allein eine reife Verbesserung, sondern es ist ihm in der That [von] unpartheiischen und dictatorischen Journalen zu viel geschehen. Er ist immer in seinen Lehrgedichten originel und reich an Schönheit, in anderen Feldern aber ein zu starker Nachahmer. Brasche hat auch größere Gedichte nicht kleine Versuche im <Deutschen> Denken u. Empfinden geschrieben. Dies ist das beste Werk. In seiner Sterbebibel wird er schon ein Vielschreiber. Willamow ist Prof. zu Thorn, fast ein feineres bedächtigeres Genie, hat Magazin von Einfällen, Dithyramben herausgegeben, ingl. eine Rede des Chrysostomus, <d> arbeitet jetzt an einem hist. Werke, eine Fortsetzung der Jenichischen Arbeit.

Nach schuldigster Empfehlung an die geehrte Frau Gemahlin habe die Ehre, mit vorzügl. Hochachtung zu seyn

Ew. Hochedelgeb.  
ergebenster Diener u. Freund  
Lindner.

Riga.

D. 13. Nov. 1764.

#### 4.

Hochedelgeborner, hochgelahrter  
Hochzuehrender Herr OberKirchen Notaire!  
Geschätzter Gönner und Freund!

Ew. Hochedelgeb. werden durch den hl. Elt. Holst, der nach Dorpat reiset, den 4-6 Th. der Poet. Schrift des hl. Pr. Zachariae empfangen. Ich habe also das meinige geliefert, und erwarte aus Dero Güte

gelegentl. 1# an Fracht und Licent-Berechnung. Daß sich der hl. Prof. Zachariae bey der Praenumeration gut befinden müsse, werden Sie aus dem Avertisement beim 6ten<sup>ten</sup> B. ersehen. Deswegen hat er auch mit Milton abgebrochen. Was nun Ew. Hochedelgeb. dabey thun wollen, darüber erwarte Bescheid, und vor der Hand, wo es gefällt, nichts mehr als Subscription. Denn ich muß denselben eröffnen, daß, da man mich als Prof. ord. Poet, nach Königsb. berufen, ich dies Amt, ob es gleich an Einkünften um die Hälfte und mehr abschlägt, dennoch angenommen habe, um endl. einer ge<s>hi[r]nnaherigen Schullast, bey der ich meine Schultern am meisten hinstrecken müssen, entledigt zu werden, und sie mit dem akademischen Felde zu vertauschen. Ich gedenke, da der hiesige WohlEdl. Rathing, wiewohl ungern abgelaßen, auf Ostern abzugehen. Indessen sollen die hl. Praenumeranten u. andere Freunde, die mit mir in Verbindung stehen, nichts dabey leiden. Die Affaire des hl. Zachariae überlasse der Besorgung meines Collegen des hl. Conr. Ageluths. Die Duschische Praenumerat. zu 1# welche empfangen und remittirt, werde entweder hier abgeben, oder, wo ich es so stellen kan, auf Königsb. und von da durch den Canal der Mitaischen Buchhandl. hieher ziehen, und beisenden. Ich habe für alles gute Anstalten gemacht.

Ich selbst werde im Februar ein<s> gutes Theil meiner Bücher los schlagen<,> u. die Ehre haben, Ew. Hochedelgeb. den Catal. zu schicken, und gütiger Communication zu empfehlen.

Da ich meine Papiere ietzt nach und nach in Ordnung bringe, so stoße ich ohnfehlbar auf den Aufsatz wegen der Domschule, und meines Versprechens bewußt, werde ich eine Copie davon Ihnen zuzustellen nicht vergessen.

Ich habe übrigens die Ehre, mein ergebenst. Compl. an Dero geehrte Fr. Gemalin zu bestellen und mit einer wahren Hochachtung zu beharren

Ew. Hochedelgeb.  
ergebenster Diener und Freund  
Lindner.

Riga. d. 30<sup>ten</sup> Dec.  
1764.

P. S. Gott gebe Ihnen und Dero ganzem Hause ein glückl. neues Jahr. Darf ich ersuchen, die Einlage einhändigen zu lassen.

## 5.

Hochedelgeborener,  
Besonders hochzuehrender Herr  
OberKirchennotär!

Der H.Er. Prof. Zachariä hat vor wenig Tagen durch Uebersendung verschiedener Exemplare von den 3 letzten Theilen seiner so beliebten Poetischen Werke, darunter auch eins für Sie sich findet, mir die so angenehme, als schätzbare Gelegenheit verschaffet, Ihnen mit diesen Zeilen aufzuwarten. Ich bin so frey, Ewr. Hochedelgeb. auch hurrunter meine geringen Dienste zu widmen, wenn ich nur von denenselben Nachricht erhalte, auf was Art Ihnen das bey mir niedergelegte Exemplar einhändigen kann. Seyn Sie so geneigt und lassen michs wissen, ob ich Ihnen selbiges über der Post oder sonst durch andre sichere Gelegenheit übermachen soll. Der Nachschuß

auf die 3 letzten Theile nebst Zuschlag von Fracht und andern Kosten beträgt 2 V#, bey deren Empfang Ihnen den gedruckten Schein einliefern werde. Beiliegender Subscriptionsplan wird Ewr. Hochedelgeb. von der äußern Einrichtung und den Bedingungen eines neuen Werkes, welches sich schon durch den Namen seines Autoren selbst empfielet, Nachricht geben. Sollte ich so glücklich seyn, von Ihnen oder andern Kennern des feinen Witzes aus Ihrem Orte, in Ansehung der Subscription auf dieses Werk Ihre Gesinnungen garnicht zu finden; so werden Sie mir dadurch Gelegenheit geben, Ihnen in der That zu zeigen, daß ich mit vorzüglicher Hochachtung mich nenne

Ewr. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

J. G. Ageluth,

der hiesigen Domschule Conservt. und  
Bibliothecari Ord. bey der Stadtbibliothek.

Riga.

den 9. May. 1765.

## 6.

Ich bedaure, daß HEr Gadebusch einerley Schicksal mit den übrigen HErren praenumeranten erfahren muß. Prof. Zachariae hat bis hiezu mit dem 2ten Theil gezaudert und ich sehe nicht ab, wenn er sein dem Publikum gegebenes Wort erfüllen werde, da er sich mit herausgebung andrer Sachen zu beschäftigen angefangen hat. Auf zwey Mahnbriefe habe bis hiezu noch keine Antwort von ihm erhalten. Ich ersuche Ew. HochEhrw. hievon gelegentlich HERN Gade-

busch zu benachrichtigen, und ihn zu versichern, daß sobald etwas weiter von Cortes heraus kommt, ich ohne Anstand solches an die Behörde befördern werde.

Ageluth.

Von Duschens Werken, auf welche HE. Prof. Lindner die praenumeration sich hat zahlen lassen, weiß nichts zuverlässig zu melden.

## Das Konzept einer 'menschlichen Philosophie' in Herders Frühwerk

Martin Bollacher (Bochum)

Das Schreiben, das der 24-jährige Herder im November 1768 aus Riga an Immanuel Kant richtete, darf als ein Schlüsseldokument der Herderschen Bildungsgeschichte angesehen werden. Herder war damals, als er sich an den 20 Jahre älteren „Lehrer und Freund“<sup>1</sup> wandte, bereits vier Jahre in der livländischen Hauptstadt tätig, wo er als Kollaborator an der Domschule und als Pastor adjunctus an den beiden vorstädtischen Kirchen ein umfangreiches pädagogisches und kirchlich-seelsorgerliches Aufgabengebiet zu bewältigen hatte. Herders Rigaer Schulreden und Predigten, seine Briefe und Schriften - insbesondere die 1767 erschienenen Fragmente *Über die neuere deutsche Literatur* - dokumentieren eine enzyklopädische, die disziplinaren Regeln und Normen sprengende Wissbegier, eine libido sciendi, die Herders kulturrevolutionäres Wirken an den Anfang der Sturm-und-Drang-Bewegung stellt. Herder als eine der Leitfiguren der Geniezeit: so hatte ihn bereits - gleichsam in Vorwegnahme künftiger Literaturgeschichtsschreibung - sein Lehrer Kant gesehen, als er dem „brausenden Genie“ nach Ablauf des üblichen Gärungsprozesses die Wandlung zum „nützlichen Mann“<sup>2</sup> und Bür-

---

<sup>1</sup>DA 1,S.117.

<sup>2</sup>Nach dem Zeugnis eines Königsberger Studiengenossen von Herder soll Kant im Blick auf Herders frühe lyrische Versuche sich folgendermaßen geäußert haben: „Wenn das brausende Genie wird abgoren

ger prophezeite. Derselbe Gedanke erscheint in Kants Schreiben an den ehemaligen Schüler vom 9. Mai 1768, auf das Herder in seinem Novemberbrief antwortet: Kant lobt Herders Fragmente und seine poetischen, verbesserungsfähigen Anfänge und ermuntert ihn, sich zu seinem Genie zu bekennen, das es freilich in Zukunft zu sedieren gelte. Ganz aufklärerisch-rationalistischer Mentor, hofft er bei Herder auf den Zeitpunkt,

wo der fruchtbare Geist nicht mehr so sehr getrieben durch die warme Bewegung des jugendlichen Gefühls diejenige Ruhe erwirbt, welche sanft aber empfindungsvoll ist und gleichsam das beschauliche Leben des Philosophen ist, gerade das Gegentheil von demjenigen wovon Mystiker träumen.<sup>3</sup>

Als Vorbilder für eine solche geglückte, den Mit-Menschen nützliche Sozialisation ihres Genies nennt Kant dann sowohl Montaigne als auch Hume. Lange vor der *Kritik der Urteilkraft* (1790), in der er die Willkür des Genies dem disziplinierenden Geschmack unterwirft, bindet Kant also die zeitgenössische, zum Maß- und Grenzenlosen tendierende Genie-Konzeption an die Zielvorstellung einer allgemeinmenschlichen Kultur zurück. Die Ursprungskraft des Genies wird nicht geleugnet, aber - wie Jochen Schmidt in seiner Abhandlung über den Geniegedanken gezeigt hat - an seinen zweckmäßigen und nützlichen Ort „in den Grenzen des human aufgeklärten Geistes“<sup>4</sup> gestellt. Dazu fügt sich in dem Königsberger Brief

---

haben, wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden". (Zit. nach: Hans Reisiger: Johann Gottfried Herder. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten. Berlin 1942, S.29.)

<sup>3</sup> Immanuel Kant: Briefe. Hrsg. u. eingel. v. Jürgen Zehbe. Göttingen 1970, S.34.

<sup>4</sup> Jochen Schmidt: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945. Bd. 1. Darmstadt 1985, S.354 ff.

auch Kants eigenes, aus dem „dogmatischen Schlummer“ erwachtes Erkenntnisinteresse, das „vornemlich darauf gerichtet ist die eigentliche Bestimmung und die Schranken der Menschlichen Fähigkeiten und Neigungen zu erkennen“<sup>5</sup>, eine Fragestellung, die hier unter dem Titel einer *Metaphysik der Sitten* konzipiert ist, im besonderen aber auf die kopernikanische Wendung der späteren Kritiken vorausweist.

Wie reagiert nun der zum Lehrer avancierte Schüler auf Kants pädagogisch-philosophisches Ideal einer kritischen *vita contemplativa*, die im Zeichen jenes Selbstdenkens stünde, das Herder noch im 79. Humanitätsbrief rühmend mit dem Namen des ehemaligen Mentors verbindet? „Er zwang“, so schreibt Herder dort, „angenehm zum Selbstdenken [...]“.<sup>6</sup> Ist diese Formulierung, die das aufklärerische Erziehungsziel des kraft seiner Vernünftigkeit autonomen Menschen programmatisch faßt, nicht ein prototypisches Beispiel für eine double-bind-Situation? Die Doppelbindung eines Subjekts entsteht aus einer aporetischen Handlungsanweisung nach Art des paradoxen Theorems einer 'Erziehung zur Selbständigkeit' oder eben einer 'Erzwingung des Selbstdenkens': unterwerft ich mich dem väterlich-auktorialen Zwang, mißachte ich meine Freiheit; poche ich auf meine Autonomie, verstoße ich gegen die Gehorsamspflicht.

Herders Antwort, die ein halbes Jahr auf sich warten ließ, zeigt nun, daß der Jüngere sich aus dem Vormundschaftsverhältnis zu Kant gelöst hat und daß das Mündel - um im Bild zu bleiben - mündig geworden ist. Einverstanden ist Herder mit Kants Orientierung der Philosophie an den Fähigkeiten und Bedürfnissen des Menschen,

---

<sup>5</sup> Kant: Briefe, S.34.

<sup>6</sup> HW7, S.424.

der im 18. Jahrhundert sich selbst zum Thema wird und sich als Gattungs-, Gesellschafts- und Kulturwesen zu definieren sucht. Der von Kant und auch Herder verehrte Alexander Pope hatte in seinem *Essay on Man* die Losung des Jahrhunderts ausgegeben: „The proper study of Mankind is Man“<sup>7</sup>, die beispielsweise auch Ottilie in den *Wahlverwandtschaften* in ihrem Tagebuch notiert: „[...] das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.“<sup>8</sup> Unter die Leitkategorie der Menschlichkeit stellt Herder auch seine Lektüre der philosophischen Gewährsmänner Montaigne und Hume, denen er einen dritten Namen - Shaftesbury - hinzufügt. Im Autor der *Essays* bewundert er den Analytiker der „Menschlichen Seele“, Hume ist für ihn der größte neuere Geschichtsschreiber und „im eigentlichsten Verstande ein Philosoph Menschlicher Gesellschaft“, der sich vom aristotelischen Begriff des Menschen als eines 'zoon politikon' leiten lasse, und als Dritter im Bunde erscheint der philosophische Spötter und neuplatonische Tugend- und Schönheitslehrer Shaftesbury, der „soviel gesellige Laune“ und „eben so viel Menschliche Weltweisheit“ habe.<sup>9</sup>

Shaftesburys ästhetischer Harmonismus dürfte wohl kaum Kants Plazet gefunden haben, und so kann sich der emanzipierte Schüler weiter vorwagen und regelrechte Zweifel gegen Kants philosophische Hypothesen und Beweise anmelden, und zwar „insonderheit da wo sie mit der Wissenschaft des Menschlichen gränzen [...]“, Und Herder fährt dann fort:

[...] da ich aus keiner andern Ursache mein geistliches Amt angenommen, als weil ich wüste, u. es täglich aus der Erfahrung mehr

<sup>7</sup> The Poems of Alexander Pope. Ed. by John Butt. London 1963, S.516.

<sup>8</sup> Goethe: WAI, 20, S.293; 21, S.158.

<sup>9</sup> DA 1, S.119 (an Kant, November 1768).

lerne, daß sich nach unsrer Lage der *bürgerlichen* Verfassung von hieraus am besten Cultur u. Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen laße, den wir Volk nennen: so ist diese Menschliche Philosophie auch meine liebste Beschäftigung.<sup>10</sup>

Die von Kant angemahnte Nützlichkeit der Philosophie scheint sich für Herder in der Zuwendung „des bildsamsten Theils des Publikum, der Jünglinge u. Dames“ zu bewahrheiten, aber wenn Philosophie 'Weltweisheit' bedeutet, so hat der Philosoph „die Welt zu sehen“.<sup>11</sup> Die bisher veröffentlichten Schriften können deshalb nicht der „Ruhesitz“<sup>12</sup> von Herders Muse sein, und sein philosophisches Leitbild ist nicht Diogenes in seiner Tonne. Aber - so dürfen wir weiter schließen - auch nicht der 'Alte vom Königsberge', Kant also, der zeit seines Lebens seine Heimatstadt nicht verlassen wollte, für die der Student Herder die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Böotisches dickluftiges Thebe“<sup>13</sup> fand. Herders Verlangen, Menschen und die große Welt kennenzulernen und die Grenzen des Erfahrbaren auszuloten, erinnert in seiner Kühnheit an Fausts Aufbruch aus der beengenden Sphäre scholastischen Wissensqualms in die Unendlichkeit von „Natur und Geist“<sup>14</sup>. Aber noch ist Herder seinem geistlichen Amt, seinem pädagogischen Eros und der Idee einer auf das Volk gerichteten 'menschlichen Philosophie' verpflichtet, und erst im Mai des darauffolgenden Jahres bricht er alle Brücken hinter sich ab und kehrt Riga - wo er doch „die fröhlichste Blüte [s]eines Lebens erlebt“<sup>15</sup> hat - für immer den Rücken.

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 120.

<sup>11</sup><sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Ebd., S.118.

<sup>13</sup> Ebd., S.26 (an J.G. Hamann, nach dem 10. August 1764).

<sup>14</sup> Faust II, V. 4897.

<sup>15</sup> Friedrich Wilhelm Kantzenbach: Johann Gottfried Herder. Reinbek 1970, S.23.

Wie - so möchte ich jetzt fragen - artikuliert sich Herders Bemühen um eine 'menschliche Philosophie' in den Rigaer Schriften, in Wort und Tat eines seinem Amt und der kirchlichen Lehrmeinung verpflichteten Geistlichen? Gehen wir von Kants wissenssoziologischer Argumentation in seinem Aufklärungssay von 1784 aus, wonach der ordinierte Geistliche von seiner Vernunft nur einen eingeschränkten Privatgebrauch, der der Weltbürgergesellschaft verantwortliche Gelehrte aber einen öffentlichen Gebrauch zu machen hat<sup>16</sup>, wäre auch bei Herder ein Rollenkonflikt unausweichlich. In einem Brief aus Nantes an Hamann begründet er auch ganz in diesem Sinn seinen Weggang von Riga: es „gab Contraritäten zwischen mir u. meinen Ämtern, zwischen den Ämtern an sich selbst, u. mit andern Sachen.“<sup>17</sup>

Auch Herders Konzept einer 'menschlichen Philosophie' orientiert sich an der Spezifik eines theologisch-homiletischen, eines schulpädagogischen und eines literarisch-philosophischen Diskurses.

Dies möchte ich exemplarisch an Texten aus allen drei disziplinären Bereichen veranschaulichen:

1) In einem wahrscheinlich 1765 entstandenen Aufsatz mit dem Titel *Der Redner Gottes* entwirft Herder das Musterbild eines vom Staub der Gelehrsamkeit, vom ciceronianischen Periodengespinnt und von dogmatischen Spitzfindigkeiten freien Predigers, der sich nicht vom überkommenen rhetorischen Regelsystem, sondern von den individuellen Erfahrungs- und Lebenswelten seiner Hörer bestimmen läßt. Schon hier, in der rhapsodischen Skizze über den

---

<sup>16</sup> Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung? In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 9. Darmstadt 1970, S.53-61.

<sup>17</sup> DA 1, S.164 (Ende August 1769).

idealen Kanzelredner, der „keine Philosophie“ vorsprechen, aber doch der „größte Philosoph“ sein soll, verwirft Herder das *Jrockne Allgemeine*“ des abstrakten Begriffs zugunsten einer Homilie, die über dem konkreten, in ein Bild gefaßten „Vorfall aus dem Menschlichen Leben“ das Evangelium mit den Bedürfnissen des menschlichen Herzens und der Seele verbindet. „Die Idee des *Bildes* ist Moral: die Zusammensetzung eine Situation der *Menschheit* und des *Lebens*: die Farbe des Bildes ist Religion“ - so schießen im Wort des 'Redners Gottes' die getrennten Disziplinen von Ästhetik, Moral, Psychologie, Weltwissen und Religion zu einem unteilbaren Ganzen zusammen. Der lebendigen, lebensweltlich-individuellen Prägung der Kanzelrede entspricht Herders Appell an die subjektive Urteilsinstanz des Zuhörers, der - ganz aufklärerisch - nicht auf religiösen Gehorsam, sondern auf die Tugend des Selbstdenkens verpflichtet wird: „[...] du kannst selbst urtheilen, höre mich an!“<sup>18</sup> Als ein solcher Redner Gottes und Lehrer der Menschen mußte Herder selbst auch seinen Zuhörern in der Domgemeinde, der Jesus- und der Gertrudengemeinde erscheinen. So leitet er in seiner Predigt über Römer 13, Vers 8<sup>19</sup> das universale Gebot der Menschen- und Nächstenliebe wiederum aus dem Grundsatz her, der Mensch sei „ein geselliges Geschöpf“, und im Vorgriff auf seine Humanitätsphilosophie wird die Menschenliebe als „die beste Gestalt unsrer Menschheit“ und als „Adel unsrer Natur“<sup>20</sup> bestimmt. Wie eine homiletische Summe der vergangenen fünf Jahre liest sich dann Herders Rigaer Abschiedspredigt vom 17. Mai 1769, in der sich der Redner

---

<sup>18</sup> SWS XXXII, S.5 f, 8 f.

<sup>19</sup> „Seid niemand nichts schuldig, als daß ihr euch untereinander liebet; denn wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt/“

<sup>20</sup> SWS XXXII, S.403, 413.

Gottes zu der Aulgabe bekennt, die „herrliche Natur des Menschen“ zu preisen, in „Menschlicher Sprache“ auf das Herz einzuwirken und somit ein „würdiger Lehrer der Menschheit zu werden“. Kein Wunder, wenn angesichts einer solchen Glorifizierung der 'conditio humana' einige Zuhörer in Herder einen „Weltweisen in schwarzen Kleidern“ und keinen Theologen sehen wollten! Einen Rollenkonflikt zwischen dem Theologen und dem Gelehrten, zwischen dem privaten und öffentlichen Vernunftgebrauch will der enthusiastische Kanzelredner aber hier nicht anerkennen: geradezu zirkulär beharrt er auf der Menschlichkeit seiner geistlichen Lehre, die sich immer auf „wichtige Menschliche Lehren und Angelegenheiten“ bezogen habe und deshalb eine „Philosophie der Menschheit“<sup>21</sup> genannt werden könne. So viel 'humanitas' stieß der Rigaer Geistlichkeit aber sauer auf, und der Pastor adjunctus Herder mußte sich einen Kanzelverweis seines Vorgesetzten gefallen lassen.<sup>22</sup>

2) Als ein Lehrer der Menschheit, verpflichtet dem Ideal der Humanität und der Menschenliebe, erweist sich Herder auch in seinen Rigaer Schulreden, beispielsweise in der programmatischen Inauguralansprache in der Domschule am 8. Juli 1765 *Von der Gratie in der Schule*. Dem Gegenbild des staubtrockenen, durch Zwang und Strafe herrschenden, sich „in eine Schulfalte“ legenden Pedanten stellt er sein „Idealbild“<sup>23</sup> eines anmutig-weisheitsvollen Pädagogen gegenüber, der das Gefängnis der Schule in einen römischen 'ludus' oder ein griechisches Gymnasium verwandelt.

Der metamorphosierende Zauberstab heißt Grazie, d.h. jene platonisch-neuplatonische Kalokagathie, die bei Herder mit dem Bild

---

<sup>21</sup> SWS XXXI, S. 128 f., 131.

<sup>22</sup> Vgl. Rudolf Haym: Herder. Darmstadt 1954. Bd. 1, S.110.

<sup>23</sup> SWS XXX, S.20.

der Aphrodite Urania aus dem *Gastmahl*<sup>14</sup> und Shaftesburys Ideal des Virtuosen, der allseitig und harmonisch ausgebildeten Persönlichkeit, verknüpft ist. An die Stelle eines ethischen Rigorismus tritt das der jugendlichen Entwicklungsstufe angemessene sanfte „Leit-band“<sup>25</sup> des Reizes, das die natürliche Disposition des Menschen zu Tugend- und Schönheitsliebe befördert und ihn vom Pfad des Luxus und der Wollust abhält. Das ist im Kern die Lehre des „liebenswürdigen Plato Europens“<sup>26</sup>, Shaftesburys, den Herder in dem eingangs zitierten Brief gegenüber Kant ins Feld führt und dem er auch in der *Adrastea* ein Denkmal setzt: das Schöne im Sinne der Alten erklärt Shaftesbury zum „Grundgesetz der *Tugend*“, deren Reiz den „*Stachel der Liebe*“ bildet, die wiederum als „*Gratie des Lebens*“ die gesellige Menschheit mit leichtem Bande vereint. Herder erkennt in Shaftesburys Humanisierung der Sittlichkeit seine eigene Philosophie der Menschheit' wieder, die keiner heteronomen - auch keiner theologischen - Begründung bedarf. Im Anklang an Römer 13, Vers 8 könnte man sagen: wer „den andern liebt, der hat das Gesetz“ des menschlichen Charakters, des „*würdigen Menschenlebens*“<sup>21</sup>, erfüllt. So kann der enthusiastische Schulmann Herder seinen Eleven zurufen: „Ich liebe euch, und ich weiß, daß ich auch das Herz der meisten, der edelsten, der hoffnungsvollsten besitze.“<sup>28</sup>

Herder unterrichtete in Riga Naturkunde und Mathematik, Geschichte, Französisch und Deutsch, war also unmittelbar mit dem

---

<sup>24</sup> Vgl. Piaton: *Gastmahl* 180 d.

<sup>25</sup> SWS XXX, S.21.

<sup>26</sup> HW4, S.22.

<sup>27</sup> SWS XXIII, S. 145.

<sup>28</sup> SWS XXX, S.27.

vieldiskutierten Problem des muttersprachlichen Unterrichts im Verhältnis zu den Fremdsprachen konfrontiert. In einer Rede über das Studium der Sprachen propagiert er auf der einen Seite die Kenntnis der verschiedenen Nationalsprachen unter dem Gesichtspunkt einer 'translatio studii', also einer kollektiven Mehrung und Weiterung des Wissens. Auf der anderen Seite sieht er in der uns organisch zugewachsenen Muttersprache das Instrument einer Wirklichkeitserfahrung, das in die babylonische „Mannichfaltigkeit Einheit bringt“ und in der Osmose von fremdem und eigenem Idiom eben nicht nur die Gelehrsamkeit, sondern die „Menschheit“ befördert. Der von Suphan gewählte Titel der Schulrede [*Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen*] verfehlt deshalb den Tenor der Argumentation: durch die babylonische Zerstreuung wurde die mythische Einheitssprache zum „Proteus unter den Nationen“<sup>29</sup>, d.h. aber auch: der Wert der Muttersprache gilt für alle Zeiten und Nationen, für die Griechen und Römer, die Afrikaner, die Deutschen und die Letten.

Ich will mich „aufs Lettische legen“<sup>30</sup>, schreibt Herder am 21. Mai 1765 an Hamann, und sein Interesse für das lettische Volkslied schlägt sich dann in der Volksliedersammlung von 1778/79 nieder. Auch die Poesie ist, wie die Sprache, beides: sie ist Schatzkammer der nationalen Denkungsart, und sie ist - nach Goethes sich auf Herder beziehendem Wort - eine „Welt- und Völkergabe“<sup>31</sup>.

Die babylonische Verwirrung läßt sich deshalb nicht durch einen despotischen Machtspruch eliminieren: durch die Anerkennung der kulturellen Vielfalt wird ein „unentbehrliches Übel [...] beinahe ein

---

<sup>29</sup> HW 1, S. 27f., 23.

<sup>30</sup> DA 1, S. 44.

<sup>31</sup> Goethe: Dichtung und Wahrheit II, 10 (WAI, 27, S. 313).

wirkliches Glück"<sup>32</sup>. Die Toleranz gegenüber dem Anderen, dem Nicht-Identischen gehört zu dieser demokratischen, humanen Glücksvorstellung.

3) Der Schriftsteller, Gelehrte und Philosoph Herder weiß jedoch, daß in unseren neueren Zeiten „keine eigentliche *Demokratie* und Regierung des Volks mehr möglich ist" und daß der alte Ehrentitel des Volks, des 'demos', heute nur noch als Schimpfname für den „Pöbel" taugt<sup>33</sup>. Nicht nur in seiner Rede zur Einweihung des Rigaer Gerichtshauses<sup>34</sup>, sondern auch in seiner Studie [*Wie die Philosophie zum Besten des Volks allgemeiner und nützlicher werden kann*] rehabilitiert er den Begriff des Volkes, das sich einer nützlichen, von ihrer Diogeneskappe befreiten Philosophie gegenüber als der „ehrwürdigste Theil des Publikums"<sup>35</sup> erweist. Für die Philosophie bedeutet dies Orientierung an der Denkart und den Bedürfnissen des Volks und des lebendigen Individuums (wodurch die Philosophie zur Anthropologie wird), für den Philosophen heißt dies, mit dem „Plebejer"<sup>36</sup> einen Bund zu machen. Eine solche disziplinare und soziale Transformation einer selbstgenügsamen Philosophie in eine Philosophie des Menschen und des Volkes vergleicht Herder mit der kopernikanischen Wende in der Naturwissenschaft.

Ein konkretes Beispiel für eine Symbiose zwischen philosophischer Gelehrsamkeit und Volksweisheit zeichnet Herder in seinem Nekrolog über den mit 28 Jahren verstorbenen Schriftsteller Thomas Abbt. Herder preist Abbt als einen „Schriftsteller für Menschen", ja als

---

<sup>32</sup> HW1, S. 24.

<sup>33</sup> Ebd., S. 43, 45.

<sup>34</sup> Vgl. Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten? In: HW1, S. 40-55.

<sup>35</sup> Ebd., S. 108; vgl. S. 113, 121, 123.

<sup>36</sup> Ebd., S. 124.

einen „Weisen der Menschheit, als einen Lehrer des Volks“<sup>37</sup>, der mit gesundem Verstand sich auf die Dinge des gemeinen Lebens eingelassen habe. Vor allem den Sprachkritiker und Stilisten Abbt bewundert Herder, der in einem kleinen Aufsatz *Heber die Prose des guten Verstandes* sein eigenes Ideal des menschenfreundlichen Predigers und des volksnahen Wochenschriftstellers mit Abbts sprach- und geschmacksbildenden Bemühungen identifiziert. Prediger, Erzieher und Volksschriftsteller hätten sich - so Herders und Abbts Wunschvorstellung - einer umfassenden „Demopädie“, einer „Schule des Geschmacks und der Sitten“<sup>38</sup>, zu verschreiben. Der Riß zwischen der edlen Einfalt der antiken Frühe und der prosaischen Gegenwart wäre dann gemildert, der menschliche Philosoph wäre zugleich „ein Prediger der Tugend [s]eines Zeitalters!“<sup>39</sup>

Wir sind am Ende unseres kleinen Überblicks über einige Schriften aus Herders Rigaer Zeit angelangt, in denen er sein Konzept einer 'menschlichen Philosophie' entwickelt. Einig mit seinem geistigen Ziehvater Kant im Bemühen um eine Philosophie, die den Menschen mit seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen in den Mittelpunkt stellt, unterscheidet sich doch Herders Humanitätsprogramm in drei wesentlichen Bereichen - einem erkenntnistheoretischen, einem ethischen und einem soziologischen - von der Lehre des Königsberger Mentors.

a) Anders als Kant verankert Herder das menschliche Erkennen in der leiblich-seelischen Einheit des Individuums, das, um zu werden, was es ist, nicht der Diogeneskappe, vielmehr der lebensweltlichen Erfahrung bedarf, einer Erfahrung, die sich nicht nur über den

---

<sup>37</sup> HW 2, S. 585ff.

<sup>38</sup> SWS II, S. 328.

<sup>39</sup> Journal meiner Reise im Jahr 1769 (SWS IV, S. 364).

diskursiven Verstand, sondern auch über die Empfindung, das Gefühl, das 'Genie' vermittelt. Verstandeslogik und Sinnengewißheit sind für Herder untrennbare Modi einer individuellen, d.h. historisch und kulturell ausdifferenzierten Seinserfahrung. „Ein Mensch“, so Herder in einer Abhandlung von 1776, „der allein Kopf seyn will, ist so ein Ungeheur, als der allein Herz seyn will; der ganze gesunde Mensch ist beides.“<sup>40</sup>

b) Die Moral des Menschen begründet sich für Herder nicht aus der supranaturalen Religion, der bloßen Vernunft, einem äußeren Gesetz oder einer Pflichtethik. Sittlichkeit ist keine Forderung der praktischen Vernunft, sondern eine ursprüngliche Naturanlage des geselligen Menschen, ist Menschencharakter im Zeichen der Grazie und der Kalokagathie. Zwar entwickelt Kant seine Lehre vom kategorischen Imperativ, über die sich Herder dann in seinem Gedicht *Die verschiedene Weise der Moral*<sup>41</sup> mokiert, erst später, aber dem ästhetischen Eudämonismus des Shaftesbury-Anhängers konnte er auch in den 60er Jahren kaum zustimmen.

c) Der Umwandlung der zum Selbstzweck degenerierten 'Metaphysik' in Anthropologie entspricht bei Herder die Umwertung eines abstrakten Gelehrtenwissens in eine Demopädie, die sich am Volk als dem „ehrwürdigen Theil der Menschen“<sup>42</sup> - d.h. konkret am verständigen Bürger, an der Jugend und insbesondere auch den Frauen - zu orientieren hat. Mit dem Ruf nach einem strategischen Bündnis zwischen dem Philosophen und dem Plebejer vertritt Herder ein kulturevolutionäres Programm, das auf die Ideen des Jakobiner- und Franziskanerclubs der 90er Jahre vorausweist.

---

<sup>40</sup> Philosophie und Schwärmerei, zwei Schwestern (SWS IX, S.504).

<sup>41</sup> Vgl. HW 3, S.748.

<sup>42</sup> DA 1, S.120.

Herder verläßt Riga als ein „pomum praecox“, als eine noch nicht richtig ausgereifte Frucht, als jemand, der zum Lehrer gemacht wurde, „da wir Schüler seyn sollten“<sup>43</sup> So ist auch Herders Konzept einer 'menschlichen Philosophie' Teil jener lebenslangen Bildungsreise, für die er selbst das treffende Wort 'Palingenesie' benutzte.

---

<sup>43</sup> Ebd., S.46 (an Hamann, Juli 1765).

## Herder in Riga - ein Schulphilosoph?

Hanspeter Marti (Engi/Glarus)

Die Titelfrage zu beantworten fällt schwer, weil sie das merkwürdige und vieldeutige Prädikat 'Schulphilosoph' enthält. Kann eine - vielleicht sogar unverständliche - Begriffsschablone wie diese auch nur im entferntesten auf die Persönlichkeit des jungen Herder passen?

Vor allem Max Wundts 1945 erschienene, heute noch vielbeachtete Monographie über *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*<sup>1</sup> machte die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Universitäten und Hohen Schulen gelehrte Philosophie bekannt. Diese hat allerdings, sieht man von ihren beiden Hauptrepräsentanten Christian Thomasius und Christian Wolff ab, bis heute den ihr angemessenen Platz im Kanon philosophiegeschichtlicher Gegenstände nicht erobern können.<sup>2</sup> Für Wundt ist 'Schulphilosophie' zwar eine wissenschaftsgeschichtlich relevante, wertneutral gebrauchte Kategorie. Er bezeichnet damit die institutionell gebundene philosophische Lehre, wie sie vom Mittelalter bis etwas über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus unterrichtet wurde. Im Gegensatz dazu wird der Terminus immer wieder, seit der Zeit des Humanismus, im beson-

---

<sup>1</sup> Max Wundt: *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*. Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Tübingen 1945. Hildesheim 1964.

<sup>2</sup> Vgl. dazu meinen Beitrag: *Naturrecht, Ehrbarkeit und Anstand im Spiegel frühaufklärerischer Hobbeskritik. Lambert van Velthuysens Briefdissertation *De principis justis et decoris* und ihre Aufnahme in der deutschen Schulphilosophie.* In: *Aufklärung* 6/2 (1991), S.[69]-95.

deren aber seit der Frühaufklärung, negativ konnotiert, d.h. mit 'Scholastik', 'Pedantismus' und 'Lebensferne' in Verbindung gebracht.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Vgl. Wundt: Schulphilosophie, im Anschluß an das Resümee der *Introductio ad philosophiam aulicam* des Christian Thomasius, S.33: „Der Pedant ist das Gegenbild des Hofmanns; sicherlich sind vor allem die Scholastiker mit ihrem 'leeren' Wissen darunter zu verstehen/" Den Begriff 'Scholastik' verwendet Wundt nur für die Schulphilosophie des 17. Jahrhunderts, aber ausdrücklich nicht, wie Thomasius, auch für die Scholastik des Mittelalters. Verschiedene Frühaufklärer sahen nämlich in der Scholastik eine Denkrichtung, die vom Mittelalter bis weit in die frühe Neuzeit hinein ihre verderbliche Wirkung entfalten konnte. Vgl. das konfessionalistisch-antikatholisch gefärbte Urteil: Friedrich Gentzken: *Historia philosophiae*. Hamburg 1724, S.149 f: „Attamen a *temporibus Cartesii* superficialia illa sapientia paulatim eliminari coepit, nisi quod in Papatu studia Scholastica ad nostra usque tempora invenerint eultores. Praesertim vero *Hispania* plurimos *Theologiae ac Philosophiae Scholasticae* nobis dedit doctores, qui ingenii acumine & dogmatum subtilitate nullis concedunt; cum enim studia haec in meditatione inprimis posita sint, temperamentum melancholicum, quod in illa regione dominatur, eius nationis ingenia ad illa excolenda disponit." Es folgt eine Aufzählung spanischer 'Scholastiker' des 17. Jahrhunderts. Emil Weber verwendet in seiner Untersuchung *Die philosophische Scholastik des deutschen Protestantismus im Zeitalter der Orthodoxie* (Leipzig 1907, S.5) die Begriffe 'protestantische Schulphilosophie' und 'protestantische Scholastik' synonym. Vgl. auch dens.: *Der Einfluß der protestantischen Schulphilosophie auf die orthodox-lutherische Dogmatik*. Leipzig 1908. Eine umfassende, auch interkonfessionell angelegte Studie zur Geschichte des Scholastikbegriffs steht noch aus. - Zum Verhältnis von Pedantismus und Galantismus in der Zeit der Frühaufklärung und zu späthumanistischen Vorläufern vgl. Wilhelm Kühlmann: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982. - Gunter E. Grimm: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*. Tübingen 1983. Auf die Opposition von Weltphilosophie resp. philosophischer Anthropologie und Schulphilosophie bei Kant geht Odo Marquard: *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Frankfurt a.M. 1973, S. 126 f, ein.

Wundt beschreibt das Verhältnis von Schulphilosophie und deutscher Aufklärung folgendermaßen: Während von 1690-1720 die von Psychologie und Anthropologie beherrschte Philosophie<sup>4</sup> des Christian Thomasius ihre Wirkung entfalte, trete in der zweiten Phase, die bis 1750 reiche, die stärker auf sachliche Objektivität bedachte Lehre Christian Wolffs in den Vordergrund, bis dann in der Spätzeit von 1750-1780 die festen Schulgrenzen sich auflösten und, mit dem erneuten Vormarsch einer subjektivistischen Richtung des Denkens, Philosophie in allgemeine Bildung übergehe.<sup>5</sup> Herders Rigaer Jahre (1764-1769) fallen in diese dritte Wundtsche Phase der aufklärerischen Schulphilosophie, in die Zeit ihrer Auflösung und ihrer gleichzeitigen qualitativen Veränderung. Freilich erscheint Wundts historischer Dreitakt kaum geeignet, heterogene, im 18. Jahrhundert jedoch simultan ablaufende ideengeschichtliche Prozesse auf *einen* Nenner zu bringen. Sein Modell liefert aber allein schon wegen der Faszinationskraft, die von ihm für eine Bestimmung von Herders Verhältnis zur Schule ausgehen könnte, dem kritischen Betrachter den geeigneten Anknüpfungspunkt: Schulphilosophie werde - Wundt verwendet Herdersche Kategorien - im Laufe der skizzierten philosophiegeschichtlichen Entwicklung in allgemeine Bildung verwandelt.

---

<sup>4</sup> Eine ähnliche Auffassung über die Psychologisierung der Erkenntnis in der frühaufklärerischen Philosophie findet man bereits beim Zeitgenossen Johann Christian Klemm, genauer, in dessen *Elementa philosophiae rationalis* (Tübingen 1721), Vorrede: „Quae vero de mente ipsa ejusque variis facultatibus & operationibus praeceipiunt recentiores, ad Psychologiam magis quam ad Logicam pertinere nobis videntur.“ Dem Leser werden dann gleich anschließend die Werke von Christian Thomasius und seinen Anhängern mit Nachdruck empfohlen.

<sup>5</sup> Wundt: Schulphilosophie, S.18.

Welches ist nun das Bild, das Herder von der traditionellen Gelehrtenschule und ihren Repräsentanten entwirft, und in welcher Beziehung dazu stehen seine frühen schulischen Reformbestrebungen? Im folgenden zeichne ich, freilich in verkürzter Form, das Verhältnis Herders zu Tradition und Innovation im Spiegel seiner Schulphilosophiekritik nach. Dies fällt, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, umso leichter, als Herder im ersten *Kritischen Wäldchen*, wo er die zeitgenössische Lessingkritik kritisiert, die Meinung eines frommen Christen zurückweist, der in Lessing „ein[en] Schulphilosoph[en], ein[en] Aesthetiker aus Baumgartens Schule [erkenne], der nach der Sprache unsrer neuen Schöndenker, mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten trotzen wolle!“<sup>6</sup> Obwohl diese einzige Belegstelle für den Terminus 'Schulphilosoph ' in Herders Rigaer Schriften dem Kontext des Referats eines fremden Standpunkts entstammt, zeigt sie, wie der in der Regel mit übertrieben unkritischer Traditionsfestigkeit, dem 'praeiudicium auctoritatis', verknüpfte Begriff, hier zwar auch in polemischer Absicht, aber ganz unüblich zur Charakterisierung der im Sog der Neuerer stehenden Theorie des Schönen verwendet wird. Aus dem aufgegriffenen Zitat einer Drittperson geht leider nicht genau hervor, mit welchen Wertkonnotaten der Terminus 'Schulphilosophie' für *Herder* verknüpft war. Sein Verhältnis zu ihr muß daher nun, wie erwartet, auf einem Umweg bestimmt werden.

Die wichtigsten Fakten zur ersten Etappe von Herders Laufbahn im Schuldienst sind bekannt: Er wurde am 16. Oktober 1764 als Kollaborator an die Domschule berufen. Ende November traf der damals erst Zwanzigjährige am neuen Wirkungsort ein. Bald nahm er die

---

<sup>6</sup> SWS III, S.9.

Unterrichtstätigkeit in den Fächern Naturgeschichte, Mathematik, Französisch, Ländergeschichte und deutscher Stil auf.<sup>7</sup> Mitte Februar 1765 gesteht er in einem Brief seinem Freund Johann Georg Hamann:

[...] wirklich kann Riga [...] einen Schulmann u. philosophumenes hypochondrisch machen, wozu denn auch freilich die hiesige Speise und Lebensart ein Quentchen beiträgt [...]."<sup>8</sup>

Er möchte, wie er demselben Adressaten am 21. Mai 1765 schreibt, „[...] ein Praktischer Weiser zu werden suchen, u. statt Bücher, Menschen zu kennen" sich bestreben.<sup>9</sup> Hieraus spricht der Mißmut des gebildeten Schöngelists, der die Konversation mit seinesgleichen, die ästhetische und weltmännische Komponente in seinem Leben vermißt und nicht gewillt ist, in einem abgelegenen Winkel der Erde das einsame Leben des Buchgelehrten zu führen. Man wird nicht, wie geschehen, generell behaupten dürfen, die Rigaer Zeit sei für Herder die glücklichste überhaupt gewesen.<sup>10</sup> Nirgends geht aus den schriftlichen Zeugnissen dieser Periode hervor, daß ihn die Unterrichtstätigkeit wirklich befriedigt und er in ihr die Erfüllung gefun-

---

<sup>7</sup> Jegor von Sivers (Hrsg.): Herder in Urkunden. Riga 1868. Vgl. dazu und überhaupt den klärenden und weiterführenden Beitrag von Martin Bollacher: Das Konzept einer 'menschlichen Philosophie' in Herders Frühwerk, in diesem Band S.78-91.

<sup>8</sup> DA I, S.37.

<sup>9</sup> Ebd. S.44.

<sup>10</sup> Karl Walter: Herders Wirken und Wachsen in Riga. In: Baltische Monatschrift 57 (1904), S.28-49, beruft sich, allerdings ohne Quellenangabe, auf Herder selbst: „Ja, Herder war glücklich in Riga; er hat, wie er selbst sagt, seine glücklichsten Jahre in Riga verbracht.“ (S.43) Etwas abgeschwächt, aber immer noch ohne Einschränkung Wilhelm Schmid: Sich selbst zum Werk machen. Herder in Riga 1764-1769 und die Zeit danach. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 193, Beilage „Literatur und Kunst“ vom 20./21.8.1994, S.57: „Es gefiel ihm in Riga, wo er fern von Preußen war, fern vom Militarismus, den er so sehr haßte.“

den hätte, deren Fehlen er in den zitierten Briefen an Hamann so ausdrücklich beklagt.

Wohl äußert sich Herder an anderer Stelle, nicht frei vom Gattungszwang der öffentlichen Lobrede, viel freundlicher über die Handelsstadt an der Ostsee. Am 27. Juni 1765, also nach mehr als einem halben Jahr Unterrichtspraxis, trat er nämlich mit der Inaugurationsrede zum Thema *Von der Gratie in der Schule* sein Lehramt offiziell an.<sup>11</sup> Er distanziert sich mit den altbekannten Topoi vom Pedantismus, von den unmenschlichen Zwängen der traditionellen Gelehrentschule. Nicht den Stoff, sondern dessen pädagogisch adäquate Vermittlung stellt er ins Zentrum seiner programmatischen Ausführungen. Durch eine ästhetische Präsentation der Unterrichtsgegenstände und den ihnen so abgewonnenen 'Reiz' soll das Herz der Schüler erobert, die Freude am Lernen geweckt und die moralische Entwicklung durch Erziehung zu Einsicht und freundschaftlicher Treue gefördert werden. Der Lehrer muß über natürliches Talent oder 'Genie', wie Herder es bezeichnet, und gleichzeitig über gründliche gelehrte Kenntnisse verfügen. Pädagogischer Erfolg setzt die glückliche Verbindung beider Komponenten voraus. Natürliche Anlagen und erworbene Fähigkeiten, schöpferische Originalität und gelehrtes Wissen, beides ist erforderlich, um dem pädagogischen Leitbild der Anmut zu entsprechen, unter deren Auspizien das Wahre und Gute in der Gestalt des Schönen erscheint. Der Schulfuchs soll durch den weltgewandten, dennoch aber gelehrten Pädagogen, der

---

<sup>11</sup> Vgl. SWS XXX, S. 14-28, sowie [*Bruchstück einer Abhandlung über die Grade in der Schule*], S.29-35. Die Rede wurde, obwohl immer wieder zitiert, bis jetzt noch nie eingehend analysiert. In der geplanten umfassenderen Studie über Herders Verhältnis zur Schulphilosophie gehe ich auf die Rigaer Antrittsrede ausführlich ein.

Pedantismus des gelehrten Handwerkers durch geistvollen Unterricht abgelöst werden. Gesellschaftliche Umgangsformen und ästhetische Gestaltungskraft zeichnen den zeitgemäßen Lehrer aus. Er „[...] sey so gründlich wie er will; hat er dabei nicht den Anstand, den Vortrag, die Annehmlichkeit; - er ist kein Lehrer der Jugend.“<sup>12</sup> Damit greift Herder gesellschaftsethische Postulate der frühaufklärerischen Decorumlehre, der Pedantismus- und Galantismuskritik wieder auf, wie sie vor allem von Christian Thomasius und seinen Anhängern vertreten wurden.<sup>13</sup> Während diese eine Reform der *Universitätsstudien* und die Anpassung der Lehre an das politische Klugheitsdenken des *Adels* anstrebten, geht es Herder um die Verwirklichung der ästhetischen Komponente im Unterricht der *nächstunteren* Schulstufe und um die Verbindlichkeit gesellschaftsethischer Postulate für die Handel treibenden *bürgerlichen* Bevölkerungsschichten. Er gibt sich im einzelnen nur wenig Rechenschaft darüber, wie dieses hochgesteckte Ziel zu erreichen sei. So bevorzugt er z.B. die anschaulichere Ländergeschichte im Vergleich mit der Universalhistorie.<sup>14</sup> Er sieht sich in der Rolle eines „Lehrers des Schönen und Weltmäßigen [...], der die großen Lücken im Plan dieser Schule einigermaßen ausfüllen, der die Schulwissenschaften mehr mit dem Angenehmen, mit dem Brauchbaren, mit der Welt versöhnen sollte.“<sup>15</sup> Herder setzt sich für eine durchgängige Ästhetisierung des ganz auf den praktischen Nutzen ausgerichteten Unterrichts ein. Mit dem schon durch die antike Philosophie und

---

<sup>12</sup> Ebd., S. 21.

<sup>13</sup> Vgl. ebd., vor allem S. 18 f. In Herders Bibliothek waren frühaufklärerische Werke, darunter Thomasiusschriften und Pedantismusliteratur, zahlreich vertreten (vgl. Bibliotheca Herderiana, Vimariae 1804).

<sup>14</sup> Ebd., S. 16.

<sup>15</sup> Ebd.

Rhetorik vertretenen Postulat der Anmut ('gratia', 'venustas')<sup>16</sup> bringt er das Defizit des bisherigen Unterrichts und das didaktische Programm seiner schulischen Reformabsichten auf den Begriff. Psychologie und Pädagogik kündigen sich, wenn auch erst von fern, als eigenständige Wissensdisziplinen an. Hierin liegt der entscheidende innovative Impuls der Rigaer Antrittsrede.

Kaum einen Monat nach dem offiziellen Amtsantritt analysiert Herder, wiederum in einem Brief an Hamann, seinen eigenen schulischen Werdegang.<sup>17</sup> Jetzt treten zunehmend psychologische Ursachen seines Unbehagens an die Stelle der beklagten äußeren Umstände. Weil in der schulischen Ausbildung die allmähliche Entfaltung der natürlichen Talente nicht gefördert, sondern das Kind so gleich als Erwachsener behandelt werde, komme es, meint Herder, wie bei ihm selbst, zu geistigen Wachstumsstörungen, zu einer widernatürlichen Fehlentwicklung. Daher bedauert er sogar, daß er in Königsberg wegen Zeitnot keine Pedanten habe hören können, die „meine Hitze hätten abkühlen, u. mir Schulmethode hätten lehren sollen.“<sup>18</sup> In der naturgemäßen Ausbildung der natürlichen Anlagen erkennt Herder das Hauptanliegen einer Erziehung des Menschen. So können, zu gegebener Zeit, die Anstrengungen der Pedanten für den von ungebändigten Naturkräften getriebenen Heranwachsenden eine wichtige Ausgleichsfunktion besitzen. Herders Verhältnis zur traditionellen Schulphilosophie - Kant zählt er im eben zitierten

---

<sup>16</sup> Der Artikel 'Anmut' von Karl-Heinz Göttert in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 1. Tübingen 1992, Sp. 610-632, erwähnt auch Herders Schulrede (Sp.627). 'Grazie' und 'Anmut' werden in dieser, was unbedingt hervorgehoben werden muß, zu pädagogischen Schlüsselkategorien.

<sup>17</sup> DA 1, S.46 (Juli 1765).

<sup>18</sup> Vgl. ebd.

Hamannbrief ausdrücklich nicht zu ihren Repräsentanten - muß als ambivalent bezeichnet werden. Obwohl er in der Antrittsrede das Systemdenken, welches „den elenden Grundsatz zum Mittelpunkt hat“<sup>19</sup>, scharf ablehnt, schätzt er dennoch die Solidität überlieferten Wissens.

Wie ist nun der erwünschte Interessenausgleich zwischen den beiden Bestimmungsfaktoren 'Genie' und 'Unterricht' zu erreichen? Die Frage kann hier - auch für die Rigaer Zeit - nur summarisch beantwortet werden. In den *Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen* vom 31. Januar 1766 hat Herder eine vom Hallenser Gymnasialrektor Johann Peter Miller<sup>20</sup> fünf Monate zuvor unter dem Titel *Die Hofnung besserer Zeiten für die Schulen* verfaßte Programmschrift rezensiert.<sup>21</sup> Miller geht es um die Gründung von Realschulen, von sogenannten deutschen Schulen in den kleineren Städten und um eine bessere Ausbildung in der Muttersprache durch Verlagerung des elementaren Lateinunterrichts auf das Gymnasium, die unterste Kadernschule der angehenden Gelehrten. Diese folgen ohnehin ihren Neigungen und beschreiten gerne den für sie richtigen Weg. Daher bedarf der gelehrte Nachwuchs der propädeutischen Nachhilfe der öffentlichen Lateinschulen nicht, da in

---

<sup>19</sup> SWS XXX, S.20.

<sup>20</sup> SWS I, S.U8-121.- Über Johann Peter Müller vgl den Artikel von Rudolf W. Keck in: Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. Hrsg. von Walther Killy. Bd.8. München 1990, S.166.

<sup>21</sup> Titel: Die // Hofnung besserer Zeiten für die Schulen. // Eine Einladungsschrift // womit // zur feyerlichen Begehung // des // Zweyten Jubelfestes // des // evangelischlutherschen Gymnasii zu Halle // und zur // Anhörung einiger Reden // Donnerstags den 29sten August // sowol // Vormittags von 9. Uhr in der Schulkirche // als // Nachmittags von 2. Uhr in dem größern Hörsäle // geziemend einladet // M. Johann Peter Miller // des Gymn. Rektor. // Halle, // bey Johann Justinus Gebauer. 1765. [Exemplar: UB u. LB Sachsen-Anhalt Halle: Sign.: an Pon QK Yb 3650].

ihnen sowieso nur Zwang herrsche. Man richte sich dort nach der alten Gewohnheit, statt nach der viel altern Natur.<sup>22</sup> Von den Macht-sprüchen des Pedanten und *seiner* Voreingenommenheit für das Altertum distanziert sich Miller im Namen der aufgeklärten Vernunft und, wörtlich, der Menschenliebe des rechtschaffenen Patrioten.<sup>23</sup> Herder stimmt in seiner Besprechung fast ganz mit Millers pädagogischen Reformzielen überein<sup>24</sup> und bezeichnet dessen Werklein noch in der 1767 in Riga erschienenen *Dritten Sammlung der Fragmente* als die „[...] kleinste und vielleicht beste unter den vielen neuern Schriften über die Schulen.“<sup>25</sup> Herder konsultierte, wie man sieht, in Riga neueste pädagogische Literatur und verdankte ihr auch wichtige Anregungen.

Wenige Tage nach der Besprechung der Millerschrift erschien nämlich im selben Rezensionsorgan<sup>26</sup> Herders Kritik zu Johann Jakob Rambachs Schreiben über die Frage: *Ob das Lesen der Alten an*

---

<sup>22</sup> Miller: Hoffnung besserer Zeiten, S.18. Der mit der 'Natur' als ontologischer Gegebenheit verknüpfte Altersbeweis legitimiert hier die Reform.

<sup>23</sup> Ebd., S.23.

<sup>24</sup> In SWS I, S.120, befürwortet Herder die Erweiterung der Realfächer und die Einschränkung des 'Despotismus der Lateinischen Sprache', wirft Miller aber vor, daß er die ganze Philologie damit gleichsetze, den schönen Wissenschaften zu wenig Referenz erweise und mit seinem Nützlichkeitsfimmel dem Genie schade. Schließlich mißfällt ihm das harte Urteil des Theologen über die Mythologie, dem er u.a. mit der berühmt gewordenen Passage in der dritten Sammlung der *Fragmente* (SWS II, S.426-449: „Vom neuern Gebrauch der Mythologie“) entgegnet. Vgl. dazu die interessante Feststellung von Manfred Frank: Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie. I.Teil. Frankfurt a.M. 1982, S. 123 ff, Herder diskutiere im erwähnten Fragment die Frage, ob „eine Mythologie unter Bedingungen der Aufklärung überhaupt in poetologischen Kontexten zulässig sei.“ (S.124)

<sup>25</sup> SWS I, S.381.

<sup>26</sup> SWS I, S.121-123.- Es handelt sich um das 10. Stück der *Königsberg- Sehen Gelehrten und Politischen Zeitungen* vom 3. Februar 1766.

dem Mangel der Original-Schriftsteller Schuld sey. In der dem Amtskollegen Johann Peter Miller zugedachten Glückwunschschrift<sup>27</sup> bekämpft der Rektor des Quedlinburger Gymnasiums die von Edward Young vertretene Meinung, daß die berühmten Werke der Alten die Neuern „an sich ziehen, mit Vorurtheil erfüllen und zaghaft machen.“<sup>28</sup> Herder kann mit Young einig gehen und Rambachs Youngkritik zurückweisen, der dem Engländer unterstellt, mit der geäußerten Befürchtung die Gültigkeit der antiken Muster in Zweifel zu ziehen. Indirekt verurteilt Herder Rambachs ahistorischen Rationalismus, der in den Dichtungen der Alten die Natur schlechthin am Werk, d.h. die *unverändert* gültigen Regeln der Vernunft in ihnen verwirklicht sieht. Wollte anstelle von Rambach

ein Genie, wie Young, ein Supplement zu Youngs Gedanken von Originalwerken schreiben: so müste er untersuchen, wie weit die Griechen in jedem Fach Originale seyn konnten und musten: was die Römer von ihnen geborgt: und in welchen Stücken wir eigene Bahnen eröffnet. Man müste den Unterschied der Griechischen wilden und natürlichen Dichterzeiten von den unsrigen bestimmen [...] ein Plan, der etwas mehr, als ein Schulprogramm lodert.<sup>29</sup>

---

<sup>27</sup> Genauer Titel: „Schreiben // über die Frage: // Ob das Lesen der Alten an dem Mangel // der Original=Schriftsteller Schuld sey, // womit // dem verdienstvollen // Herrn Rector Miller // zu dem bevorstehenden // Jubiläo // des Hallischen Gymnasii // Glück gewünschet wird // von // Johann Jakob Rambach, // des Fürstl. Quedlinb. Gymn. Rector. // Quedlinburg und Leipzig, // in der Biesterfeldischen Buchhandlung // 1765 [Exemplar: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Sign.: 10 in: Ay 28640]. Über Johann Jakob Rambach vgl. den Artikel von Dietrich Meyer in: Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. Hrsg. von Walther Killy. Bd. 9. München 1991, S.285 f.

<sup>28</sup> Rambach: Schreiben, S.5.

<sup>29</sup> SWS LS. 122 f.

Mit dieser großzügigen Planskizze geht Herder weit über die von Young behandelten Fragen hinaus.<sup>30</sup> Am Leitfaden eines Kulturvergleichs wäre die Geschichte der Dichtung von den noch naturnahen griechischen Anfängen bis hin in die jüngste Gegenwart darzustellen und der Anteil der schönen Literatur an der kulturellen Entwicklung als ganzer zu bestimmen. Herder deutet hier den weiten Horizont historischer Kontinuität, um dessen Erkenntnis es ihm geht, freilich nur an. Er hat dann bereits mit den *Fragmenten*, wo er das Verhältnis der Neuern zu den antiken Autoren wiederum im Sinn Edward Youngs thematisiert<sup>31</sup>, erste Bausteine zu einer kulturhistorisch resp. geschichtsphilosophisch abgestützten Literaturkritik geliefert. Den Schulphilologen wirft er dort vor, an Wörtern und

---

<sup>30</sup> Herder hat Edward Youngs *Conjectures on Original Compositum in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison* [=Richardson], London 1759, in der Übersetzung von Hans Ernst von Teubern: *Gedanken // über die // Original=Werke. // In einem Schreiben des D. Youngs // an dem Verfasser des Grandison. // [Vignette] // Aus dem Englischen. // Leipzig, // bey Johann Samuel Heinsii Erben, // 1760, kennengelernt. Vgl. Faksimileausgabe mit Nachwort und Dokumentation zur Wirkungsgeschichte in Deutschland von Gerhard Sauder. Heidelberg 1977. (Dokumentation Via, Herders Exzerpte aus Young, S.[96]-[101]). Unter den wirkungsgeschichtlichen Dokumenten befindet sich auch ein längerer Auszug aus Rambachs Schreiben (XI, Johann Jakob Rambach. Aus: J. J. Rambach, *Vermischte Abhandlungen aus der Geschichte und Litteratur. Halle 1771, S.[l 16-128]*), allerdings nicht aus der hier herangezogenen Erstausgabe.*

<sup>31</sup> SWS I, S.383.- Vgl. auch Karl Menges: Herder und die 'Querelle des Anciens et des Modernes'. Eine wirkungsgeschichtliche Replik. In: *Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985*. Bd. 8. Hrsg. von Walter Haug und Willfried Barner: *Ethische contra ästhetische Legitimation von Literatur. Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus*. Tübingen 1986, S.[154]-160.- Der genaue Werdegang von Herders Auseinandersetzung mit der Querellethematik, auch in der *Rigaer Zeit*, bleibt einer eingehenden, späteren Untersuchung vorbehalten.

grammatischen Formen kleben zu bleiben, ohne den vom antiken Autor angestimmten Ton in der eigenen Seele vernehmen zu können. Den genialen Leser hingegen versetzt die Flamme des Geistes, die sich bei der Lektüre antiker Autoren entzündet, in die Welt des Altertums zurück. Mit zunehmender Begeisterung erwacht der Eifer, das antike Muster durch eine eigene Schöpfung zu übertreffen. Der nun zum Autor gewordene Rezipient gewinnt mit dem neu geschaffenen Kunstwerk die verlorene historische Distanz zum nachempfundenen Vorbild zurück.<sup>32</sup> Hier greift Herder auf die der exegetischen Tradition vertraute Dichotomie von 'totem Buchstaben' und 'lebendigem Geist' zurück. 'Geist' ist für ihn sowohl historisches Einfühlungsvermögen, divinatorische hermeneutische Kompetenz, als auch, untrennbar mit ihr verbunden, die schöpferische Kraft des Dichters. Im Gegensatz zur spiritualistischen Bedeutungsvariante, wie sie auch der radikale Pietismus aufgenommen hat<sup>33</sup>, steht 'Geist' für Herder nicht mit Gelehrsamkeit schlechthin auf Kriegsfuß, sondern nur mit ihrer Kümmerform, die sich in der Buchstabenpedanterie der Grammatiker kundtut. Wie schon vor ihm Miller verabscheut auch er die Suche nach Parallelstellen in den wie Steinbrüche ausgebeuteten Werken der alten Autoren.<sup>34</sup> Die Regsamkeit des 'Geistes' als einer schöpferischen Potenz bildet für

---

<sup>32</sup> Zusammenhängend vgl. vor allem: SWS I, S.406 ff.

<sup>33</sup> Vgl. dazu meinen Aufsatz Die Rhetorik des Heiligen Geistes. Gelehrsamkeit, *poesis sacra* und *sermo mysticus* bei Gottfried Arnold. In: Pietismus-Forschungen. Zu Philipp Jakob Spener und zum spiritualistisch-radikalpietistischen Umfeld. Hrsg. von Dietrich Blaufuß, Frankfurt a.M. 1986, S. 197-294.

<sup>34</sup> Vgl. Miller: Hoffnung besserer Zeiten für die Schule, S.14: „Jeder alleigirt für sich vortheilhafte Parallelstellen und Konstruktionen und verschweigt die, ihm nachtheiligen und dem Gegner vortheilhaften *Loca auctorum*." Herder zur Parallelstellenmethode vgl. SWS III, S.325 f., S.351 f.

ihn die anthropologische Basis der Dichtungstheorie, aber auch das Fundament der profanen Hermeneutik und jeder konstruktiven gelehrten Tätigkeit. 'Schulphilosophie', mehr noch 'Schulphilologie', bringt Herder aber mit einer defizitären Form von Erkenntnis, mit bloß memorativ abrufbarer Kenntnis, mit geschlossenen Gedankensystemen, Paragrapheneinteilungen und starren, feststehenden Begriffen, mit den Zwängen der traditionellen Gelehrtenschule und ihren lebensfeindlichen Unterdrückungsmechanismen in Verbindung.<sup>35</sup> Dagegen sollen, von antiken Texten stimuliert, alle Seelenkräfte des Menschen in Schwingung versetzt, die natürlichen Talente entwickelt und so, um es paradox, jedoch genau auszudrücken, 'Genies' *herangebildet* werden. Zu diesen gehört der geniale Literaturkritiker. Daß bei ihm die rezeptiven und produktiven Komponenten geistiger Potenz in einem ausgeglichenen Verhältnis zueinander stehen, schlägt sich auch in seinem Schreibstil, der 'schönen Prosa', nieder.<sup>36</sup> Diese verbindet begriffliche Richtigkeit mit sinnlich-anschaulicher Darstellung. Literaturkritik hält, indem sie den Bann sprachlicher Objektivation bricht und ihre eigenen Aussagen mit der Gattungsbestimmung 'Fragment' historisch relativiert, den schöpferischen Prozeß in Gang, der nach jedem geschaffenen Werk zum Stillstand zu kommen droht. An diesem Fortgang produktiver Arbeit hat sich, dem Dichter ähnlich, auch der Philosoph zu beteiligen, der mehr als *Vor-* denn als Nachdenker exakte Begriffe erst bzw. neu entwickelt. Erkenntnis, wie Herder sie in den *Fragmenten* umschreibt, zeichnet sich aus durch 'Historizität', 'Ästhetizität' und begriffliche Exaktheit, spricht 'Logizität'. Die ersten beiden Bestimmungen stehen in krassem Widerspruch zum Bild, das, in Herders

---

<sup>35</sup> Zusammenhängend, auch zum folgenden, vgl. SWS I, S.378 ff.

<sup>36</sup> SWS I, S.159.

Sicht, die Schulphilosophie von der Sache entwirft, während das dritte Prädikat, die Richtigkeit der Begriffe, allerdings auch ihren Einfluß verrät. Wichtiger als diese Übereinstimmung in den Merkmalen des Erkenntnisbegriffs ist zunächst aber noch eine weitere *Differenz*: Die Schulphilosophen verwechseln nach Herderden noch Lernenden mit dem schon Gelehrten. Sie konfrontieren ihn mit ausgedachten, ihm jedoch unverständlichen Lehrsätzen:

Wolfs und B.[aumgarten]s Vortrag, ist der beste, nach dem sie dachten, und jeder Philosoph denken will - aber auch der, in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der Philosophischen Erziehung?<sup>37</sup>

An die Stelle gleichgültiger Vermittlung von allgemein anerkannten Erkenntnissen soll in der Schule der Vorgang ihrer Erarbeitung durch selbständiges Denken treten. Diese Zielsetzung verlagert den Schwerpunkt des Unterrichts von den feststehenden 'res' der etablierten Disziplinen auf die Genese des Wissens im Bewußtsein des Lernenden. Pädagogik ist angewandte Psychologie. Herders Einsatz für die Realschule, sein staatspolitisch-patriotischer Utilitarismus<sup>38</sup> die Ablehnung der Lateinschule, der neulateinischen Dichtung<sup>39</sup> und, oft mit deutlich konfessionalistischer Spitze, des Lateins als 'römischer' Sprache<sup>40</sup>, andererseits seine Förderung der deutschen Sprache und Literatur, vor allem aber die auf die Wurzeln

---

<sup>37</sup> SWS II, S. 102.

<sup>38</sup> SWS I, S.382: „Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und Grammatische Kenntniß des alten Roms gefodert wird.“<sup>41</sup> Die Reformpädagogik der Rigaer Schriften behandelt nur beiläufig J[ohannes]. Böhme: Herder und das Gymnasium. Ein Stück aus dem Kampfe der realistischen und humanistischen Bildung am Ende des vorigen Jahrhunderts. Hamburg 1890.

<sup>39</sup> Ebd., S.413.

<sup>40</sup> Ebd., S.365.

der Sprache zurückgehende Sprachkritik, das alles qualifiziert Herder als Vertreter einer pädagogischen Aufklärung anderen, neuen Formats. Seine Kritik der Schulphilosophie betrifft vor allem den Unterricht in den philosophischen Elementardisziplinen 'Logik' und 'Rhetorik':

In der Scholoratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darin, wie man einige Rhetorische und Logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen sollte [...]. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält.<sup>41</sup>

Herder vermeidet, einmal mehr, jede Verallgemeinerung. Ambivalenz prägt auch hier sein Bild von der herkömmlichen Schule. Nicht genug, daß er Alexander Gottlieb Baumgarten und damit auch der Wolffschen Schulphilosophie wichtige Denkanstöße verdankt, auf die ich im einzelnen nicht näher eingehen will, da dies andere schon getan haben.<sup>42</sup> Herder war in Riga als Lehrer selbst Teil der Schule, mußte bei allem Innovationswillen schulische Konventionen beachten, las die pädagogischen Traktätchen von Schulrektoren wie Rambach und Miller, rezensierte sie sogar und machte das Reformprogramm Millers weitgehend zu seinem eigenen. Ambivalent ist auch das Verhältnis Herders zur lateinischen Sprache. Diese wird von ihm nur aus der zeitgenössischen *schönen* Literatur verbannt. Sie soll aber als internationale Gelehrtensprache ihre wichtige Funk-

---

<sup>41</sup> SWS I, S.385.

<sup>42</sup> Zuletzt noch Hans Adler: Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie - Ästhetik - Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder. Hamburg 1990: „Sehr wohl weiß Herder deren [= der Schulphilosophie] Leistung zu schätzen, wie er in seinem Verriß der Ästhetik Riedels deutlich macht. Aller eigenen Kritik zum Trotz bekennt er sich dort gegen die 'großen Antiwolfianer' und 'neuen Schönphilosophen' zum Rationalismus der Schule als Ausgangspunkt.“ (S. 69)

tion behalten und vor allem von den Altertumsforschern als Kommunikationsmittel gepflegt werden.<sup>43</sup> Herder greift in den *Fragmen-ten*, wo es ihm um die Legitimation der Altphilologie als kulturgeschichtlicher Disziplin geht, gern auf die Autorität des Neuhumanisten Johann Matthias Geßner zurück.<sup>44</sup> Schließlich ist das Latein als weitgehend ausgebildete, präzise Sprache, ganz unabhängig von der poetischen Würde der römischen Musterautoren, für Herder ein sehr geeignetes Werkzeug philosophischen Denkens, ein Mittel der Aufklärung. Diese zukunftsweisende Aufgabe kann die überlebte Sprache der römischen Klassiker allerdings nicht erfüllen. So identifiziert Herder das Neulatein des Schulphilosophen Baumgarten mit der Sprache der Aufklärung im novantiken Gewand: aus ihr spreche „philosophischer Geist.“<sup>45</sup> Im Kontext kommt das tiefe Bedauern über die jahrhundertelange Unterjochung des deutschen Geistes durch die ihm fremde Latinität, aber auch die Meinung zum Ausdruck, daß sogar die widerwärtigsten historischen Bedingtheiten den aufklärerischen Fortschritt nicht nur nicht aufhalten, sondern ihn sogar herbeiführen helfen.

Weder war Herder in Riga Anhänger einer der damals an den deutschen Universitäten etablierten schulphilosophischen Richtungen, noch hat er selbst eine solche begründet. Er war an pädagogischen Fragen interessiert, machte den traditionellen Schulunterricht zum Gegenstand seines Nachdenkens, setzte sich mit der herkömmlichen Gelehrtenschule kritisch auseinander und distanzierte sich in manchem grundsätzlich von ihr. Von der 'Schulphilosophie' der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat er aber entweder unmittelbar,

---

<sup>43</sup> SWS I, S. 413.

<sup>44</sup> SWS III, S. 354 ff.

<sup>45</sup> SWS I, S. 237 f.

wie von Christian Wolff und Alexander Gottlieb Baumgarten, oder dann indirekt, wie von Christian Thomasius und seinen Anhängern, auch entscheidende Impulse erhalten. Schließlich verdankt er viel den pädagogischen Schriften zeitgenössischer Schulmänner sowie neuhumanistischen Reformprogrammen.

Vielleicht gehört es zu den Hauptaufgaben künftiger Forschung, die Einflüsse der hier skizzierten Umfelder, in denen sich der frühe Herder nicht ungern bewegt hat, mehr noch als bisher und, vor allem im Hinblick auf sein späteres Schaffen, genau zu untersuchen. Das Bild der Persönlichkeit, das dabei entsteht, scheint sich mit Herders Paradox des traditionsgebundenen Originalgenies zu decken. Als ein solches sah er wohl sich selbst.

# Die Sprachzeichenkonzeption Johann Gottfried Herders in der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*

John Ole Askedal (Oslo)

## 0. Einleitung

Mit seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* beantwortete Johann Gottfried Herder die folgende von der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1769 gestellte Preisaufgabe:

(1)

En supposant les hommes abandonnés a leurs facultés naturelles, sont-ils en état d inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d eux-mêmes a cette invention? On demande une hypothèse qui explique la chose clairement et qui satisfait a toutes difficultés - chez M. Formey Secrétaire perpétuel jusque a 1. Janvier 1771. Lejugement 31. Mai 1771.

Die *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* wurde bekanntlich während des Aufenthaltes in Straßburg in erstaunlich kurzer Zeit geschrieben. Man weiß, daß diese Thematik Herder damals schon seit geraumer Zeit beschäftigte, was praktisch bedeutet, daß die in der *Abhandlung* vorgelegten Auffassungen in Riga vorbereitet worden waren. Es ist somit anzunehmen, daß ihm die Preisaufgabe eine vielleicht unerwartete, aber sicher sehr willkommene Gelegenheit

---

<sup>1</sup> HW1, S. 1274.

war, schon Durchdachtes zu verfeinern und an die Öffentlichkeit zu bringen.<sup>2</sup>

In der Forschung wurde die *Abhandlung* sowohl unter sprachwissenschaftlichen als auch ideengeschichtlichen und philosophischen Aspekten betrachtet.<sup>3</sup> Insbesondere ist man sich allgemein einig, daß das Gedankengut in Herders *Abhandlung* im 19. Jahrhundert für die Herausbildung eines auf der Volkssprache basierenden Nationalbewußtseins von gesamteuropäischer Bedeutung gewesen ist:

(2)

Für die Konsolidierung des an die Muttersprache gekoppelten Nationalbewußtseins der Menschen leiten die Europäer schließlich ihre entscheidende Motivation von J.G. Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* aus dem Jahre 1770 (gedruckt 1772) ab. Von dem Gedankengut dieses Werkes geht unzweifelhaft eine Signalwirkung aus, die die Menschen auch außerhalb der Bildungselite erfährt.<sup>4</sup>

Symptomatisch für gängige Auffassungen ist das Zitat in (2) durch die Andeutung, daß der Einfluß von Herders *Abhandlung* in der Folgezeit eher allgemeiner, weniger jedoch fachlicher Art gewesen sei. Zum einen nämlich wird Herder als Philosoph im allgemeinen nicht besonders hoch eingeschätzt. Dies mag freilich zum Teil auf den überwältigenden Einfluß Kants auf die deutsche Philosophie

---

<sup>2</sup> Vgl. Edward Sapir: Herders „Ursprung der Sprache“. In: *Modern Philology* 5 (1908), S.109-142, hier: S.110-112 (2-4); Ulrich Gaier: *Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik*. Stuttgart 1988 (= *problematika*, Bd. 118), Kapitel 2.

<sup>3</sup> Hans Aarsleff: *The Tradition of Condillac: The Problem of the Origin of Language in the Eighteenth Century and the Debate in the Berlin Academy before Herder*. In: H. A.: *From Locke to Saussure. Essays on the Study of Language and Intellectual History*. Minneapolis/Minn 1981, S. 146-209.

<sup>4</sup> Harald Haarmann: *Die Sprachen weit Europas. Geschichte und Zukunft der Sprachnationen zwischen Atlantik und Ural*. Frankfurt a.M., New York 1993, S.31.

und auf Herders Kritik an Kant und der von ihm stark beeinflussten damaligen deutschen Systemphilosophie zurückzuführen sein, der es Herder zufolge an antropologischen Grundlagen fehlte.<sup>5</sup> Was zum ändern den sprachwissenschaftlichen Einfluß Herders betrifft, weist Sapir<sup>6</sup> zwar mit Recht daraufhin, daß viele grundlegende Einsichten bei Wilhelm von Humboldt wohl auf Herder zurückgehen, ansonsten stehen aber moderne Kommentatoren aus dem linguistischen Lager vielen Einzelaspekten *fax Abhandlung* eher ablehnend gegenüber.<sup>7</sup>

Entsprechend der in (1) zitierten Aufgabenformulierung ist Herders Ausgangspunkt die Sprachursprungsfrage, weshalb in späteren Stellungnahmen zu Herders *Abhandlung* die Ursprungsproblematik auch im allgemeinen im Vordergrund steht. Es sollte aber nicht übersehen werden, daß die weitergehende und weiterführende Problematik der Sprachentwicklung und des Sprachwandels einen großen Raum einnimmt und in Teilen des Buches dominant ist. Die folgenden Ausführungen sind ein Versuch, die Gesamtproblematik der *Abhandlung* unter dem linguistisch-semiotischen Aspekt der Sprachzeichenkonstitution und Sprachzeichenentwicklung zu betrachten.

Mein Hauptanliegen ist somit im Grundsätzlichen etwa das gleiche wie dasjenige von Ulrich Gaier, jedoch wird der Ausgangspunkt meiner Fragestellungen ein anderer sein. Gaier fragt nach den geistigen Voraussetzungen der Herderschen Sprachphilosophie insgesamt und ist bestrebt, deren Stellenwert im Gesamtbild der zeitgenössi-

---

<sup>5</sup> Vgl. Gaier: Herders Sprachphilosophie, Kap. 6.

<sup>6</sup> Vgl. Sapir: Herders „Ursprung der Sprache“, S.141 (33)

<sup>7</sup> Vgl. z.B. Robert Henry Robins: A Short History of Linguistics. London 1967, S.151 ff.

sehen sprachphilosophischen und erkenntnistheoretischen Strömungen herauszuarbeiten, woraus sich eine Theorie von drei Logiken und sechs Sprachursprüngen ergibt.<sup>8</sup> In meiner Darstellung steht dagegen die Frage im Vordergrund, inwiefern bei Herder Gemeinsamkeiten mit moderneren strukturalistischen Sprachzeichenkonzeptionen (de Saussure, Hjelmslev) feststellbar sind. Insofern ist mein Beschreibungsansatz eher ein typologisch-struktureller.

Die Darstellung basiert auf der ersten Fassung von 1772 in der Ausgabe von Ulrich Gaier<sup>9</sup> und nicht auf der zweiten bearbeiteten Fassung von 1789, die in der Ausgabe von Erich Heintel<sup>10</sup> abgedruckt ist. Diese Wahl ist zum einen darin begründet, daß der hauptsächliche Einfluß der *Abhandlung* zu Herders Lebzeiten von der Erstfassung ausgeht. Zum anderen zeigt sich meines Erachtens aber auch beim Vergleich der beiden Texte, daß an einigen Stellen die Formulierungen der Erstfassung im Hinblick auf Grundsätzliches etwas profiliert sind als in der späteren Bearbeitung. Eine nähere Begründung für diese Einschätzung muß freilich an dieser Stelle aus Raumgründen unterbleiben.

### 7. Kognitive Unterschiede zwischen Menschen und Tieren

In Auseinandersetzung mit den Auffassungen von Johann Peter Süßmilch (1766) lehnt Herder zum einen die Vorstellung ab, daß die Sprache des Menschen auf einem eigenständigen göttlichen Schöp-

---

<sup>8</sup> Vgl. Gaier: Herders Sprachphilosophie, Kap. 1.3.

<sup>9</sup> HW1, S.695-810.

<sup>10</sup> Johann Gottfried Herder: Sprachphilosophische Schriften. Aus dem Gesamtwerk ausgewählt, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Register versehen von Erich Heintel. 2., erweiterte Aufl. Hamburg 1964 (= Philosophische Bibliothek, Bd.248).

fungsakt beruhe. Zum anderen verwirft er aber auch die Ansicht, die menschliche Fähigkeit zur Kommunikation durch Sprache ergebe sich - ähnlich wie bei Tieren - allein aus einem biologisch bedingten Instinkt. Nach Herder bestehen zwischen menschlicher und tierischer Kommunikation allgemeine qualitative Funktionsunterschiede, die die biologische und Umweltbedingtheit der tierischen bzw. menschlichen Kommunikation betreffen. Grundsätzlich biologisch und umweltbedingt ist für Herder die Kommunikation der Tiere, auch wenn bei den Tieren erhebliche Variationen in der jeweils möglichen Interaktion mit der natürlichen Umwelt zu beobachten sind:

(3)

*"Je vielfacher die Verrichtungen, und Bestimmung der Tiere; je zerstreuter ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Gegenstände, je un-steter ihre Lebensart, kurz je größer und vielfältiger ihre Sphäre ist; desto mehr sehen wir ihre Sinnlichkeit sich verteilen und schwächen." [...] „die Empfindsamkeit, Fähigkeiten und Kunsttriebe der Tiere nehmen an Stärke und Intensität zu, im umgekehrten Verhältnisse der Gröjje und Mannichfältigkeit ihres Wirkungskreises" [...] Je kleiner also die Sphäre der Tiere ist: desto weniger haben sie Sprache nötig.<sup>11</sup>*

Demgegenüber ist die menschliche Fähigkeit zu sprachlicher Kommunikation eben nicht auf biologisch bedingte Anpassung an die Umwelt beschränkt:

(4)

[...] so bekommen sie [die Sinne des Menschen, J.O.A.] eben [...] *Vorzug der Freiheit*; „Eben weil sie nicht für einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere wSinn der Welt.<sup>12</sup>

---

<sup>11</sup> HW1, S. 712f.

<sup>12</sup> Ebd., S. 716.

(5)

Es ist „*die einzige positive Kraft des Denkens*, die mit einer gewissen *Organisation des Körpers* verbunden bei den Menschen so *Vernunft* heißt, wie sie bei den Tieren *Kunsthfähigkeit* wird: die bei ihm *Freiheit* heißt, und bei den Tieren *Instinkt* wird.“ Der Unterschied ist nicht in *Stufen*, oder *Zugabe von Kräften*, sondern in einer *ganz, verschiedenartigen Richtung* und *Auswicklung aller Kräfte*<sup>13</sup>

Herder zufolge ist das Band zwischen der Sprache des Menschen und dem göttlichen Schöpfungsakt somit ein indirektes: Die Sprache des Menschen ist ein Ergebnis der Begegnung des von Gott geschaffenen, in Besonnenheit reflektierenden Menschen mit der auch gottgeschaffenen, außerhalb des Menschen bestehenden Wirklichkeit:

(6)

Der menschliche [Ursprung der Sprache, J.O. A.] zeigt Gott im größten Lichte: *sein Werk, eine menschliche Seele, durch sich selbst eine Sprache schaffend und fortschaffend, weil sie sein Werk, eine menschliche Seele ist*. Sie baut sich diesen *Sinn der Vernunft*, als eine Schöpferin, als ein Bild seines Wesens. Der Ursprung der Sprache wird also nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist.<sup>14</sup>

Dies ist dann in Hauptzügen die allgemeine theologisch-philosophische Basis für den komplexen Prozeß der Entstehung von Wörtern - praktisch Sprachzeichen -, darauf aufbauend auch von ganzen Sprachsystemen sowie der Ausdifferenzierung von Einzelsprachen und Sprachfamilien.

---

<sup>13</sup>Ebd.,S.717.

<sup>14</sup>Ebd., S.809.

## 2. *Perzeptorisch bedingte Zeichenkonstituierung und darauf basierende Herausbildung sprachlicher Artikulation*

Herder zufolge sind bei der Herausbildung der menschlichen Sprache zwei aufeinanderfolgende Stufen anzunehmen, deren Ergebnis aus semiotischer Sicht in beiden Fällen Wörter im Sinne bilateraler Sprachzeichen sind. Die psychologischen Voraussetzungen der ersten Stufe sind die Fähigkeit zu diskreter, zergliedernder Wahrnehmung der Umwelt<sup>15</sup> und die Fähigkeit zur Speicherung von Wahrnehmungsergebnissen im Gedächtnis:

(7)

Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wücket, daß sie in dem ganzen Ozean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke [...] und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften, lebhaft oder klar erkennen; sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich *anerkennen* kann: [...].<sup>16</sup>

Bei diesem Wahrnehmungs- und Internalisierungsvorgang werden erinnerten Schallwahrnehmungsereignissen jeweils spezifische Begriffe zugeordnet. Nach Herder ist somit der Anfang der menschlichen Sprache überhaupt die Verbindung einer Schallerinnerung mit einem geistigen Bild, einem Begriff. Durch diese Verbindung konstituiert sich ein Wortzeichen aus einem - um in diesem Zusammenhang den sehr treffenden Terminus von Saussure zu bemühen - 'image acoustique' mit zugeordneter konstanter Begrifflichkeit.<sup>17</sup> Zur

---

<sup>15</sup> Vgl. Gaier: Herders Sprachphilosophie, S.108.

<sup>16</sup> HW1, S.722.

<sup>17</sup> Vgl. auch Gaier: Herders Sprachphilosophie, S.66 f., 104, 111, 116.

Veranschaulichung dieses Vorganges bedient sich Herder des berühmt gewordenen Beispiels vom blökenden Schaf (das übrigens von Moses Mendelssohn stammt<sup>18</sup>):

(8)

[...] seine [des Menschen, J.O.A.] besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, - *das Schaf blocket!* sie hat Merkmal gefunden. Der innere Sinn würket. Dies Blöcken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht - sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal - es blockt, und nun erkennet sie wieder! „Ha! du bist das Blöckende!“ fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie deutlich, das ist mit einem Merkmal erkennet, und nennet.<sup>19</sup>

Den theoretischen Sinn dieser kleinen Erzählung expliziert Herder wie folgt:

(9)

[...] was war das anders, als *ein innerliches Merkwort* „Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kennzeichen des Schafs, wahrgenommen, ward, kraft dieser Bestimmung, *Name* des Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte.“ Er erkannte das Schaf am Blöcken; es war *gefaßtes Zeichen*, bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann - Was ist das anders als Wort? Und was ist die *ganze menschliche Sprache*, als eine *Sammlung solcher Wortel* Käme er also auch nie in den Fall, einem anderen Geschöpf diese Idee zu geben, und also dies Merkmal der Besinnung ihm mit den Lippen vorblöcken zu wollen, oder zu können; seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblockt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wiedergebückt, da sie ihn daran erkannte - die Sprache ist erfunden!<sup>20</sup>

Bei der Auslegung dieser Stellen sollte man sich nicht durch terminologische Unterschiede zwischen Herder und neueren Konzeptionen (bzw. modernen Formulierungen der gleichen oder einer ver-

<sup>18</sup> Vgl. Herder: Sprachphilosophische Schriften (Anm. 10), S.234, Anm. 10.

<sup>19</sup> HW I, S.723.

<sup>20</sup> Ebd., S.724.

wandten Konzeption) irreführen lassen. In (9) gebraucht Herder offensichtlich das Wort 'Zeichen' im Sinne von 'Ausdrucksseite' oder 'nichtsemantischer (nichtintensionaler) Aspekt eines Sprachzeichens', während 'Wort' eher 'signe/Zeichen' im Sinne von Saussure<sup>21</sup> und Hjelmslev<sup>22</sup> entspricht.

Bemerkenswert an Herders Auffassung der Sprachzeichenkonstituierung ist, daß er dem Gehör als mittlerem Sinn grundlegende Bedeutung zuschreibt. Dem entspricht, daß dem internalisierten Sprachzeichen dieser ersten Stufe kein externalisierendes artikulatorisches Korrelat entspricht:

(10)

In aller seiner Affengestalt, ohne einen Laut seiner Zunge, war er inwendig sprechender Mensch, der sich über kurz oder lang seine äußerliche Sprache erfinden mußte [...].<sup>23</sup>

Auf der zweiten und sekundären Stufe des Sprachzeichenkonstituierungsvorgangs wird dann dem internalisierten Sprachzeichen ein externalisierendes artikulatorisches Korrelat zugeordnet. Herder widmet freilich der ersten Stufe der Sprachzeichenkonstituierung die bei weitem gößere Aufmerksamkeit. Daß aber zwei aufeinanderfolgende Stufen angenommen werden, geht aus Textstellen wie (10) und weiter (11) dennoch deutlich genug hervor:

(11)

Es [jedes Geschöpf, J.O.A.] liefert ihm [dem Menschen] sein [jedes Geschöpfes] Merkwort ins Buch seiner [des Menschen] Herrschaft,

---

<sup>21</sup> Vgl. Ferdinand de Saussure: *Cours de linguistique generale*. Public par Charles Bally et Albert Sechehaye. Avec la collaboration de Albert Riedlingen Edition critique preparée par Tullio de Mauro. Postface de Jean Calvet. Paris 1985, S.98 ff.

<sup>22</sup> Vgl. Louis Hjelmslev: *Omkring Sprogteoriens Grundlæggelse*. [København] 1966, S.48.

<sup>23</sup> HW1, S.731.

wie einen Tribut, damit er [der Mensch] sich bei diesem Namen seiner [des Geschöpfes] erinnere, es künftig rufe und genieße.<sup>24</sup>

Im Hinblick auf den nichtsemantischen Aspekt von Sprachzeichen - d.h. ihre Ausdrucksseite - läßt sich die Zweistufentheorie von Herder als eine elaborierte Reproduktionstheorie auffassen, der zufolge der Urzeitmensch die ihn umgebenden Wesen und Dinge durch Nachahmung der für sie kennzeichnenden Schalleigenschaften und Geräusche benannte. In Übereinstimmung mit seinen Auffassungen über die Entstehung der Poesie nimmt Herder darüber hinaus an, daß die erste Sprache des Menschen eine Art Gesang gewesen sei. Er lehnt aber ausdrücklich die mythische und mythologische Vorstellung ab, daß es sich dabei um eine Nachahmung des Vogelgesangs gehandelt habe,<sup>25</sup> und zwar mit der Begründung, daß die artikulatorischen Fähigkeiten verschiedener Lebewesen unterschiedlichen physiologischen Bedingungen unterliegen:

(12)

In der Reihe der Wesen hat jedes Ding seine Stimme und eine Sprache nach seiner Stimme. [...] So wenig also die Nachtigall singt, um den Menschen [...] vorzusingen: so wenig wird der Mensch sich dadurch je Sprache erfinden wollen, daß er der Nachtigall nachtrillert [...].

War also die erste Menschensprache Gesang: so wars Gesang, der ihm so natürlich, seinen Organen, und Naturtrieben so angemessen war, als der Nachtigallen Gesang ihr selbst, [...] eben unsre tönende Sprache.<sup>26</sup>

An dieser Stelle weist Herder auf die physiologischen Grundlagen des Prinzips der dominanten phonetisch-phonologischen Arbitrarität von Sprachzeichen hin: Was in der Wahrnehmung nicht-arbiträr ist, dessen artikulatorisches Pendant ist aber schon aus physiologi-

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 735.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 740.

<sup>26</sup> Ebd., S. 741.

sehen Gründen notwendigerweise mehr oder weniger arbiträr. Bezugnehmend auf die Zeichenterminologie von Peirce<sup>27</sup> kann man die primären Wortzeichen Herders als grundsätzlich onomatopoeische bildliche Ikone auffassen, die in einigem Ausmaß durch physiologisch bedingte Arbitrarität gekennzeichnet sind und dies auch sein müssen.

### 3. Die Ausdifferenzierung der sprachlichen Begriffsbildung

Herder geht explizit auf die Frage ein, ob die ersten durch den Sprachzeichenkonstituierungsvorgang zustande gekommenen Wörter mit irgendeiner spezifischen Wortart späterer voll herausgebildeter Wortartensysteme identifiziert werden können. Herder nimmt an, daß dies der Fall ist und daß die ersten Wörter (Sprachzeichen) eine Art primitiver Verben (Protoverben) gewesen seien:

(13)

[...] *tönende Verba sind die ersten Machtelemente*. Tönende Verba? Handlungen, und noch nichts, was da handelt? Prädikate und noch kein Subjekt? Der himmlische Genius mag sich dessen zu schämen haben, aber nicht das sinnliche menschliche Geschöpf:

Diese Auffassung dürfte recht originell sein (auch wenn bei Gottsched in der Tat Ähnliches zu lesen steht<sup>29</sup>). Sie hat in der Forschung

---

<sup>27</sup> Vgl. The Collected Papers of Charles Sanders Peirce. Ed. by Charles Hartshorne and Paul Weiss. Vol.2: The Elements of Logic. Cambridge/Mass. 1960, 2.247-249, 2.277.

<sup>28</sup> HW1, S. 736f.

<sup>29</sup> Vgl. Ludwig M. Eichinger: Gottsched, Johann Christoph. In: Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Hrsg. von Herbert E. Brekle, Edeltraud Dobnig-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß. Tübingen 1994, S. 281-308, hier: S.291.

kaum je Zustimmung gefunden.<sup>30</sup> Im Rahmen von Herders Theorie entspricht sie aber der grundlegenden Bedeutung, die Herder der Schallwahrnehmung beim Sprachzeichenkonstituierungsvorgang beimißt. Sie erlaubt auch die Herleitung von phonetischer Arbitrarität aus phonetischer Nicht-Arbitrarität. Nach einer anderen, möglicherweise traditionelleren Sehweise kann der Gesichtssinn als die Grundlage der ersten ursprünglichen Begriffsbildung angesehen werden. Diese Auffassung wird nicht bei Ereignissen, sondern vielmehr bei vorrangig physischen Gegenständen ansetzen und Sprachzeichenprimatstatus eher bei Gegenstandsbezeichnungen als bei vorgangsbezeichnenden Verben annehmen müssen. Demnach impliziert sie wohl auch ursprüngliche phonetische Arbitrarität von Sprachzeichen.

Aus Herders Annahme des Primatstatus von (Proto-)Verben folgt des weiteren, daß die anderen, später entstehenden nichtverbalen Wortarten sich aus den ursprünglichen (Proto-)Verben entwickelt haben:

(14)

[...] der Ton mußte die Sache bezeichnen, so wie die Sache den Ton gab; aus den Verbis wurden also Nomina und Nomina aus den Verbis.<sup>31</sup>

Wie oben schon angedeutet, gilt diese Auffassung Herders keineswegs als selbstverständlich. Im vorliegenden Zusammenhang wäre dennoch daraufhinzuweisen, daß die Annahme der systematischen Zentralität des Verbs in wichtigen Richtungen der modernen Linguistik grundlegend ist. Die Valenzgrammatik basiert bekanntlich

---

<sup>30</sup> Vgl. Sapir: Herders „Ursprung der Sprache“, S.123; Robins: History of Linguistics, S.153.

<sup>31</sup> HW 1, S.737.

weitgehend auf Vorstellungen von der semantischen Dominanz von Verben im Verhältnis zu den sie begleitenden Ergänzungen und Angaben,<sup>32</sup> und in der damit verwandten Dependenzsyntax wird bei der Satzkonstituierung dem Verb der Vorrang zugeschrieben.<sup>33</sup> Diese modernen linguistischen Konzeptionen basieren empirisch z. T. auf dem Umstand, daß die Verbargumente in semantischer und syntaktischer Hinsicht häufiger die sie regierenden Verben präsupponieren bzw. voraussetzen als umgekehrt.

Nun läßt sich aber der empirische Sachverhalt keineswegs übersehen, daß der bei weitem überwiegende Teil des Wortschatzes in allen bekannten natürlichen Sprachen keine onomatopetischen Verben und auch nicht Wahrnehmungsverben sind. Dies wird von Herder ohne weiteres zugegeben:

**(15)**

Wie aus Tönen zu Merkmalen vom Verstande geprägt, Worte wurden, war sehr begreiflich; *aber nicht alle Gegenstände tönen*; woher nun für diese Merkworte, bei denen die Seele sie nenne? woher dem Menschen die Kunst, was nicht Schall ist, in Schall zu verwandeln? Was hat die Farbe, die Rundheit mit dem Namen gemein, der aus ihr so entstehe, wie der Name Blöcken aus dem Schafe?<sup>34</sup>

Im Rahmen der Sprachzeichenkonstitutionstheorie Herders stellt sich dann die Frage, wie primär onomatopoeische Wortzeichen so semantisch und lexikalisch differenziert werden, daß auch Nicht-auditives bezeichnet wird. Wie schon erwähnt, lehnt Herder die Auffassung ab, daß die arbiträren Aspekte der Wörter (Sprachzeichen)

<sup>32</sup> Vgl. Gerhard Heibig; Wolfgang Schenkel: *Wörtberuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Leipzig 1973, S.26 et passim.

<sup>33</sup> Vgl. D[avid]. G. Hays: *Dependency Theory. A Formalism and Some Observations*. In: *Syntactic Theory* 1. Ed. by Fred W. Householder. Harmondsworth 1972, S.223-240.

<sup>34</sup> HW1, S.742f.

auf einem eigenständigen göttlichen Sprachschöpfungsakt beruhen. Seine Theorie der semantischen und lexikalischen Ausdifferenzierung von Sprachzeichen nimmt statt dessen grundlegend auf Synästhesie und Grammatikalisierung durch metaphorische Erweiterung Bezug. Auch dieser grammatische Ausdifferenzierungsprozeß gliedert sich in zwei Stufen.

Auf der ersten Stufe werden im Rahmen einer komplexen Sinneserfahrung die Bedeutung einer onomatopoetischen Schallbezeichnung durch Synästhesie auf nichtschallbezogene Aspekte der Sinneserfahrung übertragen:

(16)

Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch

*II. eine Sprache, wo ihm kein Ton vertönte,*

erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen?

Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns, und als solche fließen sie nicht alle in eins? Wir sind Ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt - da liegt die Erklärung. [...] Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne; nur wir bemerken sie nicht anders, als in Anwendungen, die uns aus der Fassung setzen, in Krankheiten der Phantasie, oder bei Gelegenheiten, wo sie außerordentlich merkbar werden.<sup>35</sup>

Die zweite Stufe des lexikalischen Ausdifferenzierungsvorgangs ist in Herders Text weniger scharf umrissen. Er scheint sie aber als einen graduellen Prozeß aufzufassen, der in der metaphorischen Ausdehnung von Sinneswahrnehmungsbegriffen auf nicht sinnlich Wahrnehmbares seinen Anfang nimmt und über zunehmende Abstraktion zur Grammatikalisierung sich weiter entwickelt. Kennzeichnend für

---

<sup>35</sup> Ebd., S.743 f.

seine diesbezüglichen Ausführungen sind Ausdrücke wie „die starken kühnen Metaphern in den Wurzeln der Wörter“<sup>36</sup>, „diese *Durchwebung der Ideen* in den Wurzeln der Wörter“<sup>37</sup> und weiter die Charakterisierung von Zahlen als „ohne Zweifel sehr leichte Abstraktionen“<sup>38</sup>. Herder hebt überhaupt die grundlegende Bedeutung der Abstraktion in der menschlichen Begriffsentwicklung und die Wechselwirkung von Versprachlichung und begrifflicher Abstraktion stark hervor:

(17)

Oder war es nicht eben die menschlichste Sache, sich Worte zu abstrahieren, wo man sie brauchte? [...] „Eben weil die *menschliche Vernunft* nicht *ohne Abstraktion* sein kann, und jede Abstraktion nicht ohne Sprache wird: So muß die Sprache auch in *jedem Volk Abstraktionen* enthalten, das ist, ein *Abdruck der Vernunft* sein, von der sie ein *Werkzeug* gewesen.“<sup>39</sup>

Es liegt an dieser Stelle nahe, Ulrich Gaier zu zitieren:

[Herders] zentraler Gedanke ist der semiotische Charakter der Erkenntnis, die wesentliche Sprachlichkeit des Denkens im doppelten Sinne der Zeichennatur des Begriffs und der Angewiesenheit des Denkens auf die sekundäre Bezeichnung der Begriffszeichen durch die Wörter einer vorhandenen Sprache.<sup>40</sup>

Gemessen an der Aufmerksamkeit, die in Herders *Abhandlung* unter diesem Aspekt der intraindividuellen Genese der Sprachzeichen zuteil wird, erscheint die Interindividualität der Sprache als vergleichsweise wenig deutlich herausgearbeitet (auch wenn dazu gewisse Ansätze vorhanden sind<sup>41</sup>).

---

<sup>36</sup> Ebd., S.752.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Ebd., S.760.

<sup>39</sup> Ebd., S.761.

<sup>40</sup> Gaier: Herders Sprachphilosophie, S.173.

<sup>41</sup> Vgl. ebd., S.133-141.

#### 4. *Grammatikalisierungsabstufung als Grundlage einer Sprachtypologie*

Herders Sprachursprungstheorie umfaßt somit zum einen den internalisierenden Sprachzeichenkonstituierungsvorgang, zum anderen den externalisierenden Artikulationsvorgang und zum dritten einen Vorgang der Ausdifferenzierung von Sprachzeichen durch Synästhesie und darauffolgende metaphorische Übertragung. Diese mehrstufige Sprachentwicklungskonzeption kann zur Frage Anlaß geben, ob alle Sprachen in ihrer Entwicklung gleich weit fortgeschritten oder ob in einzelnen Sprachen noch Überbleibsel früherer Stufen zu beobachten sind. Nach Herders Auffassung sind bei den verschiedenen lebenden und überlieferten Sprachen unterschiedliche Grade der Nähe zu oder Entfernung von dem Urzustand der primär entwickelten Protoverben festzustellen. Er behauptet, daß Sprachen mit noch voll produktiver Ableitung von Substantiven aus verbalen Wurzeln dem von ihm postulierten Urtyp näher stünden als Sprachen, die nicht darüber verfügen, und er hebt die „morgendländischen“, d. h. semitischen Sprachen als Beispiel für den ursprünglicheren Typ hervor:

(18)

Von jedem tönenden Wesen klang sein Name; die menschliche Seele prägte ihr Bild darauf, dachte sie als Merkzeichen, - wie anders, als daß diese tönenden Interjektionen die ersten würden, und so sind z.E. die morgenländischen Sprachen voll Verba als Grundwurzeln der Sprache. [...] Alle alte, wilde Sprachen sind voll von diesem Ursprünge, [...].<sup>42</sup>

Im Laufe der Sprachentwicklung verschiebt sich indessen die Bedeutung der Verbbildung zugunsten der Nominalbildung:

---

<sup>42</sup> HW1, S. 737.

(19)

Wie die Verba einer Sprache eher sind, als die von ihnen rund abstrahierten Nomina: so auch *anfangs um so mehr Konjugationen, je weniger man Begriffe unter einander zu ordnen gelernt hat*. Wie viel haben die Morgenländer!<sup>43</sup>

(20)

[...] Alle neuere philosophische Sprachen haben das Nomen *feiner*, das Verbum *weniger*, aber *regelmäßiger* modifiziert; [...].<sup>44</sup>

Herder stellt sich insbesondere auch vor, daß in frühen Phasen der Entwicklung die Bedeutungsbeziehungen zwischen Wörtern noch nicht durch konventionalisierte grammatische Kodierungsmittel, sondern durch „Weissagungskunst“ - heute würde man vermutlich 'pragmatische Inferenzen' sagen - hergestellt werden. Erst im Endpunkt des stufen weisen sprachlichen Abstrahierungs- und Metaphorisierungsvorgangs ist eine voll entwickelte Grammatik (mit verschiedenen flektierenden Wortarten) vorhanden:

(21)

Diese „*Weissagungskunst, aus einzelnen Zeichen Zusammenhang zu erraten*“ - wie weit können ihn noch nur einzelne *Stumme und Taube* treiben! [...] Je mehr sie aber erleichtert wird, desto mehr nimmt sie ab, desto mehr wird *Grammatik* - und das ist Stufengang des menschlichen Geistes!<sup>45</sup>

Insgesamt findet sich in Herders *Abhandlung* die Skizze einer allgemeinen entwicklungsbezogenen Sprachtypologie, wo eine Auffassung der Sprachstrukturtypen aus einer allgemeineren Konzeption der Sprachentwicklung als Begriffsentwicklung hergeleitet wird. Grundlage der Typologisierung ist die angenommene mehr oder weniger weitgehende Nähe zu oder Entfernung von dem Urzustand der Protoverbbildung. Herder faßt die von ihm entwickelte Typolo-

---

<sup>43</sup> Ebd., S.762.

<sup>44</sup> Ebd., S.763 f.

<sup>45</sup> Ebd., S.765.

gie am Ende des ersten Teils der *Abhandlung* zusammen, vgl. insbesondere die Zitate in (22):

**(22)**

I. „Je älter, und ursprünglicher die Sprachen sind: desto mehr wird diese Analogie der Sinne in ihren Wurzeln merklich!“

II. „Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die Gefühle in den Wurzeln der Wörter!“

IV. „[...] so hat auch keine Sprache ein Abstraktum, zu dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt wäre. Und je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Abstraktionen, desto mehr Gefühle!“

V. [...] „da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache, und eine Methode ihres Gebrauchs ist: so muß je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Grammatik in ihr sein, und die älteste ist bloß das vorangezeigte Wörterbuch der Natur!“<sup>46</sup>

Wenig überzeugend vom heutigen linguistischen Kenntnisstand her ist, daß Herder die hier zusammengefaßten Gesichtspunkte ohne Vorbehalte für bekannte, noch existente oder überlieferte Sprachen geltend machen will, was auf den zeitgenössischen eingeschränkten naturwissenschaftlichen und orthodox theologischen Horizont zurückzuführen ist. Hoch einzuschätzen ist trotzdem Herders Leistung, im Rahmen des zu seiner Zeit Möglichen eine kohärente entwicklungsbezogene Sprachtypologie allgemeinen Inhalts entwickelt zu haben.

### 5. *Eine soziologische Theorie über die Herausbildung unterschiedlicher Einzelsprachen*

In der *Abhandlung* findet sich neben der Sprachursprungs- und Sprachentwicklungstheorie auch eine Theorie der Sprachspaltung, die der biblischen Überlieferung zumindest nicht widerspricht, wohl

---

<sup>46</sup> Ebd., S. 751, 752, 758, 762.

aber auch insgesamt ein soziologisches Gepräge hat. Von der biblischen Überlieferung übernimmt Herder die Vorstellung vom monogenetischen Ursprung menschlicher Sprachen und ist demnach in der Terminologie von Comrie<sup>47</sup> ein extremer „clumper“, der alle Sprachen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen will:

**(23)**

Ich wüßte nicht [...] Warum diese Landesväter [jedes einzelnen Landes, J.O.A.] nicht wieder unter sich einen Erdenvater könnten gehabt haben, da „die ganze fortgehende Ähnlichkeit der Haushaltung dieses Geschlechts es so fordert.“<sup>48</sup>

Damit verbunden ist bei Herder auch ein weitgehender sprachsystematischer Universalismus:

**(24)**

Wären die Menschen Nationaltiere, wo jedes die seinige [Sprache, J.O.A.] sich ganz unabhängig und abgetrennt von anderen selbst erfunden hätte: so müßte dies gewiß „eine *Verschiedenartigkeit*“ zeigen, als vielleicht die Einwohner des Saturns oder der Erde gegen einander haben mögen - und doch geht bei uns offenbar *alles auf Einem Grunde* fort. Auf einem Grunde, nicht bloß was die *Form*, sondern was wirklich den *Gang des menschlichen Geistes* betrifft: denn unter allen Völkern der Erde ist *die Grammatik heinahe auf einerlei Art gebaut*<sup>49</sup>

Herder ist sich der Erklärungsbedürftigkeit der tatsächlich zu beobachtenden grammatischen Vielfalt menschlicher Sprachen angesichts der monogenetischen Ursprungsthese wohl bewußt. Seine Erklärung ist eine im Grunde soziologische, nach der die empirisch gegebene Sprachenvielfalt als ein historisches Ergebnis von sozialer Gruppenkonstituierung und Gruppenkonsolidierung anzusehen ist, vgl. sein zweites und drittes Naturgesetz:

<sup>47</sup> Vgl. Bernard Comrie: Introduction. In: *The World's Major Languages*. Ed. by B.C. Oxford, New York 1990, S. 1-129, hier: S.7.

<sup>48</sup> HW 1, S.802.

<sup>49</sup> Ebd., S.803.

## (25)

ZWEITES NATURGESETZ!.] Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Herde, der Gesellschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, notwendig.<sup>50</sup>

DRITTES NATURGESETZ[.] So wie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich Eine Herde bleiben konnte: so konnte es auch nicht Eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen.<sup>51</sup>

Stark hervorgehoben wird die Bedeutung des gegenseitigen Gruppenantagonismus als einer allgemeinen Auswirkung der Gruppenkonsolidierung, die weitere kulturelle und sprachliche Diversifizierung zur Folge hat:

## (26)

Kurz! der Grund von dieser Verschiedenheit so naher kleiner Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist - *gegenseitiger Familien- und Nationalhaß*.

Ohne alle Verschwärzung und Verketzerung der menschlichen Natur können zweien oder mehrere nahe Stämme, wenn wir uns in ihre Familiendenkart setzen, nicht anders, als bald Gegenstände des Zwistes finden. [...] Dieselbe Familienneigung, die *in sich selbst* gekehrt, Stärke der *Eintracht* Eines Stammes gab, macht *außer sich* gekehrt, gegen ein andres Geschlecht, Stärke der *Zwietracht*, *Familienhaß!* dort zogs viele zu Einem fester zusammen; hier machts aus zwei Parteien gleich Feinde. Der Grund dieser Feindschaft und ewigen Kriege ist in solchem Falle mehr edle menschliche Schwachheit, als niederträchtiges Laster.<sup>52</sup>

## (27)

Da Sprache eigentlich „*Merkwort des Geschlechts, Band der Familie, Werkzeug des Unterrichts, Heldengesang von den Taten der Väter, und die Stimme derselben aus ihren Gräbern*“ war. Die konnte also unmöglich *Einerlei* bleiben, und so schuf dasselbe *Familiengefühl*, das Eine Sprache gebildet hatte, da es Nationalhaß wurde,

---

<sup>50</sup> Ebd., S.783.

<sup>51</sup> Ebd., S.791.

<sup>52</sup> Ebd., S.796.

oft *Verschiedenheit*, völlige *Verschiedenheit* der Sprache. Er ist *Barbar*, er redet *eine fremde Sprache* [...].<sup>53</sup>

## 6. Zusammenfassung

Nach meiner Auffassung hat die von Herder in der *Abhandlung* vorgelegte Gesamtheorie den in (28) zusammengefaßten inneren Aufbau:

(28)

I. Vorgang der Wort-, d.h. Sprachzeichenkonstituierung, der zwei getrennte, aufeinanderfolgende Stufen A und B umfaßt:

A: Internalisierung einer Schallwahrnehmung als 'image acoustique' und Verbindung derselben mit einem konstanten begrifflichen Inhalt;

B: artikulatorische Externalisierung des 'image acoustique', physiologisch vermittelt und dadurch modifiziert ('arbitrarisiert') durch die menschlichen Sprechorgane.

II. Vorgang der semantisch-lexikalischen Differenzierung der Wörter/Sprachzeichen durch verschiedene Prozesse, die zusammen ein Entwicklungskontinuum darstellen:

A: synästhetische Ausdehnung →

B: Abstrahierung durch metaphorische Übertragungen →

C: Grammatikalisierung und Herausbildung von Flexion.

III. Soziologische Konflikttheorie der Sprachspaltung

Herders Auffassungen in der *Abhandlung* sind vor dem Hintergrund des damaligen empirischen Wissenstands und des damaligen theoretischen Instrumentariums, d. h. im historischen Kontext, zu betrachten und zu bewerten. Dies betrifft insbesondere auch den Wortgebrauch und Stil Herders, der der sprachwissenschaftlichen Termino-

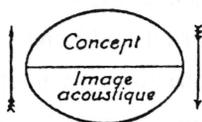
<sup>53</sup> Ebd., S.797.

logie des ausgehenden 20. Jahrhunderts natürlich nicht entspricht. Mit diesem Vorbehalt kann man m. E. nicht umhin anzuerkennen, daß Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* eine vielseitige und in hohem Maße kohärente sprachliche Entwicklungstheorie bietet, deren einzelne Aspekte in der Linguistik noch diskutiert werden. Darunter sind zu nennen Synästhesie, Abstrahierung, metaphorische Übertragungen und Grammatikalisierung als Wege der Begriffsbildung in und durch die Sprache.<sup>54</sup> Überhaupt findet man bei Herder ein ausgeprägtes Problembewußtsein auf Gebieten, für die die heutige Linguistik mehr Interesse aufbringt als die Linguistik vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren.

Hervorzuheben sind m. E. in diesem Zusammenhang vor allem die semiotischen - zeichentheoretischen - Aspekte der *Abhandlung*. Insbesondere sind Herders primäre Wortzeichen der ersten internalisierenden Stufe des Sprachzeichenkonstituierungsvorgangs bilaterale Zeicheneinheiten einer Art, die dem „signe linguistique“ von Saussure sehr nahe steht:

(29)

Le signe linguistique est donc une enlité psychique a deux faces, qui peut etre représentée par la figure:



Ces deux elements sont intimement unis et s'appellent Tun l'autre.<sup>55</sup>

<sup>54</sup> Vgl. z.B. George Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago, London 1987; Paul J. Hopper; Elizabeth Closs Traugott: *Grammaticalization*. Cambridge etc. 1993.

<sup>55</sup> Saussure: *Cours de linguistique*, S.99.

«Mit Lenzen ist nichts [...], so lieb ich ihn habe.» -  
J.G. Herder und J.M.R. Lenz im Spiegel ihrer Briefe

Ulrich Kaufmann (Jena)

Egon Günthers Film *Lenz*. (1992) setzt mit einer Szene ein, in der sich 1771 erstmalig Herder und Lenz in Straßburg begegnen: Lenz fällt vor Ehrfurcht auf die Knie und rennt anschließend den sieben Jahre älteren, hochverehrten Literaten vor Begeisterung fast um. Auf Goethes Bitte „Lies, Lenzchen“ trägt Jakob Lenz aus dem 1769 in Königsberg gedruckten Gedicht *Die Landplagen* vor. Bei dieser Dichtung, die ohne Herders Einfluß nicht denkbar ist, handelt es sich um die erste eigene Buchpublikation Lenzens. Herder (auch wenn er anschließend formal einiges zu schulmeistern hat) ahnt, einem großen Dichter begegnet zu sein. Vor allem kann er nicht begreifen, wie ein „Kind“ so über die „Menschheitsschande des Krieges“ zu schreiben vermag.

Der Schriftsteller und Regisseur Günther hat diese sonderbare Begegnung frei erfunden. Herder und Lenz sind erst Jahre später (im Oktober 1776 in Thüringen) zusammengetroffen, wenige Wochen vor Lenzens Ausweisung aus Weimar. Wesentlich an Günthers Fiktion ist, daß sie Herders mittelbare Einflußnahme in den Straßburger Jahren ins Bild setzt. Diese ist kaum zu überschätzen: Eine Lenz-Monographie ist ohne Ausführungen zur Herder-Rezeption undenkbar, während es umgekehrt Gesamtdarstellungen zu Herder gibt, die ohne den Namen Lenz auskommen.

Lenz ist mit beträchtlicher Verzögerung dabei, sich im heutigen Weimar den Platz zu erobern, der ihm zukommt. Die Kunstfeste 1993 und 1994 haben dazu Beträchtliches beigetragen.<sup>1</sup> Um so bedauerlicher ist es, daß die opulente und materialreiche Weimarer Herder- Ausstellung *Ahndung künftiger Bestimmung* (die aus Anlaß des 250. Geburtstages präsentiert wurde) Jakob Lenz an keiner Stelle (auch nicht im Katalog) erwähnt. Die Rigaer Ausstellung zum Herder-Jubiläum verfuhr 1994 anders und widmete Lenz gleich zwei Schaukästen. Neben wertvollen Erstaussgaben waren u.a. Lenzens *Neujahrswunsch an meine hochzuehrenden Eltern* sowie der Erstdruck des Lobgedichts auf den *Hochedelgeborenen Herr(n) Prof. Kant* (1770) zu sehen.

Betrachten wir zunächst die bislang auf uns gekommenen Briefe als Dokumente, um die Geschichte dieser Freundschaft nachzuzeichnen. Interessanterweise erfolgte die Kontaktaufnahme durch Lenz im Sommer 1775 zunächst über Herders Frau Karoline, die mit Louise König (Lenzens Straßburger Wirtin) korrespondierte. Gleich im ersten Schreiben bat Lenz um Bilder der Familie Herder. „Gönnen Sie mir Ihr und Ihres Mannes - und Ihres Kindes Gesichter.“<sup>2</sup> Dies allein zeigt, wie sich Lenz seit langem zu Herder hingezogen fühlte. In den *Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen* (in denen

---

<sup>1</sup> 1993 war in Weimar die Berliner Welturaufführung von Lenzens Stück *Catharina von Siena* zu sehen. Im Jahr darauf trug Udo Samel im Goethe-Haus die neu aufgefundenen *Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen* vor. Außerdem hatte das dreiteilige Lenz-Projekt *Hot, Sommer 76, Lenz* Premiere.

<sup>2</sup> Louise König und Lenz an Karoline Herder, 13.7.1775. In: Jakob Michael Reinhold Lenz: Werke und Briefe. Hrsg. von Sigrig Damm. Leipzig 1987. Bd.3, S.323. Alle Lenz-Titel und -Briefe sowie Briefe an Lenz werden im folgenden nach dieser Ausgabe zitiert.

der fünfzehnjährige Schüler Jakob Lenz 1766 als Lyriker debütierte) hatte er die erste Begegnung mit dem Gedankengut Herders. Nachdem der junge Dichter selbst ein Porträt sandte und den Bilderwunsch zweimal wiederholte, erhielt er die Herder-Bildnisse. Lenzens Interesse an Kontertfeis ihm nahestehender Menschen - in seinem Werk vielfach thematisiert - geht weit über die im 18. Jahrhundert verbreitete Aufmerksamkeit für Fragen der Physiognomie hinaus.

Im ersten Brief an Herder hat er diesen, wie im griechischen Kult, kühn einen „Hierophanten“ genannt. Dem Lehrer der Mysterien legte er sein Stück *Die Soldaten* in die „heiligen Hände“, sehr wohl wissend, was er da geschrieben hat: „Es ist wahr und wird wahr bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten. Amen.“<sup>3</sup>

Sehr bald tauschte sich Lenz mit Herder über heikle Fragen seiner Arbeit aus: Ihm versprach er, die gegen Wieland gerichtete (und später vernichtete) Satire *Die Wolken* zu senden, ihm vertraute er an, daß er die Hochzeitsszene des *Neuen Menoza* (in der er das Thema Inzest behandelt) „verabscheue“<sup>4</sup> und mit Herder, der die Zeitgenossen nachdrücklich auf Shakespeare orientierte, erörterte er Fragen seiner *Coriolan-Adaption*. Kein Wunder, daß sich Lenz gerade mit ihm über Coriolans Beziehung zum Volk verständigte. „Es ist, als ob Coriolan bei jedem Wort, das er widers Volk sagte, auf mich schimpfte - und doch kann ich ihn ganz fühlen, und all seinen Grundsätzen entgegen handeln.“<sup>5</sup>

Aus mehreren Briefen vom Sommer und Herbst 1775 spricht Len-

<sup>3</sup> Lenz an Herder, 23.7.1775. Bd.3, S.329.

<sup>4</sup> Lenz an Herder, 28.8.1775. Bd.3, S.333.

<sup>5</sup> Ebd., S.333 f.

zens Ungeduld. Er wollte wissen, was Herder (dem er auch die programmatische Literatursatire *Pandaemonium Germanicum* zusandte) von seinen *Soldaten* hielt. Herder sorgte für den Druck des Stückes und verschaffte dem Autor als „Refrain“ 15 Dukaten Honorar. Das Wesentliche (eine „himmlische Freude“<sup>6</sup>) war jedoch für Lenz, daß Herder das Stück so begriff, wie es gemeint war: als politischen Affront. Lenz ging so weit, daß er behauptete, er habe sein Stück auf Herders „Meinungen und Grundsätze gepropft.“<sup>7</sup>

*Die Soldaten* sind das Werk Lenzens, über das sich die Briefpartner am ausgiebigsten austauschten. Wir erfahren, daß Lenz das Werk anonym zu veröffentlichen wünschte<sup>8</sup>, in der Schlußszene „durch Weglassung oder Veränderung einiger Ausdrücke des Obristen“ „verdrießlichen Folgen“ zu begegnen gedachte.<sup>9</sup> Dem Anliegen des Dramatikers, Herder möge aus persönlichen Rücksichten den Namen „la Roche“ in „Gräfin von Rochau“ verwandeln, konnte aus Zeitgründen nicht mehr entsprochen werden.<sup>10</sup>

Erst Ende März 1776, bereits auf der Reise nach Weimar, machte Lenz Herder auf die hochbrisanten biographischen Hintergründe der *Soldaten* aufmerksam und forderte ihn auf: „nun entscheide!“<sup>11</sup> Herder, dem Adressaten der Lenz-Briefe, dürfte von Anfang an nicht verborgen geblieben sein, daß es nicht lediglich um einen Fachdisput ging, sondern daß Lenz hier um sein Leben schrieb. „Vor einem Jahr wenigstens darf sie [die Komödie *Die Soldaten*, U.K.] nicht

---

<sup>6</sup> Vgl. Lenz an Herder, 20.11.1775. Bd.3, S.353.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Lenz an Herder, Anfang März 1776. Bd.3, S.390.

<sup>11</sup> Lenz an Herder, Ende März 1776. Bd.3, S.416.

gedruckt werden. Mehr als ein Leben verlier ich damit.<sup>12</sup> Schon im ersten Brief an Herder bemerkte Lenz, die *Soldaten* würden sein „halbes Dasein“ mitnehmen.<sup>13</sup> Solche Äußerungen sind nicht nur metaphorisch zu verstehen.

In ähnlicher Weise wurde Herder - dann schon von Weimar aus - in die Diskussion um Lenzens „Phantasey“ *Der Engländer* einbezogen. Aus theologischer Sicht hatte Herder jedoch mit dem Selbstmord von Robert Hot (bezeichnenderweise las er „Tot“) seine Mühe. Durch die Blume schlug er Lenz einen sanfteren Stückschluß vor, zumal der Verleger Boie die jetzige Fassung („wegen des Endes“) nicht zu drucken bereit war:

Vorigen Sommer hatte sich in Bückeburg die Kehle jemand abgeschnitten, daß nur noch einige Fasern hingen: sie wurde zugenäht: er riß sie sich 2 mal auf: es wurde eine Maschine gemacht, daß er den Kopf nicht regen konnte, und in 4 Tagen war der Mensch besser. Er lebt noch u. befindet sich wohl u. freut sich, daß ihm das Kehlabschneiden nicht geglückt sei: so hätt's Tot auch werden sollen. Aber er ist tot wie sein Name anzeigt.<sup>14</sup>

Umgekehrt nahm auch Lenz Anteil an Herders Schaffen. Auf vielfältige Weise setzt er sich mit ihm auseinander:

- Vor allem die *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* (1774 ff.) hat ihn geprägt. In einer Anmerkung zum Abschnitt „Anbeginn des Menschengeschlechts“ hatte Herder sehr frei<sup>15</sup> aus seinem, wie

<sup>12</sup> Lenz an Herder, 29.9.1776. Bd.3, S.340.

<sup>13</sup> Lenz an Herder, 23.7.1775. Bd.3, S.329.

<sup>14</sup> Herder an Lenz 8.10.1776. Bd.3, S.501. Dieses Zitat war Teil der Textmontage *Sommer 76*, dem Mittelstück des Weimarer Lenz-Projekts 1994. Auf diese Weise wurde die Beziehung zum 1. Teil *Hot* (d.h. *Der Engländer*) hergestellt.

<sup>15</sup> Vgl. Herder: SWS VII, S.56 (Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, II, 4) und Lenz: Werke und Briefe. Bd.1, S.174 (Der neue Menoza, III, 11) und Anm. S.728.

Lenz sagte, „nicht erkannten]“<sup>16</sup> Stück *Der neue Menoza* zitiert, ohne den Verfassernamen anzugeben.

Es ist eines der merkwürdigsten Jahrhunderte in dem wir leben. Generalsuperintendent Herder in der tiefsinnigsten aller Theologischen Schriften seiner Zeit zitiert einen Komödianten. Was wird die Nachwelt von seiner Ältesten Urkunde - oder von meiner Komödie denken?<sup>17</sup>

Die *Älteste Urkunde*, aber auch andere Schriften Herders (wie *Johannes<sup>1</sup> Offenbarung, ein heiliges Gesicht*, 1779) konnte Lenz bereits in der Handschrift lesen.

- Zudem vermittelte Lenz den Druck einiger versifizierter Fabeln in Wielands *Teutschem Merkur*. Herder spielte die Bedeutung der übersandten Fabeln (die er „Flicke“ nannte) herunter. Bei der Auswahl ließ er Lenz freie Hand: „[...] wähle vorsichtig aus - eins oder keins.“<sup>18</sup> Dieser sorgte dafür, daß für den Mai 1776 gleich drei Fabeln Herders eingerückt wurden: *Die Frau und die Henne, die goldene Eier legt, Uebel angewandte Hälfte* und *Der Schwan und der Gärtner*. Als Eintrittsbillets in den Weimarer Kreis dürften diese „Flicken“ Herder nicht ganz unwichtig gewesen sein, denn am Ende des Briefes erinnert er nochmals an sie.

- Mehrfach hat Lenz versucht, auf Schriften seines Mentors poetisch zu reagieren. Sein Gedicht auf Herders *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774) nennt er „Gestammel“, „kindisches Lallen“<sup>19</sup>. Diesen - nicht überlieferten - Versuch hat Lenz verworfen. Enthusiastisch verteidigte er Herders Schrift in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* und stellte vor allem den

<sup>16</sup> Lenz an Herder, 28.8.1775. Bd.3, S.322.

<sup>17</sup> Lenz an Herder, 9. oder 10.10.1776. Bd.3, S.502.

<sup>18</sup> Herder an Lenz, Ende April 1776. Bd.3, S.440.

<sup>19</sup> Lenz an Herder, Dezember 1775. Bd.3, S.359 f.

Mut des Verfassers heraus. Herders Abhandlung würde zur „Hebamme unsrer ganzen künftigen Erkenntnis werden.“<sup>20</sup>

- Die wohl schon in Dorpat geschriebene (und von Herders *Pfingstkantate* angeregte) Lenz-Kantate *Die Auferstehung* (1776) hat Herder ihrer unorthodoxen Machart wegen „entzückt“.<sup>21</sup>

Kommen wir zurück zu den Briefen, die als Quelle unendlich viel über die Beziehung der beiden Literaten aussagen: Am 20. Oktober 1776 fand Herders Weimarer Antrittspredigt statt. Obgleich Lenz das Datum seit dem 8. des Monats kannte, nahm er an der Predigt nicht teil. Die Brieffreunde waren sich darin einig, daß es sich bei dieser Veranstaltung mehr um eine Pflichtübung handelte. Danach aber begegneten sich Herder und Lenz in Kochberg endlich persönlich. Herder hat über dieses Ereignis nichts zu Papier gebracht. Lenz hingegen ließ Salzmann wissen:

Herder ist [...] hier gewesen und find't allgemeinen Beifall. Wer sollte ihm auch den streitig machen können? Er und Wieland sind, wie der letzte es von jedem sein muß, Freunde und werden es noch immer mehr werden.<sup>22</sup>

Schockierend ist es zu lesen, wie diese Freundschaft kurz darauf in die Krise kam. Nach Lenzens bis heute unaufgeklärter „Eseley“ Ende November 1776 bemühte sich Herder zwar um Vermittlung, sein Ton im letzten Brief an Lenz ist jedoch ungewöhnlich lapidar. Er setzt ein mit „Ich habe Dir nichts zu sagen [...]“. Gegen Ende heißt es „Sudle u. laure aber nicht, sondern geh.“ Mit dem sich anschließenden Satz „Jetzt ist an Bernhard zu denken“<sup>23</sup> wollte er

---

<sup>20</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: Nur ein Wort über Herders Philosophie der Geschichte. In: Werke und Briefe. Bd.2, S.672.

<sup>21</sup> Vgl. Lenz: Werke und Briefe. Bd.3, S.379 und den Kommentar S.784.

<sup>22</sup> Lenz an Johann Daniel Salzmann, 23.10.1776. Bd.3, S.504.

<sup>23</sup> Herder an Lenz, 30.11.1776. Bd.3, S.518 f.

Lenz einen Weg aus der Katastrophe weisen, indem er ihn ermutigte, seine biographischen Studien über den Vorfahren Carl Augusts fortzusetzen. Herder hat Lenz wenigstens in Erfurt verabschiedet, für alle Zeit...

Der verstoßene Dichter bemerkte 1780 resigniert, daß er das „Triumvirat in W.“ um nichts mehr bitten könne. „Sie [Herder, Goethe und Wieland, U.K.] haben zu viel zu tun, um an mich zu denken.“<sup>24</sup> Noch im Herbst des Vorjahres hatte er Herder ersucht, ihn für die Rektoratsstelle an der Rigaer Domschule zu empfehlen. Lenzens letzter Brief an Herder, der partiell Zeugnis von der geistigen Zerrüttung seines Schreibers ablegt, ist das längste und quälendste Schreiben an den Freund, den er diesmal mit „Sie“ anspricht. Vor allem der Schluß des Briefes, der vom „gehorsamstergebensten J M R Lenz“ unterschrieben ist, verweist auf den Abstand, der durch Lenzens Position als Bittsteller noch verstärkt wird. Lenz zeichnet gezwungenermaßen ein Wunschbild von sich und ahnt dabei, daß er nur bedingt zu diesem Amte taugt.<sup>25</sup> Falls Herder „ein redlichere, stärkeres und ausdaurenderes Subjekt für diese Anstalt“<sup>26</sup> kenne, wolle er zurücktreten. Der Weimarer Superintendent hat nach bisheriger Kenntnis auf Lenzens letztes Lebenszeichen nicht rea-

---

<sup>24</sup> Lenz an Bertuch, 6.4.1780. Bd.3, S.600.

<sup>25</sup> Vgl. Jens Haustein: Jakob Michael Reinhold Lenz als Brief Schreiber. In: „Unaufhörlich Lenz gelesen ...“ - Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz. Hrsg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart 1994, S. 337-352.- Curt Hohoff tut so, als wäre Lenz der Bittbrief an Herder leicht gefallen: „Nichts war für Lenz leichter als das. Er schrieb an Herder drei Seiten.“ (Vgl. Curt Hohoff: Lenz. Reinbek 1977, S. 123.) Teile des Lenz-Briefes an Herder hat der Schriftsteller Gert Hofmann in die Erzählung *Die Rückkehr des verlorenen Sohnes Jakob Michael Reinhold Lenz, nach Riga* integriert. (In: Gert Hofmann: Der Blindensturz. Berlin, Weimar 1987.)

<sup>26</sup> Lenz an Herder, 2.10.1779. Bd.3, S.580.

giert. Er glaubte, ihm nicht mehr helfen zu können. Herder, der um den Gesundheitszustand Lenzen wußte, entschied verantwortungsvoll, auch wenn Lenz durch diese Zurückweisung erneut schwer getroffen wurde. Dem Verleger Hartknoch (der sich in Riga mit Lenz anfreundete und ihn wärmstens für das Rektoramt empfahl) teilte er lakonisch mit: „Mit Lenzen ist nichts: er taugt nicht zur Stelle, so lieb ich ihn habe.“<sup>27</sup>

„Lenz hat sich“, schrieb Herder im September 1775 an Lavater, „auf recht unerwartet-Göttlich-gute Art mir genähert, ob ich ihn gleich nicht persönlich kenne.“<sup>28</sup> In der Tat haben wir es hier mit einer bemerkenswerten brieflichen Annäherung zu tun: Die Briefe zwischen Lenz und Herder sind, wie hier vielfach belegt werden konnte, in außerordentlich herzlichem Ton gehalten. Herder hat die Zuneigung des Jüngeren innig erwidert. So schreibt er etwa im April 1776 aus Bückeburg:

Da das Glück nicht wollte, daß ich Dich in Weimar vielleicht finde, so beschwör ich Dich, komm zu mir!!! [„komm zu mir“ von Herder zweimal unterstrichen, U.K.] wenn Du von dort zeuchst. Ich will Dir die Reis ersetzen. [...] Oder bleib immer da [in Weimar, U.K.], da wir dann herrlich singen wollen Hallelujah.<sup>29</sup>

Der Briefwechsel ist (was für seine Bewertung wichtig ist) nur fragmentarisch erhalten geblieben. Zum Beispiel jubelt Lenz am 30. September 1775 den zweiten Brief von Herder, jedoch trägt das erste uns bekannte Schreiben Herders an Lenz das Datum des 9.

<sup>27</sup> Herder an Johann Friedrich Hartknoch, Dezember 1779. In: DA 4, S. 106. Vgl. Das 30. Kapitel in Sigrid Damms Romanbiographie „Vögel, die verkünden Land“. Berlin 1985, S.317 f.

<sup>28</sup> Herder an Johann Kaspar Lavater, September 1775. In: DA 3, S.213.

<sup>29</sup> Herder an Lenz, Ende April 1776. Bd.3, S.440. Die Unterstreichung wird in der Dammschen Ausgabe nicht vermerkt. Sie ist jedoch im Original, das in Riga liegt, eindeutig auszumachen.

März des folgenden Jahres. Insgesamt kennen wir 23 Briefe, 18, die Lenz schrieb und lediglich 5, die uns aus Herders Feder überliefert sind. Ein Großteil der Lenz-Originalbriefe befindet sich in Weimar und ist nicht „verschollen“, wie Sigrid Damm im Kommentar der ersten Auflage ihrer Werkausgabe für fünf der Dokumente behauptet.<sup>30</sup> Alle erhaltenen Herder-Briefe *an* Lenz sind in Riga aufbewahrt.

Bedenkt man, daß sich der dreiundzwanzigjährige Lenz an Herder wandte, als dieser die Schwelle zum vierten Lebensjahrzehnt bereits überschritten hatte, so liegt es nahe, von einem Schüler-Lehrer-Verhältnis auszugehen. Lenz jedoch schlug im Juli 1775 sogleich einen gewissermaßen familiären Ton an, indem er Karoline Herder bat, ihr Mann solle ihn „unter seine Kinder“<sup>31</sup> aufnehmen. An anderen Stellen wird Herder „Bruder“, mehrfach „Vater“ und gar „Liebchen“<sup>32</sup> genannt.

Seinen väterlichen Mentor Herder verteidigte Lenz gegen den leiblichen Vater, der den Bückeburger Theologen für einen „Socianischen Christen“, einen Ketzer, hielt. Es spricht für Jakobs Vater, Christian David Lenz (der in der älteren Literaturwissenschaft vorwiegend negativ bewertet wird), daß er sein Herder-Bild korrigierte, auch wenn taktische Gesichtspunkte dabei eine Rolle spielten. In einem nur als Abschrift erhaltenen Brief an Herder entschuldigt sich Vater Lenz für sein langes Schweigen:

---

<sup>30</sup> Anneliese Klingenberg: Rezension der Lenz-Ausgabe Werke und Briefe, hrsg. v. S. Damm, Leipzig 1987. In: Deutsche Literaturzeitung. 111. Bd. Heft 11/12, Spalte 844-846. In der Taschenbuchausgabe (1992) wurde dieser Irrtum beseitigt.

<sup>31</sup> Luise König und Lenz an Karoline Herder, 13.7.1775. Bd.3, S.323.

<sup>32</sup> Lenz an Herder, Ende März 1776. Bd.3, S.416.

Verzeihen Sie! Menschenfreund! Sie thun es, denn Sie sind Herder! Nie habe die Ehre gehabt Ew. Hoch würden jemals die geringste Gefälligkeit erzeigen zu können; aber Ihr edles, uneigennütziges, aufopferndes Herz ist nach Ihrem gütigsten Schreiben so voll zärtlichen Mitleides mit meinem unglücklichen Sohne, und so voll warmer Triebe, sein Unglück zu mildern und zu heben, daß ich mit Freudenthränen der Vorsehung für einen so würdigen Gönner desselben gedankt habe. Sie hatten diesen meinen Benjamin nur flüchtig gesehen, nur von ihm gehört und etwas gelesen; und siehe Ihr edles Herz sympathisierte sogleich mit dem seinigen. Er wünschte so eifrig sein Glück, als wären Sie sein zweyter Vater. Es ist wahr, das unbegreiflich traurige Schicksal dieses Lieblings unter meinen Söhnen, hat seiner nun schon vor 3/4tel Jahren in Gott ruhenden treuen Mutter [Lenzens Mutter starb im Juli 1778; der Brief ist daher wohl im April 1779 geschrieben, U.K.] und meinem Vaterherzen mehr als tödtliche Wunden geschlagen, aufs allertiefste geschlagen.<sup>33</sup>

Lenz empfahl dem Vater im November 1775 die Lektüre von Herders *Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts* sowie der *Meinungen eines Laien*, einer Schrift, die er selbst verfaßt hatte, von der er jedoch behauptete, den Autor nicht zu kennen.<sup>34</sup> (Herder mit seinem philologischen Spürsinn war es übrigens, der Lenz gleich im ersten erhalten gebliebenen Brief als Verfasser dieser Abhandlung ausmachte,<sup>35</sup> was Lenz dann bestätigen sollte.<sup>36</sup>)

Gerade die Briefe an Johann Gottfried Herder sprechen von der Zerrissenheit Lenzens. Kraftgenialisch-Selbstbewußtes gibt es in den - partiell stilisierten Briefen - gelegentlich, tiefe Zweifel überwiegen. Spürt man aus dem ersten Schreiben an Herder das Selbst-

<sup>33</sup> Eine Abschrift des Briefes liegt in der Booleschen Sammlung in Riga. Zitiert nach: Matjev N. Rosanow: Jakob M.R. Lenz. Leipzig 1909, S.504-505.- Ein differenziertes Bild von C.D.Lenz gibt Indrek Jürjo: Die Weltanschauung des Lenz-Vaters. In: „Unaufhörlich Lenz gelesen ...“ (vgl. Anm.25), S. 138-152.

<sup>34</sup> Vgl. Lenz an seinen Vater, 18.11.1775. Bd.3, S.350.

<sup>35</sup> Herder an Lenz, 9.3.1776. Bd.3, S.400.

<sup>36</sup> Lenz an Herder, Ende März 1776. Bd.3, S.417.

wertgefühl des jungen Dichters, der ahnte, daß der Wahrheitsgehalt seiner *Soldaten* Jahrhunderte überdauern würde, so liest sich bereits der zweite Brief ganz anders: Lenz sprach am Goethe-Geburtstag 1775 davon, eine „fürchterliche, graue Einöde“ hinter sich zu haben, unter „elenden Hunden“ zu „wühlen“ und noch „Sümpfe“ „durchwaten“ zu müssen usw. Er empfand das „Gefühl“ seines „Unwerts“, da es ihm noch nicht gelungen sei, mit den „Guten“, „die ich immer die Großen nenne“ anzubinden.<sup>37</sup> Allein an fünf Stellen artikuliert er - wiederum wohl nicht nur metaphorisch gemeinte - Todesahnungen, immer wieder machte Herder ihm Mut, versuchte er christlichen Zuspruch.

In der älteren Forschung, etwa in der zweibändigen Herder-Monographie von Rudolf Haym, wird beider Beziehung gewissermaßen als Einbahnstraße dargestellt. Herder, der Gebende, habe das Genie Lenzens anfangs überschätzt.<sup>38</sup> Aber noch im letzten Zeugnis Herders über Lenz (wir zitierten es deshalb in der Überschrift) ist von „Liebe“ die Rede.

Greifen wir einige der erstaunlichsten Sätze Herders über Lenz heraus: „Jedes Wort von Dir ist mir wahrhaftig Laut des Geistes, Zittern des großen Sensoriums auf einer Seite.“<sup>39</sup> „Deine Briefe sind mir, wie die Herzensbeicht eines Mädchens nach dem ersten Fehltritt, heilig! O daß ich näher an Dir sein könnte.“<sup>40</sup> „[...] - Du bist der Erste Mensch, für den ich schreibe, und kannst herrlich durchblicken, entschuldigen, überblicken, raten.“<sup>41</sup>

---

<sup>37</sup> Lenz an Herder, 28.8.1775. Bd.3, S.392 f.

<sup>38</sup> Vgl. Rudolf Haym: Herder. Bd.1. Berlin 1954, S. 33.

<sup>39</sup> Herder an Lenz, 9.3.1776. Bd.3, S.399.

<sup>40</sup> Herder an Lenz, März 1776. Bd.3, S.408.

<sup>41</sup> Herder an Lenz, Ende April 1776. Bd.3, S.440.

Mit der zuletzt zitierten emphatischen Sentenz will Herder Dank abstatten für die Abhandlung *Epilogus galetus*, einer Lobpreisung der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts*, die im *Teutschen Merkur* erschien. Verfasser dieser Rezension war jedoch nicht, wie Herder annahm, Lenz, sondern der Züricher Pfarrer Johann Kaspar Häfeli (1751 -1811). Aus dem Kontext des bisher Gesagten geht indessen hervor, daß Lenz das hohe Lob, in jener Zeit erster Adressat der Herderschen Bemühungen zu sein, dennoch verdient hat. Nur aus diesem tiefen Gefühl für den in Weimar gescheiterten Freund läßt sich erklären, weshalb Herder auch späterhin als einziger des Weimarer Musenhofes die Zeugnisse von Lenz sorgfältig aufhob und die Handschriften so der Forschung noch heute zugänglich sind.

Indem wir hier die Briefe zwischen Herder und Lenz betrachteten, haben wir uns auf ein Segment eines viel größeren Feldes konzentriert. Um weiteres nur anzudeuten:

1. Die neu aufgefundenen *Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen*<sup>42</sup> von Lenz müßten im Kontext der Herderschen Schriften, vor allem wohl der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* untersucht werden. Die Forschung geht davon aus, daß Lenz in den Straßburger Jahren durch Herder zu theologischer Beschäftigung zurückgefunden hat. Neben dem Göttinger Gelehrten Johann David Michaelis war Herder der einzige Theologe, den Lenz

---

<sup>42</sup> Vgl. Jakob Michael Reinhold Lenz: *Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen*. Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780. Mit einem Nachwort hrsg. von Christoph Weiß. St. Ingbert 1994.

(der ansonsten auf Quellenangaben verzichtete) in seinen theologischen Abhandlungen zitierte.<sup>41</sup>

2. Herders Wirkung ist nicht zuletzt in Lenzens sprachwissenschaftlich orientierten Vorträgen in der von ihm seit November 1775 geleiteten „Deutschen Gesellschaft“ spürbar. Lenz, der - wie Herder - „Nationalhochmut“<sup>44</sup> niemals billigte, dachte in der elsässischen Metropole „Über die Vorzüge der deutschen Sprache“<sup>45</sup> nach. Den Reichtum dieser Sprache - im Vergleich mit der französischen etwa - demonstrierte er an den vielfältigen Möglichkeiten, die „Zeitwörter“ (Verben) im Satz zu plazieren.

Lenz appellierte an seine Zuhörer, sich selbstbewußt der eigenen kulturellen Werte zu besinnen und sich im „republikanischen Sprachgebrauch“<sup>46</sup> zu üben. Ganz in Herders Verständnis rief er seine Freunde auf, „in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute“ zu gehen, „auf ihr Interesse, ihre Leidenschaften Acht“ zu geben. Dadurch könne „unsere gebildete Sprache“ bereichert, „unser gesellschaftlichen Vergnügen“<sup>47</sup> vervielfältigt werden.

---

<sup>43</sup> Vgl. Hohoff: Lenz, S.84 f. und Wulf Koepke: In search of a new religiosity: Herder and Lenz. In: Space to act. The theater of J.M.R. Lenz. Ed. by Alan C. Leidner and Helga S. Madland. Columbia 1993, S.121-131. Von den älteren Arbeiten sind vor allem Heinz Kindermann: J.M.R. Lenz und die deutsche Romantik. Wien und Leipzig 1925 und Paul Heinrichsdorff: J.M.R. Lenzens religiöse Haltung. Berlin 1932 zu nennen.

<sup>44</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden. In: Lenz: Werke und Briefe. Bd.2, S.773.

<sup>45</sup> So lautet die Überschrift eines weiteren Vortrages vor der Deutschen Gesellschaft. Vgl. Lenz: Werke und Briefe. Bd.2, S.777-782.

<sup>46</sup> Lenz, Über die Bearbeitung der deutschen Sprache [...], Bd.2, S.774.

<sup>47</sup> Ebd., S.776.- Vgl. auch: J.F.Haußmann: Die Übereinstimmung von Hamann, Herder und Lenz in ihren Ansichten über die deutsche Sprache. In: Euphorion 14 (1907), S.256-259.

3. Es wäre genauer zu untersuchen, welches Herder-Bild Lenz in seinen poetischen Texten, vor allem im *Pandaemonium Germanicum* entwirft. Im zweiten Akt dieser Literatursatire tritt das Triumvirat Lessing, Klopstock und Herder zu den zahlreich versammelten Skribenten. Bezeichnenderweise ist es Johann Gottfried Herder, der die - französische Muster nachahmenden - Autoren nicht nur auf Shakespeare orientiert, sondern dafür sorgt, daß dieser für kurze Zeit auf der Szene erscheint. Herder (im Lenzschen Stück) sieht schließlich ein „Bübchen“ in der Ecke sitzen, das sich als Lenz zu erkennen gibt. Die von Lenz „gemalten“ Menschen, bemerkt Herder, seien „viel zu groß für unsere Zeit.“ „So sind sie für die kommende“<sup>48</sup>, läßt Lenz seinen Lenz selbstbewußt erwidern. Ihre letzten Worte in dem (wohl 1775 entstandenen und erst 1819 gedruckten) Stück, das sich erst in der vorletzten Zeile als Traum der Lenz-Figur zu erkennen gibt, sprechen Klopstock, Herder und Lessing mit Blick auf Lenz gemeinsam: „Der arme Junge. Leistet er doch nichts, so hat er doch groß geahndet.“<sup>49</sup>

Die Lenz-Figur des Stückes (die auch durch Klopstock und Lessing manche Anregung erhielt) wird als Erbe Shakespeares, „Bruder“ Goethes, vor allem jedoch als „Schüler und Schützling Herders auf die Bühne“<sup>50</sup> gebracht.

Zur Affinität der beiden Literaten trug gewiß bei, daß sie aus dem Osten Europas kamen und durch ihre Elternhäuser in besonderer Weise religiös geprägt wurden. Herder und Lenz, die zeitversetzt

---

<sup>48</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: *Pandaemonium Germanicum*. In: Lenz: Werke und Briefe. Bd. I, S.269.

<sup>49</sup> Ebd., S.270.

<sup>50</sup> Rudolf Haym: Herder. Bd. 1. Berlin 1954, S.777. Vgl. auch zu Lenz und Herder S.33.

bei Kant in Königsberg studierten, waren sich, auch ohne sich begegnet zu sein, in Riga und Straßburg geistig nahe. Herders Berufung nach Weimar hat Lenz zusätzlich beflügelt, in diese Residenzstadt zu reisen. Beide verband weit mehr, als man nach den wenigen persönlichen Begegnungen in Thüringen und den uns bekannten Briefen aus dem kurzen Zeitraum vom Sommer 1775 bis zum Herbst 1776 zunächst vermuten würde.

In der Satire *Pandaemonium Germanicum* legt Lenz dem „Ewigen Geist“ Worte in den Mund, die seine Wertschätzung für den Vordenker des Sturm und Drang auf den Punkt bringen. Auch wenn dieses Urteil nicht ganz frei von dem Klischee des minder begabten *Poeten* Herder ist, soll es hier als 'letztes' Wort stehen:

Schaut an Herdern, der jene Labyrinth mit einem ebenen Wege durchschneidet, die für immer um Künste herum, nie zur Kunst selber führten. Tausend Unglücklichen Verirrten ein Retter, die sonst nicht wußten wie sie hinaus wollten und in dieser tödlichen Ungewißheit an Felsen wänden kratzten.<sup>51</sup>

---

<sup>51</sup> Lenz: *Pandaemonium Germanicum*. Bd.1, S.271. Indem Lenz die Dichter als an Felswänden Kratzende bezeichnet, stellt er den Bezug zum Prolog-Gedicht des Stückes her, in dem gleich eingangs vom „Heer“ deutscher Wändekritzler die Rede ist; vgl. ebd., S.271.

## Tartuer/Dorpater Herderiana in den Sammlungen Karl Morgensterns (1770-1852)

Mare Rand (Tartu)

Johann Karl Simon Morgenstern, geboren zu Magdeburg 1770, studierte in Halle unter dem großen Philologen Friedrich August Wolf und dem Philosophen Johann August Eberhard und war danach in den 1790er Jahren an der Universität Halle selber als Lehrkraft tätig. Nach darauffolgender vorübergehender Wirksamkeit am Danziger Athenäum kam er 1802 an die ebenbegründete Universität Tartu/Dorpat, um seitdem den überwiegenden Teil seiner Schaffenskraft als Professor für Rhetorik, klassische Philologie, Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte dieser Bildungsstätte zu widmen.

Obwohl er wegen seiner allzu vielseitigen und sich damit zersplitternden wissenschaftlichen Tätigkeit auf vielen Interessengebieten leider nur Weniges von seinen umfangreichen Forschungsplänen ausführen konnte<sup>1</sup>, scheint dieser Gelehrte in der Wissenschafts- und Kulturgeschichte unverdienterweise im Schatten geblieben zu sein. Man kannte ihn bisher in der Literaturwissenschaft als den Taufpaten der Bezeichnung 'Bildungsroman'. Erst in der letzten Zeit ist er von Ada Neschke-Hentschke als Autor des ersten neu-

---

<sup>1</sup> In Morgensterns handschriftlichem Nachlaß sind sowohl in Halle 1797 als auch beinahe 20 Jahre später in Dorpat entworfene Pläne zu zukünftigen Schriften zu finden, vgl. UB Tartu, Best. 3, Mrg. DLXIII.

zeitlichen Kommentars zu Platons *Staat* in Erinnerung gerufen worden.<sup>2</sup> Die wesentlichste Spur seines Gelehrtenlebens hat Karl Morgenstern aber als erster Leiter der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat hinterlassen. Dank seiner selbstlosen Bemühung und umfassenden Gelehrsamkeit sowie seiner weiten Beziehungen zum Mutterlande gelang es ihm, im Laufe von 37 Jahren eine in allen Fächern ausgewiesene wissenschaftliche Universalbibliothek zu schaffen. Daneben war Morgenstern selber als eifriger Sammler bekannt. Seine über 10.000bändige Privatbibliothek, die reiche Kunstsammlung und das handschriftliche Archiv hat er der ÜB Tartu vermacht. Diese Sammlungen sind heute als wahre Fundgruben weit bekannt; auf ihnen beruht auch die vorliegende Arbeit.

Morgensterns Bekanntschaft mit Herder, zunächst freilich durch seine Werke, begann schon in den Schuljahren in Magdeburg. Er war von dem Einfluß des Studiums der Klassiker auf die harmonische Bildung des Menschen fest überzeugt, und solcher Bildung galt auch sein beharrliches Streben. Die Weisheit im Lesen summierete Morgenstern später in wenigen Worten: „Lies ausser den Schriftstellern, die du deines gegenwärtigen oder künftigen Berufs halber lesen musst, nur die classischen!“<sup>3</sup> Herder zählte er ungeachtet gewisser Bedenken zu den Klassikern, von denen er möglichst alles lesen wollte und deren Publikationen er in seiner Privatbibliothek zu behalten wünschte. Sowohl sein handschriftlicher Nachlaß

---

<sup>2</sup> Ada Neschke-Hentschke: Carl Morgenstern, *De Piatonis Commentationes tres*, Halae 1794: Piatoni Riigi esimene nüüdisaegne kommentaar. In: Akadeemia (1993), Nr. 1, S. 107-124.

<sup>3</sup> Vgl. Karl Morgenstern: Plan im Lesen! Rede [...] gehalten den 12. Dec. 1805.

als auch seine Privatbibliothek sind die vertrauenswürdigsten Belege dafür.

Seine in den Magdeburger Schuljahren angelegte Handbibliothek enthält die meisten Werke Herders. Schon 1789 hat Morgenstern die *Kritischen Wälder* (Riga 1769) und in den 1790er Jahren beinahe alle wichtigen Werke Herders beschafft: *Ueber Thomas Abbts Schriften* (Leipzig 16%), *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* (Riga 1774), *Briefe, das Studium der Theologie betreffend* (Weimar 1780/81), *Ideen zur Philosophie* (Riga 1785/92), *Briefe zu Beförderung der Humanität* (Riga 1793-97), ebenso seine drei Preisschriften. Es fehlen nur die *Fragmente über die neuere deutsche Literatur*, womit Herder 1767 in Riga vor die Öffentlichkeit getreten ist. Freilich ist Herders Erstlingswerk in seinen *Sämtlichen Werken* vorhanden, welche 1805 bis 1820 in Tübingen in drei Reihen herausgegebene Ausgabe in soliden Halbfranzbänden die Handbibliothek Morgensterns ehrwürdig prägt. Aus Vorliebe für den Klassiker hat sich Morgenstern noch in hohem Alter das *Weimarische Herder-Album* (Jena 1845) und *Johann Gottfried von Herder's Lebensbild* (Erlangen 1846) zugelegt. Im letzten Band des Briefwechsels steht der von der zitternden Hand Morgensterns geschriebene Besitzervermerk aus dem Jahre 1849. Morgenstern pflegte die beim Lesen entstandenen Gedanken, Meinungen und Urteile, oft sogar Auszüge aus erschienenen Rezensionen auf das vordere oder hintere Deckblatt des jeweiligen Buches zu schreiben. Derartige Marginalien sind in vielen Bänden der Werke Herders zu finden.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Nach dem Wunsch des Testators K. Morgenstern ist seine der UB Tartu/Dorpat gestiftete Privatbibliothek separat aufgestellt worden. Da befinden sich alle obenerwähnten und mehrere weitere Werke Herders.- Zu

Unter Morgensterns literarischen Kollektaneen findet man Auszüge aus Herders verschiedenen Werken, Abschriften seiner Gedichte und auch Rezensionen zu seinen Büchern. Manchmal versuchte Morgenstern, sich selbst in Herders Dimensionen zu denken. So fügte er den Auszügen aus Herders Brief an Kant von November 1768\ der im Jahr 1800 in Königsberg abgedruckt worden war, folgendes hinzu: „überhaupt finde ich in Herder's damaliger Lage in R[iga] und seiner damaligen Stimmung und meiner Lage und Stimmung in D[anzig] viel Ähnliches.“<sup>6</sup> Wie wir wissen, verließ Herder kurze Zeit nach seinen an Kant gerichteten Briefzeilen Riga, wo er sich in seiner Schulstube beengt fühlte. Morgenstern folgte aber 1802 dem Ruf an die Universität Tartu/Dorpat, wo er freie akademische Luft atmen konnte.

Hinsichtlich der Rezeption Herders sind in Morgensterns literarischen Auszügen seine eigenen Stellungnahmen zu Herder von Interesse. Aus Herders Werken schöpfte er neue Kenntnisse, sie gaben ihm neue Anregungen zu seinen eigenen Forschungen oder waren für ihn ein reiner literarischer Genuß. In Morgensterns Tagebuch lesen wir, wie er über zwei Nachmittage Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* las:

Tränen traten mir ins Auge. - Die Empfindung die mich bey jedem großen, edlen Werk eines Menschen ergreift, wird lebendig in mir. - Der Plan zu meinem künftigen großen Werk: Geist und Geschichte

---

Morgensterns Privatbibliothek vgl. Kiira Schmidt: Karl Morgenstern und seine Privatbibliothek. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 18 (1994) Nr. 3, S. 384-387.

<sup>5</sup> Zu dieser Datierung vgl. unten, Anm. 29.

<sup>6</sup> ÜB Tartu, Best. 3, Mrg. CCCC XXVIII, S. 224.

der alten Moralphilosophie reift. Ich will meine Sammlungen dazu eifriger betreiben.<sup>7</sup>

Herders Preisschrift *Ursachen des gesunkenen Geschmacks* hat Morgenstern im Oktober 1816 wieder gelesen. Sein teils kritisches Urteil finden wir auf dem vorderen Deckblatt des Buches:

Der historische Theil ist der beste, wiewohl hier und da nicht frey von Übertreibungen. Im philosophischen Theil sind manche Begriffe nicht genau und richtig genug bestimmt [...]. Daß Genie und Geschmack nicht so entgegengesetzt sind, wie man oft annahm, sah H[erder] richtig. Doch sind beyde nicht immer zusammen, wenn gleich (im Classischen) vereinbar und zuweilen vereint. Die Schreibart dieser Preisschrift ist auch jezt noch nicht classisch zu nennen. Dem bildlichen Ausdruck fehlt es in manchen Stellen an Correctheit.<sup>8</sup>

Von Herders letztem Werk *Admetus Haus* (Mitau 1808) war Morgenstern so tief beeindruckt, daß er es in demselben Jahre mehrmals seinen Freunden vorlas. Das Büchlein nahm er auf seine Deutschlandreise mit und las es auch in Dresden seinem Freunde, dem Maler Franz Gerhard v. Kügelgen und dessen Frau vor. Genauso kehrte Morgenstern in jahrzehntelangen Abständen mehrmals zu einer frühen Abhandlung Herders *Ueber Thomas Abbts Schriften* (Leipzig 1768) zurück.<sup>9</sup>

Da Morgenstern Herders Hauptwerke sowohl in seiner Privatbibliothek besaß als auch für die Universitätsbibliothek besorgte, darf man einen Einfluß Herders auf Morgensterns Tätigkeit als Profes-

<sup>7</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. DXC. Meine Beschäftigungen 1793-1796, Bl. 98. Leider mußte Morgenstern im hohen Alter gestehen, daß auch dieses, eines seiner liebsten Interessengebiete nur eine fragmentarische Materialiensammlung blieb (vgl. das von K. M. verfaßte Verzeichnis seiner Handschriftensammlung, S.59).

<sup>8</sup> UB Tartu, Mrg. 3069.

<sup>9</sup> Morgensterns Anmerkungen in diesen Büchern, vgl. UB Tartu, Mrg. 4679, Mrg.5451.

sor für Literaturgeschichte erwarten. Er las aber über allgemeine Literaturgeschichte nur 1807 zwei Semester lang und kam über die Literatur der Griechen, Römer und Kirchenväter nicht hinaus.<sup>10</sup> Diese Vorlesungen genossen keine besondere Beliebtheit, was ja der Grund dafür sein könnte, daß er sie nicht mehr fortgesetzt hat.<sup>11</sup> Wenn er als Professor der Beredsamkeit Festreden hielt, nahm sich Morgenstern oft literarische Themen zum Gegenstand der Betrachtung, z.B. über Johann Winckelmann und Johannes Müller, über Klopstock und Goethe, über Klinger und F. A. Wolf, über Luther, Melanchthon und Erasmus, über das Wesen und zur Geschichte des Bildungsromans u. a. m.<sup>12</sup> Was hätte er aber über Herder berichten können? Von Morgensterns vielseitiger literarischer Bildung ausgehend wären es zweifellos interessante Ausführungen gewesen. Mit Stolz und einer gewissen ihm eigenen Eitelkeit hätte Morgenstern lebhaft erzählen können, wie er in seinen jungen Jahren unter anderen Weimarer Dichterheroen auch Herder persönlich seine Aufwartung gemacht hatte, wobei er sein zunächst vergebliches Bemühen, an den großen Herder heranzukommen, vermutlich verschwiegen hätte. Davon erzählen uns heute in bildhafter Sprache Morgensterns zahlreiche Tagebücher.

Als Hallescher Student unternahm Morgenstern 1792 gemeinsam mit einem Kommilitonen eine Reise nach Jena, Weimar, Erfurt und Gotha, um den Vorlesungen einiger berühmter Professoren beizuwohnen und manche persönlichen Kontakte anzuknüpfen. In Wei-

---

<sup>10</sup> Vgl. die Vorlesungsverzeichnisse der Kaiserlichen Universität Dorpat.

<sup>11111</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCCXLVI. Subscriptions-Listen zu Morgenstern's Vorlesungen 1803-1836.

<sup>12</sup> Alexandere. G. Rosenberg: *Literaturwissenschaft und Literaturforschung an der ehemaligen Universität Dorpat*. Dorpat 1931, S.7.

mar begannen sie ihr Programm bei dem damaligen Gymnasialdirektor Karl August Böttiger, der den jungen Studenten in ihren Bestrebungen beistand. Sie waren bei Wieland, besuchten den berühmten Bertuch und gingen durch Böttigers Vermittlung zu Herders Wohnung, allerdings ohne Erfolg: „Allein der Hr. Vicepräsident ließ sich nicht sprechen. Es wäre heute Posttag, hieß es; er habe viel zu tun.“<sup>13</sup> Beim Abschied von Weimar hatte Morgenstern drei Wünsche auf die Zukunft. „Dann hoff ich deinen Wieland näher kennen zu lernen; dann wird mich, denk ich, dein Herder gütig aufnehmen, und dein jetzt abwesender Goethe da seyn. - Aber indeß gerungen, Jüngling!“ lautet die heitere Zusammenfassung von dieser Tour.<sup>14</sup>

1794 trat Morgenstern mit seiner ersten Publikation *Commentationes tres* zu Platos *Staat* in die Gelehrtenwelt ein. Er schickte ein paar Dutzend Exemplare an berühmte Literaten - an Kant, Schiller, Goethe, Wieland, Bertuch, Herder, Sprengel, Forster, Heeren, Heyne u. v. a.<sup>15</sup> Als Wiederhall erhielt das junge verheißungsvolle Talent so manche lobenden Antworten, darunter von Kant, Schiller und Goethe.<sup>16</sup> Von Herder allerdings bekam er keine Antwort.

Zum ersten Mal kam Morgenstern mit Herder erst während seiner nächsten Reise nach Weimar 1797 zusammen. Herder und die ganze Gesellschaft empfingen Morgenstern im Garten in einer Laube, da waren Herders Sohn und Frau, Bertuch mit seiner Tochter, Böttiger, der Livländer Garlieb Merkel u. a. versammelt:

<sup>13</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCCLXIV (Inv.- nr. 321), Bl. 12 v.

<sup>14</sup> Ebd., Bl. 16.

<sup>15</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. DXC, Meine Beschäftigungen. 1793-1796. Bl. 91v-92.

<sup>16</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCCXLII, Briefe von Gelehrten an Karl Morgenstern 1792-1806. Bd. 2, Bl.8-10. Bedauerlicherweise sind die Briefe von Kant und Schiller in der UB Tartu seit 1989 verschollen.

Ich hatte schon um 6. zu kommen versprochen. Ich mußte mich zu Herder auf die Bank setzen, und sprach bis nach 8. sehr offen und mit einem gewissen Zutrauen zu ihm. Freylich, wie ich ihn erwartet hatte, fand ich ihn nicht. Wielands feine griechische] Organisation des Kopfes hat er nicht; mehr etwas breites in s[eine]r Physiognomie; aber - ich weiß nicht, war es die Fülle von Empfindung, die ich noch von Wieland mitbrachte - genug ich sprach sehr offen und frey. Wir kamen auf Heyne, W[ol]f (wo jedoch Herder schwieg), auf meinen Ruf nach Danzig etc [...]. Ich hätte vielleicht noch bedachtsamer sprechen sollen. Indeß meine Offenheit und Geradheit schien ihm zu gefallen.<sup>17</sup>

Somit hatte Morgenstern die Tür zu dem großen Herder geöffnet, und bei seinem nächsten Aufenthalt in Weimar 1798 war er schon mehrmals bei Herder zu Gast.<sup>18</sup> Ende Januar 1799 schickte Morgenstern seine neue Publikation an Herder mit den Worten: „Es schien als hätte für Sie der Gegenstand einiges Interesse.“<sup>19</sup> Auch diese, ebenso die nächste Sendung vom März 1802, blieben ohne Antwort. Schweigend hat Herder Morgensterns Arbeiten seiner Handbibliothek einverleibt.<sup>20</sup>

Am 14. Juli 1800 weilte Morgenstern wieder in Weimar bei Herder. Eben aus Halberstadt zurückgekehrt, war Herder noch voll von den Eindrücken bei seinem Freunde Gleim und dessen Familie. Er sprach mit großer Lebhaftigkeit, oft Heftigkeit, übrigens kurz und trefflich. Morgenstern fand bei ihm eine Analogie zu Luthers Geist. Früher hatte er ihn feierlicher und gehaltener erlebt. Als Böttiger für ein Stündchen dazukam, war es gleich, als änderte sich die Temperatur der Luft. In Herders Wesen und Gespräch war das Kräftige herrschend, und von jener blühenden Phantasie, die seinen Stil

---

<sup>17</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. DXCI, Meine Beschäftigungen. 1796-1799. Bl. 51.

<sup>18</sup> Ebd., Bl. 117v-118v.

<sup>19</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. DCV, Bl. 25 lv.

<sup>20</sup> Vgl. den Versteigerungskatalog *Bibliotheca Herderiana*. Vimariae 1804.

charakterisierte, bemerkte Morgenstern keine Spur, ebenso von jener zarten Empfindsamkeit im ätherischen Geschmack, die Herder in seinen lyrischen Gedichte zeigen konnte. „Aber wohl glaub' ich's", schreibt Morgenstern, „zuweilen mag er auch ganz in dieser Stimmung erscheinen".<sup>21</sup>

1802 nahm Morgenstern die Professur in Dorpat an und konnte Weimar seinen nächsten Besuch erst 1808 abstaten. Dann wartete er ehrerbietig schon der Witwe Caroline Herder auf.<sup>22</sup>

So wie seine literarischen Kollektaneen, Tagebücher und Reisenotizen hat Morgenstern auch seinen eigenen Briefwechsel sorgfältig aufbewahrt. Wie schon erwähnt, sind Briefe Herders an Morgenstern leider nicht zu finden. Freilich sind in Morgensterns Nachlaß drei eigenhändige Schreiben von Herder, ebenso vier an Herder gerichtete Briefe vorhanden. Der früheste von diesen vier stammt von Johann Wilhelm Ludwig Gleim aus Halberstadt. Am 8. Februar 1767 hat sich Gleim mit diesem Briefe an den „Verfasser der Fragmente über die neuere deutsche Literatur" gewandt, den er in seinem Brief den „vollkommensten Kunstrichter" nennt. „Welch ein feiner Kenner alles Schönen, wo es sich findet, in der Epopee, im Sinngedicht, überall!" Gerade diese Tugend, so Gleim, sei den besten Kunstrichtern bisher fremd gewesen.<sup>23</sup> Es war für Herder eine große Freude, den Mann brieflich kennenzulernen, den er seit langem als einen der besten deutschen Dichter ehrte und dessen Porträt er in seiner

<sup>21</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. DXCII, Meine Beschäftigungen. 1799-1804. Bl. 48-48 v.

<sup>22</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCC, Reisetagebuch 1808, S.184.

<sup>23</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCLXXXI, Bl. 6.- Gedruckt findet sich der Brief in: Johann Gottfried von Herder's Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel. Hrsg. von Emil Gottfried von Herder. Bd.I, 3, S.523 ff.; vgl. DA 1, S.343.

Studierstube neben Klopstock und Kleist bewunderte, ohne ihn bisher persönlich zu kennen.<sup>24</sup> Dieser Brief Gleims an Herder hat ihre lebenslange fruchtbare Freundschaft eingeleitet, obwohl der Briefwechsel anfangs gewisser Umstände halber ziemlich schwer in Gang kam.<sup>25</sup>

Die zwei nächsten an Herder adressierten und bislang ungedruckten Briefe gehören zu den wenigen erhaltenen Zeugnissen des Briefwechsels zwischen Herder und Christian Felix Weiße.<sup>26</sup> Das frühere, undatierte Schreiben stammt aus dem Jahre 1767, nachdem drei erste Sammlungen von Herders *Fragmenten* in Riga bei Hartknoch erschienen waren. Der Inhalt des Briefes gibt an, daß diesmal die Initiative zum Briefwechsel von Herder ausgegangen ist, der auf sein erstes Schreiben an Weiße eine gefällige Antwort erhielt. Der zweite Brief ist in Leipzig am 15. März 1769 geschrieben, als Herders *Kritische Wälder* aus dem Druck gekommen waren.<sup>27</sup> In den beiden Briefen äußert Weiße seine Zuneigung für Herder und seine Werke. Im ersten Brief gibt Weiße auch Auskunft über den Autor der in Weißens *Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* erschienenen Rezension zu Herders *Fragmenten*. Es handelte sich um Christian Garve, dessen Name als Autor

---

<sup>24</sup> DA 1, S.72-74. Herders Antwort vom 20. Febr. 1767 wird im Gleimhaus in Halberstadt aufbewahrt.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S.94, 106-108.

<sup>26</sup> Vgl. DA 1, S.12; Vgl. Wilhelm Frels: *Deutsche Dichterhandschriften von 1400 bis 1900*. Leipzig 1934, S.314-315; zum Briefwechsel Herder-Weiße vgl. jetzt auch DA 9, S.179 f. sowie Günter Arnold: *Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß*. In: *Impulse* 13 (1990), S.264-318; hier: S.271-273.

<sup>27</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCLXXXI, Bl. 36-39 v.

einer anonymen Rezension den Verfassern der Herder-Bibliographie verborgen geblieben ist.<sup>28</sup>

Etwa von gleichem Gewicht ist der vierte an Herder gerichtete Brief - geschrieben am 9. Mai 1768 von Immanuel Kant aus Königsberg.<sup>29</sup> Kant war kein eifriger Briefschreiber, desto schätzbarer war sein Bemühen, „dem frühentwickelten Talent“ seine Achtung und Freundschaft brieflich zu bezeigen. Als Lehrer, schrieb er, habe er an dem Beifall, den sich Herders neuerliche literarische Versuche in der Welt erweckt haben, mit einer gewissen Eitelkeit Anteil genommen. Herder zeigte einen ähnlich geringen Eifer im Schreiben und antwortete erst nach vielen Monaten, im November 1768, obwohl er sich über Kants Schreiben sehr gefreut hatte:

Das Andenken meines Lehrers, der so freundschaftliche Ton, der darinn herseheth, der Inhalt selbst - alles machte mir denselben so sehr zum Geschenke, als mir keiner von denen Briefen wird, die mich oll aus Deutschland u. von den würdigsten Leuten daselbst, bis von der Schweiz aus aufsuchen.<sup>30</sup>

Herder selbst hielt seine auf so breiten und anerkennenden Widerhall gestoßenen *Fragmente* für „wenig mehr als einen leichten Schritt

---

<sup>28</sup> Gottfried Günther, Albina A. Volgina, Siegfried Seifert: Herder-Bibliographie. Weimar, 1978, S. 134.

<sup>29</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. Ep. phil. III, Bl. 199-200; vgl. den Abdruck des Briefes in: Kant<sup>1</sup>s Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. X. Berlin, Leipzig 1922, S.73 f. (Herders Antwortbrief ebd., S.75-79).- Die Handschrift gibt die Jahreszahl „1767“ an, die Kant-Akademie-Ausgabe datiert den Brief im Anschluß an Victor Diederich: Zu Herders Briefwechsel. In: Altpreußische Monatsschrift N.F. 28 (1891/92), S. 196 aufgrund gewisser sachlicher Unstimmigkeiten aber auf das Jahr 1768, Kants eigene Datierung „1767“ sei irrtümlich erfolgt; die Datierung des Herderschen Antwortbriefes auf November 1768 in der Gesamtausgabe der Herder-Briefe (vgl. DA 1, S.117-120 und Anm. S.347) folgt hierin der Kant-Akademieausgabe.

<sup>30</sup> UB Tartu, Best. 3, Mrg. CCXCI, S.101; vgl. DA 1, S. 118.

der Jugend" und bloß für Vorläuferinnen, bis er „die Welt mit einem Buch überraschen könnte“, das seines „Namens nicht unwürdig wäre.“<sup>31</sup>

Beide erhaltene Zeugnisse des kurzen Briefwechsels zwischen Kant und Herder sind im Besitz der Universitätsbibliothek Tartu, und beide hatten unterschiedliche, aber gleichermaßen komplizierte Schicksale. Die Geschichte des in Tartu aufbewahrten Briefes von Kant an Herder stimmt mit derjenigen der Briefe von Gleim und Weiße überein, wovon noch die Rede sein wird. Ganz anders ist der Weg des Herderschen Antwortbriefes verlaufen, von dem die Gesamtausgabe der Herder-Briefe noch zu berichten weiß, daß er seit 1945 verschollen sei.<sup>32</sup> Der Brief gehört zu den Kantschen Briefdokumenten, die der nach Dorpat berufene Philosophieprofessor und Kant-Schüler Gottlob Benjamin Jäsche Anfang des 19. Jahrhunderts aus Königsberg nach Dorpat mitgebracht hatte. Als bekannter Herausgeber der Kantschen *Logik* galt er dem Königsberger Transzendentalphilosophen als der geeignete Mann für eine Edition auch seiner Briefe und anderen Papiere. Nach Kants Tod 1804 hat Jäsche jedoch den Plan aufgegeben, den ihm anvertrauten Nachlaß zu publizieren, und überließ Kants Briefwechsel zu freier Disposition seinem Freund, unserem Bibliotheksdirektor Karl Morgenstern. Die mit Morgensterns Nachlaß in die Universitätsbibliothek gelangten Briefbände Kants wurden in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts zwecks Publikation an die Preußische Akademie der Wissenschaften ausgeliehen. Die Ausdehnung der vorgenommenen Arbeit führte aber dazu, daß die Universitätsbibliothek Tartu nach dem Ersten Weltkrieg ihren Kantiana nicht mehr

---

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Vgl. DA 1, S. 347.

auf die Spur kommen konnte.<sup>33</sup> Erst 1980 hat der Tartuer Professor Leonid Stolovitš aufgrund wissenschaftlicher Kontakte die Briefbände in Berlin im Archiv der damaligen Akademie der Wissenschaften der DDR wieder entdeckt und darüber die wissenschaftliche Öffentlichkeit in Kenntnis gesetzt.<sup>34</sup> Seit Herbst 1995 ist nun die Universitätsbibliothek Tartu wieder rechtmäßiger Besitzer der sog. Dorpater Kantiana, zu denen auch der für verschollen gehaltene Brief Herders an Kant vom November 1768 gehört.<sup>35</sup>

Die beiden anderen eigenhändigen Briefe Herders aus seiner Rigaer Periode, die oben kurz erwähnt wurden, sind an einen Amtsbruder, den Rigaer Oberpastor Immanuel Justus von Essen (1719-1780) gerichtet. Die Billette sind von den Herausgebern der Herder-Briefe auf Januar oder Februar 1768 und März 1769 datiert worden.<sup>36</sup> Hierbei sei erwähnt, daß die Universitätsbibliothek Tartu in der Autographensammlung von F.L.Schardius noch einen vierten eigenhändigen Brief Herders besitzt, den er in Weimar offensichtlich am 3. Februar 1781 an Frau Johanna Viktoria Voigt geschrieben hat.<sup>37</sup> Die beiden an v. Essen adressierten Billette sind sehr merkwürdig. Erstens läßt sich Herders früherer Nachricht vom Jan./Febr. 1768 entnehmen, wie er seine bisherigen knappen Lebensdaten angibt: „Joh. Gottfr. Herder, geb. 1741 [!]. den 25. Aug. zu Mohrungen in Preußen, bezog die Akademie in Königsberg 1760 [!].“ Dasselbe falsche Geburtsjahr Herders legt 1797 *Das Gelehrte Teutschland*

---

<sup>33</sup> Vgl. Mare Rand: Tartu Kantiana kogunenimest. In: Postimees, Nr. 272, 23. November 1995.

<sup>34</sup> Leonid Stolovitš: Tartu Kantiaana. In: Sirpja Vasar, 11. Jan. 1980, Nr. 2.

<sup>35</sup> ÜB Tartu, Best. 3, Mrg. CCXCI, S.101-104.

<sup>36</sup> ÜB Tartu, Best. 3, Mrg. Ep. phil. III, Bl. 177-178. Vgl. DA 1, S.95, 137.

<sup>37</sup> ÜB Tartu, Seh. 1286. Vgl. DA 4, S.163.

Meusels vor, ebenso soll die 1804 verfertigte Denkmünze auf Herder das Geburtsjahr 1741 tragen.<sup>38</sup> Wenn wir heute Herders geniale Frühreife besonders bewundern, hat er es zu seiner Zeit für besser gehalten, sein Jugendalter zu verbergen, wenn er sich um eine ehrwürdige Stelle bewerben und seinen frühen Schriften Geltung verschaffen wollte. So hat sich Herder seinen Zeitgenossen um drei Jahre älter vorgestellt und sein Geheimnis nie verraten.

Zweitens haben Herders Briefe an von Essen dazu beigetragen, die Zweifel an der Entstehungsgeschichte der Autographensammlungen Morgensterns und von Essens in der Universitätsbibliothek Tartu zu beseitigen. Beide Briefe Herders an von Essen zeigen den Adressaten als einen Autographensammler, den auch Herder mit ersehnten Stücken versorgt hat. Warum befinden sich aber die Briefe Herders nicht in der 12bändigen Autographensammlung von Essens, sondern in derjenigen Morgensterns? Der hier entstandene Verdacht hat Anlaß gegeben, die Herkunftsangaben der Autographensammlung von Essens in der UB Tartu nochmals zu überprüfen. Nur das Glück des Archivars hat die ins Unreine geschriebenen Reisenotizen Morgensterns an den Tag gebracht, die das Rätsel gelöst haben. Da hebt Morgenstern seine eigene Beredsamkeit und Schlaueit hervor, durch die es ihm 1806 auf einer Durchreise in Riga gelungen ist, dem Sohne des ehemaligen Rigaer Oberpastors von Essen eine 20bändige (!) Autographensammlung für die Universitätsbibliothek Dorpat abzuhandeln. Er erwähnt dabei so manchen großen Autorennamen, die man heute in der Essen-Sammlung zwar vermißt, dafür aber in der Morgenstern-Sammlung findet: Rabener,

---

<sup>38</sup> Vgl. Morgensterns Abschrift von K. A. Böttigers Beschreibung der Denkmünze (ÜB Tartu, Mrg. LIX, Bd. 1, Bl. 81-81v); vgl. Der Freymüthige, 1804, Nr. 189.

Geliert, Weiße, Winckelmann, Gessner, Wieland u.v.a.<sup>39</sup> Wenn Morgenstern in öffentlichen Kundgebungen und Rechenschaftsberichten die Anzahl der erhaltenen Briefbände dann aber auf 12 vermindert hat<sup>40</sup>, so liegt die Annahme nahe, daß er den wertvollsten Teil dieser für die Bibliothek erworbenen Sammlung zwecks zukünftiger Forschungen für sich behalten wollte, umso mehr, als er tatsächlich eine Auswahl für eine Briefausgabe vorgenommen hat. In die geplante Publikation sollten unter anderen auch die oben erwähnten, an Herder gerichteten Briefe von Gleim und Weiße eingehen.<sup>41</sup> Der erste Bogen der *eingedruckten Briefe deutscher Dichter und Gelehrten aus d. J. 1740-1771, gesammelt v. M.* wurde auch gedruckt. Dieser Druck ist heute eine bibliographische Seltenheit, denn die Ausgabe ist nie herausgekommen.<sup>42</sup> Ein halbes Jahrhundert später ist jedoch der damals von Morgenstern in Besitz genommene wertvollste Teil der Autographensammlung von Immanuel Justus von Essen durch Morgensterns Testament in den Besitz der Universitätsbibliothek Tartu übergegangen.

Aus der ganzen Geschichte ergibt sich, daß möglicherweise nicht nur die an Herder gerichteten Briefe von Weiße, Gleim und Kant in die Hände von Essens geraten sind. Es besteht eine theoretische Möglichkeit, unter den bisher ohne Adressaten aufgenommenen Briefen in der Universitätsbibliothek Tartu noch einige Briefe an

<sup>39</sup> ÜB Tartu, Best. 3, Mrg. CCCLXIV (Inv.-nr. 325), S.29-30.

<sup>40</sup> ÜB Tartu, Best. 4, Verz. 1, Akte 8, Bl. 134-134v; Praelectiones Semesters [...] a calendis Febr. anni MDCCCVII [1807] habendae [...]. Inest Caroli Morgensternii narratio de quandam epistolarum autographarum congerie, p. I. Dorpati 1807, p.3.

<sup>41</sup> Vgl. die Briefabschriften in: ÜB Tartu, Best. 3, Mrg. CCLXXXII.

<sup>42</sup> Vgl. ebd. Die Blätter wimmeln von Druckfehlern, was auch der Grund dafür sein könnte, daß Morgenstern die beabsichtigte Publikation aufgegeben hat.

Herder zu entdecken, die er in seinen Rigaer Jahren oder später in die Autographensammlung des Oberpastors von Essen einverleiben ließ. Falls es solche gibt, könnte dies nur durch eine gründliche und zielstrebige Durchsicht beider Briefsammlungen an den Tag gebracht werden.

Abschließend soll hervorgehoben werden, daß die Universitätsbibliothek Tartu heute im Besitz eines der besten Ölporträts von J. G. Herder und eines beträchtlichen Teils seiner Handbibliothek ist. 1808/1809 hat der namhafte Porträtmaler F. G. v. Kugelgen in Weimar Goethe und Wieland nach der Natur, Schiller und Herder nach der Überlieferung porträtiert. Die Porträts von Herder, Wieland und Goethe hat Karl Morgenstern aus dem Nachlaß des Künstlers 1824/1825 für die Universität Dorpat gekauft.<sup>43</sup> Aus der Versteigerung der Bibliothek Herders in Weimar 1805 erwarb die Universitätsbibliothek unter Leitung von Karl Morgenstern mehr als 500 Titel, von denen aber wegen eines Schiffbruchs beim Transport leider nur ein Drittel in Tartu angelangt ist.<sup>44</sup>

---

<sup>43</sup> Vgl. Inge Kukk: Über Porträts der Weimarer Klassiker in Tartu/ Dorpat. Unveröff. Manuskript, wurde 1994 an die Stiftung Weimarer Klassik zur Publikation übergeben; vgl. die Abbildung in: Johann Gottfried Herder. Ahndung künftiger Bestimmung. Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik. Goethe-Nationalmuseum. Stuttgart, Weimar 1994, S.224.

<sup>44</sup> UB Tartu, Best. 4, Verz. 1, Akte 246, Bl. 28-50.

# Vernunft und geistige Macht: Lambert, Herder und Jochmann

Peter König (Heidelberg)

Herder hat sein letztes großes literarisches Projekt, die Zeitschrift, die ursprünglich den Namen *Aurora* tragen und der Morgenröte eines neuen Jahrhunderts zugewandt sein sollte, schließlich *Adrastea* genannt und den beiden Adrasteen der Wahrheit und der Gerechtigkeit gewidmet. In der Vorrede der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift, die 1801 erschien, schildert er die Ankunft der beiden Göttinnen, die aus der Morgengegend kommend in einem von Greifen gezogenen Gespann am Firmament erscheinen. Beide sind von einer Turmkrone als Zeichen für Wohlbestand und Sicherheit geziert, sie halten die rechte Hand messend und schweigend erhoben, die eine führt in der Linken die Zügel des Gespanns, die andere als Zeichen ihrer Herrschaft über die Welt den Szepter. Einer Versammlung „zeitgläubiger Freunde des neuen Jahrhunderts“, die das himmlische Schauspiel vom Boden aus staunend und erwartungsvoll verfolgen, verkündet ein Jüngling, der den Göttinnen vorausfliegt, daß diese nicht selbst in das Weltgeschehen lenkend eingreifen:

Aber sie schweben zu Euch nicht nieder. Eurer Gedanken und Begierden Maas, die Zügel Eurer Leidenschaften, der Befehlstab der Vernunft ist in Euch. In Euch wohnt *Recht und Wahrheit*, wenn ihr sie vernehmt, und ehrt und übt. So nur wird Euer Glück.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> SWS XXIII, S.20.

Recht und Wahrheit - so der Sinn dieser Botschaft - finden sich zwar in der Welt, in der Geschichte und in der Natur, sie haben eine ontologische Grundlage, aber sie müssen auch erkannt und verwirklicht, sie müssen „vernommen“ und „geehrt“ werden, wenn sie den Menschen Glück bringen sollen.

Ich möchte im folgenden zunächst zeigen, welche Konzeption von Recht und Wahrheit Herder vertritt und inwiefern er mit dieser Konzeption fest im Denken der Aufklärungszeit verwurzelt ist; ich werde dann skizzieren, inwiefern der Herdersche Begriff der Vernunft, der wesentlich das Vernehmen und Ehren von Wahrheit und Recht in sich schließt und eng mit dem Begriff der Humanität verbunden ist, seine Fortsetzung in Carl Gustav Jochmanns Begriff der geistigen Macht findet.

## I

Was Herder um die Jahrhundertwende in dem Bild der beiden Adras-  
teen der Wahrheit und Gerechtigkeit ausdrückt, hat ihn unter einem  
anderen Namen, dem der 'Nemesis', lange vorher schon beschäftigt.<sup>2</sup>  
In dem 1786 veröffentlichten Aufsatz: *Nemesis. Ein lehrendes Sinn-  
bild* versucht er, den Begriff dieser Gottheit in Abgrenzung von  
anderen griechischen Gottheiten, mit denen sie allzu leicht verwech-  
selt wird, zu entwickeln. Die Nemesis zeichnet sich danach bei al-

---

<sup>2</sup> Zu Herders Nemesis-Begriff vgl. Rudolf Haym: Herder. Bd. II Berlin 1954, S.359-364.- Herder geht auf den Nemesis-Begriff nicht nur in der Abhandlung *Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild*, sondern auch in anderen Werken ein, so in der „Vorrede zur Zweiten Sammlung“ der *Zerstreuten Blätter*, im III. Teil der *Ideen*, in *Gott* (Vorrede, 2. Gespräch), in *Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft*, in der Horenabhandlung *Das eigene Schicksal*, in der *Kalligone*. Zum mythologischen Hintergrund vgl. die erschöpfende Abhandlung von Hermann Posnansky: *Nemesis und Adrastea*. Breslau 1890.

ler Ähnlichkeit durch einen scharfen Gegensatz zur Plagegöttin, zur Rachegöttin, zur Glücksgöttin und zur Göttin der Gerechtigkeit aus. Sie ist nach Herder eine Göttin des Maßes und des Einhalts und hat als solche nichts Negatives an sich. Das Sinnbild der Nemesis enthält die moralische Lehre, daß es ein Maß, ein Nicht zuviel und Nicht zuwenig in allem Denken und Handeln gibt, das jeder berücksichtigen muß, der glücklich sein will. Da alles Unglück dem Menschen nach Herder dadurch zukommt, daß er die Linie seines Daseins und Lebens nicht erkennt und in positiver wie negativer Weise, durch Übermut und „Schlaftrunkenheit“ von ihr abweicht, sorgt die Nemesis, diese „wachsame, strengaufmerkende Gottheit“ dafür, daß der Mensch sich mäßige und vor allen Übertreibungen hüte.<sup>3</sup>

Doch die Nemesis ist nicht nur ein lehrendes Sinnbild für das Bestehen einer sittlichen Ordnung, der sich der einzelne Mensch nicht zu widersetzen vermag, ohne sein Glück zu gefährden, sondern sie steht auch für eine umfassende Ordnung sowohl in der Natur wie in der Geschichte, für eine „ewige Welt-Ordnung“.<sup>4</sup> Für Herder ist der moralische Aspekt der Nemesis in ihrem letztlich metaphysischen Charakter begründet. Dies zeigt sich, wenn man den Nemesis-Gedanken seiner dichterischen Hülle entkleidet, wie Herder dies verschiedentlich getan hat, so etwa im 15. Buch seiner *Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit*, oder in den *Spinoza-Gesprächen* (*Gott. Einige Gespräche*). Die Nemesis, als eine Göttin, die aufmerksam darüber wacht, daß die bestehende Weltordnung gewahrt bleibt und der Mensch, als Teil dieser Ordnung, ein bestimmtes Maß im Denken und Handeln einhält, stellt ihrem metaphysischen Gehalt nach die Personifikation eines dynamischen

---

<sup>3</sup> Vgl. SWS XV, S.425.

<sup>4</sup> SWS XXIII, S.20.

*Gleichgewichts* in einem System von Kräften dar, und zwar eines Gleichgewichts, das sich wie von unsichtbarer Hand geleitet wiederherstellt, wenn es gestört wird. Man kann diese Vorstellung von einem sich selbst regulierenden System mit Adam Smith in Verbindung bringen<sup>5</sup> oder auch mit Linnē, auf den Herder sich beruft.<sup>6</sup> Doch vor allem ist Herder - worauf immer wieder hingewiesen wurde<sup>7</sup> - darin stark von Lambert beeinflusst, den er nicht zufällig in den *Spinoz.a-Gesprächen* als einen seiner geachtetsten Philosophen bezeichnet und hinsichtlich der Bedeutung seiner Lehren für die eigene Zeit geradezu mit Leibniz vergleicht.<sup>8</sup>

Fragt man sich, worauf diese besondere Wertschätzung Lamberts beruht, dann lautet die Antwort, die Herder selbst gibt, daß Lambert die griechisch-mythologische Figur der Nemesis mit dem mes-

*Gleichgewichts* in einem System von Kräften dar, und zwar eines Gleichgewichts, das sich wie von unsichtbarer Hand geleitet wiederherstellt, wenn es gestört wird. Man kann diese Vorstellung von einem sich selbst regulierenden System mit Adam Smith in Verbindung bringen<sup>5</sup> oder auch mit Linnē, auf den Herder sich beruft.<sup>6</sup> Doch vor allem ist Herder - worauf immer wieder hingewiesen wurde<sup>7</sup> - darin stark von Lambert beeinflusst, den er nicht zufällig in den *Spinoz.a-Gesprächen* als einen seiner geachtetsten Philosophen bezeichnet und hinsichtlich der Bedeutung seiner Lehren für die eigene Zeit geradezu mit Leibniz vergleicht.<sup>8</sup>

Fragt man sich, worauf diese besondere Wertschätzung Lamberts beruht, dann lautet die Antwort, die Herder selbst gibt, daß Lambert die griechisch-mythologische Figur der Nemesis mit dem mes-

<sup>5</sup> Die Anspielung auf Adam Smith ist nicht zufällig. Herder selbst spricht in der *Adrastea* an einer Stelle von der „unsichtbaren Hand“, und man weiß, daß Herder Smith' *Wohlstand der Nationen* kannte, denn er hatte dieses Buch über fast ein Jahrzehnt ausgeliehen und besaß es im übr-

<sup>6</sup> Vgl. Herder, *Spinoz.a-Gesprächen*, S. 100.

senden Arm und dem Zweig der Belohnung in der Hand „als eine mathematisch-physisch- und metaphysische Formel“ dargestellt, an die Stelle der künstlerischen Gestalt, die hinsichtlich ihrer Attribute schwanke und mit den Gestalten anderer Götter leicht verschwimme, also „eine viel wesentlichere Gestalt“ gesetzt habe<sup>9</sup>. Und zwar ist die von Lambert dargebotene Gestalt der Nemesis wesentlicher, weil die abstrakte Wahrheit seiner philosophischen Formel unmittelbar die notwendigen Bestimmungen des Begriffs der Nemesis gebe.<sup>10</sup>

Die Lambertsche Formel besteht nach Herder in der Einsicht,

'daß der Beharrungsstand, mithin das Wesen jedes eingeschränkten Dinges, allenthalben auf einem Maximum beruhe, bei welchem gegenseitige Regeln einander aufheben oder einschränken, mithin die Bestandheit der Dinge und ihre innere Wahrheit, nebst dem Ebenmaß, der Ordnung, Schönheit, Güte, die sie begleiten, auf eine Art *innerer Notwendigkeit* gegründet sei',

oder, in einer anderen Formulierung, „daß aller Bestand, alles Wohlsein, ja das Dasein der Dinge selbst nur auf Maß, Proportion und Ordnung gebauet sein und sich durch diese allein erhalten!“<sup>11</sup>

Daß die Vorstellungen, die das Nemesis-Konzept metaphysisch unterfüttern, in der Tat auf Lambert zurückgehen, wird deutlich, wenn man die 1771 bei Hartknoch in Riga erschiene *Anlage zur Architectonic* mit dem zitierten Passus aus den *Spinoza-Gesprächen* (oder auch mit dem 15. Buch der *Ideen*) vergleicht. Es ist relativ leicht zu sehen, daß zentrale Begriffe von Herders Geschichtsphilosophie von Lambert stammen<sup>12</sup> oder jedenfalls aus einer Tradition, auf die sich auch Lambert in seiner *Architectonic* stützt, nämlich der der Wolff-

<sup>9</sup> Vgl. Herder: Spinozagespräche, S.775 (vgl. SWS XVI, S.470).

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S.774 f. (vgl. SWS XVI, S.469 f.)

<sup>11</sup> Vgl. ebd.

<sup>12</sup> In diesem Zusammenhang ist nicht unbedeutend, daß Herder aus Lamberts Nachlaß zahlreiche Manuskripte besaß, so u.a. auch die erst 1915

sehen bzw. Baumgartenschen Metaphysik. Um dies zu begründen und um näher zu erläutern, wie sehr Herder der metaphysischen Lehre Lamberts verhaftet ist und zu deren durchaus produktivem Weitevermittler wird, muß ich einen Moment bei Lamberts Werk über die Architektonik verweilen.

In der eigenen Besprechung seiner *Anlage zur Architectonic* hebt Lambert hervor, daß die Begriffe der Einheit, Wahrheit und Güte „unter allen in der Metaphysik vielleicht am wenigsten aufgeklärt worden“ sind.<sup>13</sup> Er bezieht sich damit auf die allgemeinen (universalen) Eigenschaften, durch die sich jedes 'ens', jedes Ding, nach Baumgarten auszeichnet. Nach Baumgarten sind es genauer vier Eigenschaften, die jedes Ding aufweisen muß, um überhaupt ein Ding zu sein: es muß nämlich Einheit, Ordnung, Wahrheit und Vollkommenheit besitzen. Diese Eigenschaften kommen jedem Ding als solchem zu, wobei Baumgarten unter einem Ding, unter einem 'ens', stets das 'ens reale' versteht, das 'ens fictum', das geträumte oder gedichtete Ding also in diesem Sinn für ihn kein 'ens' ist, weil es keine Wirklichkeit, keine Existenz, keine metaphysische Wahr-

---

von Bopp edierte *Abhandlung vom Criterium veritatis* (Berlin). Welchen Einfluß diese Manuskripte - darunter auch Lamberts *Ästhetik* - auf Herder ausgeübt haben, ist meines Wissens noch nicht untersucht worden. Eine Auflistung der Herderschen Lambert-Manuskripte gibt Max Steck (Hrsg.): Johann Heinrich Lambert: Schriften zur Perspektive. Berlin 1943, sowie: Der handschriftliche Nachlass von Johann Heinrich Lambert (1728-1777). Standortskatalog. Hrsg. von der ÜB Basel. Basel 1977, S.55-80. Zu Lamberts noch immer unveröffentlichter *Ästhetik* vgl. Hans Werner Arndt: Lambert et l'esthétique du XVIII<sup>e</sup> siècle. In: Bulletin de la Société française de Philosophie LXXIII (1978), S.89-115.

<sup>13</sup> Vgl. Lamberts eigene Rezension seiner *Anlage zur Architectonic*, in: Johann Heinrich Lambert: Philosophische Schriften. Hrsg. von Hans-Werner Arndt. Bd. 7. Hildesheim 1965, S.426.

heit besitzt.<sup>14</sup> Die Eigenschaften der Einheit, Ordnung, Wahrheit und Vollkommenheit sind daher metaphysische oder, wie Baumgarten sich ausdrückt, transzendente Eigenschaften.

In der Tat widmet Lambert in seiner *Architectonic* diesen transzendentalen Eigenschaften der Dinge, durch die sie sind, was sie sind, eine besondere Aufmerksamkeit. Die Deutung der Begriffe der Einheit, Wahrheit, Vollkommenheit und Ordnung, zu der er dabei gelangt, bringt diese in einen engen Zusammenhang mit dem Gedanken von einem dynamischen Gleichgewicht in einem System von Kräften. Lambert fragt nämlich, wie sich etwas, das der Qualität nach nicht einfach ist, sondern sich aus einer Vielzahl von soliden Teilen zusammensetzt, als ein 'ens' erweisen kann und damit als etwas, das unangesehen der Mannigfaltigkeit seiner Teile wesentlich *eines* ist und *als dieses eine* Realität und Bestand besitzt. Nach Lambert müssen dazu die mannigfaltigen Teile durch ein *gemeinsames Band* zusammengehalten werden, und dieses die Einheit des Mannigfaltigen erst stiftende Band wird von *Kräften* gebildet.<sup>15</sup> Sofern das aus einer Mannigfaltigkeit von Teilen Zusammengesetzte einen Zusammenhang hat und sich durch das gemeinsame Band des Zusammenhalts als beharrlich erweist, besitzt es nach Lambert

---

<sup>14</sup> Vgl. Lambert: Anlage zur Architectonic. In: Ders.: Philosophische Schriften. Hrsg. von Hans Werner Arndt. Bd. 3 u. 4. Hildesheim 1965, § 302: „Die metaphysische Wahrheit bezieht sich auf die Möglichkeit zu existiren, und ein Ding ist ein *wahres* Ding, so fern es existiren kann.“

<sup>15</sup> Vgl. dazu ebd., § 350: „Sodann, wenn ein zusammengesetztes Individuum als ein Ganzes soll betrachtet werden können, so wird dazu ein gemeinsames Band erfordert, oder seine Theile müssen durch Kräfte dergestalt verbunden seyn, daß ein Beharrungsstand da sey“. Vgl. auch die §§220 und 221.

eine gewisse (hypothetische) Notwendigkeit und erfüllt damit zugleich alle Kriterien eines *Systems*.<sup>16</sup>

Mit dem Begriff des Systems ist ein Grundbegriff der Lambertschen Metaphysik erreicht. Für diesen Begriff erweist sich abgesehen von der Voraussetzung einer Mannigfaltigkeit von soliden Teilen insbesondere zweierlei als wichtig: auf der einen Seite der Begriff des gemeinsamen Bandes. Denn von dem gemeinsamen Band zwischen den mannigfaltigen Teilen hängt die Einheit und der Bestand des Systems, sein „Beharrungsstand“, ab. Insofern ist mit dem Begriff des gemeinsamen Bandes zugleich der Begriff des Wesens oder der inneren notwendigen Bestimmungen verbunden<sup>17</sup>, und Herder tut recht daran, wenn er im Anschluß an Lambert beide Begriffe als Wechselbegriffe verwendet. Das Mannigfaltige besäße kein eigenes Wesen, es wäre wesenlos, wenn es nicht durch ein gemeinsames Band zusammengehalten würde und sich durch dieses Band als fort-dauernd und beständig zeigte. Auf der anderen Seite ist die Möglichkeit eines gemeinsamen Bandes zwischen einer Mannigfaltigkeit von einzelnen Teilen an eine gewisse *Ordnung* gebunden, der „Beharrungsstand“ des Zusammengesetzten - so Lambert - findet „nicht bey jeder willkührlichen Lage der Theile und Anwendung der Kräf-

---

<sup>16</sup> Vgl. dazu ebd., §§ 283/284: „Das Beständige und Fortdauernde hat immer wenigstens hypothetische Notwendigkeit<sup>4</sup>. Es besitzt hypothetische Notwendigkeit, weil die Notwendigkeit seines Bestandes davon abhängt, daß es keine stärkeren Kräfte gibt, durch die das gemeinsame Band, dem das Zusammengesetzte seinen Bestand verdankt, aufgelöst werden könnte.

<sup>17</sup> „Hingegen nennet man das gemeinsame Band, nebst allem demjenigen, ohne welches dieses Band ganz oder zum Theil wegfallen würde, die *wesentlichen Stücke*, welche demnach in einem Individuo beysammen bleiben, so lange das gemeinsame Band nicht wegfällt, oder durch größere Kräfte getrennet wird.“ (Ebd., § 222).

te" statt. Vielmehr wird „zwischen den Kräften und den Theilen ein gewisses Ebenmaaß und Anordnung nothwendig erfordert, ohne welche kein gemeinsames Band statt findet, und folglich das Individuum nicht als *eines* angesehen werden kann." Diese metaphysische oder dem 'ens' qua 'ens' wesentliche Ordnung steht also

mit der *metaphysischen Einheit, Wahrheit und Güte* in notwendiger Verbindung, weil diese drey Stücke, ohne eine solche *Anordnung* voraus zu setzen, nicht gedacht werden können. Denn ohne diese Anordnung findet kein Beharrungsstand statt, es mag nun dieser in der Ruhe und Gleichgewichte, oder in der Einförmigkeit einer Abwechslung bestehen.<sup>18</sup>

Lambert behauptet somit, daß eine unmittelbare Abhängigkeit zwischen der *Ordnung* der Teile und Kräfte eines Mannigfaltigen auf der einen und der *Einheit* (Individualität), *Wahrheit* und *Vollkommenheit* dieses Mannigfaltigen auf der anderen Seite besteht.<sup>19</sup> Denn nur aufgrund der Ordnung kann aus dem Mannigfaltigen ein Individuum werden, das als dieses existiert und vollkommen ist. Daraus folgt, daß für Lambert der Begriff der (gesetzlichen) *Ordnung* der eigentlich entscheidende Begriff der Ontologie ist. Wenn man die gesetzliche Ordnung der Teile und Kräfte eines Mannigfaltigen auf-

---

<sup>18</sup> Vgl. ebd., § 350.

<sup>19</sup> Lambert unterscheidet genauer zwischen zwei Arten von Ordnung, zwischen der lokalen und der gesetzlichen Ordnung. Die gesetzliche Ordnung ist eine teleologische Ordnung, nämlich eine Ordnung des Mannigfaltigen der Teile als Mittel zur Absicht (oder zu den Absichten), denen das Ganze dient, und damit eine Ordnung des realen Zusammenhangs. Herder hat diesen Begriff gesetzlicher Ordnung vor Augen, wenn er seinen Nemesis-Begriff entwickelt. Vgl. ebd., §§ 327-350; vgl. auch Johann Heinrich Lambert: *Essai de taxéométrie, ou sur la mesure de l'ordre*. In: *Nouvelles Mémoires de l'Académie Royale de Berlin*. Année 1770. Berlin 1772, S.327-342; sowie ders.: *Second essai de taxéométrie*. In: *Nouv. Mémoires*. Année 1773. Berlin 1775, S.347-368. Herder kannte diesen *Essai* und erwähnt ihn in den *Spinozage-sprüchen* an einer Stelle auch.

decken kann, dann kann man auch erkennen, inwiefern dieses Manigfaltige zugleich ein 'ens' ist und als solches metaphysische Einheit, Wahrheit und Vollkommenheit besitzt.

Sofern zur Existenz des 'ens' erforderlich ist, daß es beharrt, zum „Beharrungsstand“ aber stets ein Maximum oder ein Minimum erforderlich ist, ist jedes 'ens' auch vollkommen oder (metaphysisch) gut.<sup>20</sup> Gerade in diesem Punkt berühren sich Lamberts Vorstellungen schon in den Formulierungen direkt mit der Herderschen Nemesi, mit dem Gedanken Herders, daß es ein genaues Maß in den Dingen gibt, das unmittelbar mit ihrem Bestand und ihrer Wesenhaftigkeit zusammenhängt. Lambert schreibt:

Man betrachtet ferner überhaupt das, was man vollkommen nennt, als ein Ganz.es, es mögen nun seine Theile an sich oder durch das, was wir das *Band der Vollkommenheit* nennen können, mit einander verbunden seyn. Dieses Ganze ist nun, wenn es vollkommen heißen soll, nicht nur ein Ganzes, weil die Theile desselben zusammen gehören oder beysammen sind, sondern weil darinn solche Theile und dergestalt mit einander verbunden sind, daß *mehr oder minder dabey alles verderben würde* [...]. Ein solches Ganzes ist der Weltbau, und die metaphysische Vollkommenheit [...] setzt ebenfalls solche Ganze schlechterdings voraus, weil die Möglichkeit zu existiren dabey zum Grunde liegt.<sup>21</sup>

Die metaphysische Vollkommenheit der Dinge ist für Lambert - und Herder folgt ihm darin - das Ziel eines Strebens, das aller beobachtbaren Veränderung zugrundeliegt. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß der Beharrungsstand, in dem das Wesen der Dinge besteht, sich nach Lambert auf zweierlei Weise darstellen kann.<sup>22</sup> Zum

<sup>20</sup> Vgl. dazu Lambert: *Anlage zur Architectonic*, § 350 und § 358; ebenso: Johann Heinrich Lambert: *Neues Organon*. Hrsg. von Günter Schenk. Berlin 1990, § 232 der „Phänomenologie“.

<sup>21</sup> Vgl. Lambert: *Anlage zur Architectonic*, § 368.

<sup>22</sup> Darauf nimmt Herder in den *Spinozagesprächen* gleichfalls Bezug: „Der Weltweise vergaß es nicht; er bemerkte, 'daß wenn Dinge oder Systeme von Dingen in ihrem Beharrungszustande gestört werden, sie sich

einen so, daß ein Gleichgewicht der wirkenden Kräfte besteht, - das System befindet sich in diesem Fall im Ruhezustand, was freilich nicht bedeutet, daß auch die einzelnen Teile des Systems ruhen müssen. Gedacht ist vielmehr daran, daß die einzelnen Teile in Bewegung sind, daß aber das System insgesamt in einem Gleichgewicht verharrt. Die Teile und Kräfte sind so angeordnet, daß der Beharrungsstand des Systems bereits erreicht ist. Zum anderen kann sich der Beharrungsstand so darstellen, daß das Gleichgewicht des Systems, die Ordnung der einzelnen Teile und Kräfte, aus denen sich das System zusammensetzt, durch die Einwirkung anderer (äußerer) Kräfte gestört wird. In diesem Fall äußert sich die Kraft, die das gemeinsame Band zwischen den Teilen bildet, derart, daß sie auf eine Wiederherstellung des Gleichgewichts und der Ordnung abzielt. Das System als solches ist also nicht in Ruhe, sondern in Bewegung, und diese Bewegung hat die Tendenz, zum Beharrungsstand zurückzukehren, wobei wiederum zwei Möglichkeiten einer solchen Rückkehr bestehen: das System kann in seinen Beharrungsstand zurückkehren, indem es, wie Lambert sich ausdrückt, oszilliert, d.h. sich so bewegt, daß das Differential der Veränderung ein Maximum und ein Minimum aufweist, Bewegung und Gegenbewegung also innerhalb gewisser Grenzen geschehen, oder indem es sich in ansteigender oder abfallender Kurve asymptotisch dem Ruhezustand annähert.<sup>23</sup> Die Grenzen, die durch das Maximum und

---

demselben zur eine oder die andere Weise wieder zu nähern trachten und bestimmte diese Weisen." (Herder: Spinozagespräche, S.775; vgl. SWS XVI, S.470).

<sup>23</sup> Vgl. dazu Lambert: Anlage zur Architectonic, §§ 844-847, bes. § 847. Im § 846 erwägt Lambert zudem eine Kombination beider Bewegungsmöglichkeiten: die Bewegung geschieht oszillierend, doch so, daß die Bewegung insgesamt progrediert, d.i. sich asymptotisch dem Ruhezustand nähert. Vgl. auch § 561, in dem der Gleichgewichtsgedanke auf das System der logischen Wahrheiten angewandt wird.

das Minimum in der Bewegung bezeichnet werden, definieren zugleich den Beharrungsstand des Systems, machen das System selbst zu einem 'ens', in dem metaphysischen Sinn, in dem der Begriff des 'ens' von Lambert aufgefaßt wird. Gerade die Kraft, die sich der Störung des Gleichgewichts widersetzt und dem Streben nach Wiederherstellung dieses Zustandes der Beharrung zugrundeliegt, macht, wenn man so will, das eigentliche *Leben* des Systems aus. Die lebendige Kraft, das Leben selbst, wäre dasjenige gemeinsame Band in einem zusammengesetzten 'ens', das sich der Auflösung widersetzt.<sup>24</sup>

Lambert entwickelt die Begriffe der Einheit, Ordnung, Wahrheit und Güte oder Vollkommenheit so, daß sie sich auf Eigenschaften beziehen, die jedes 'ens' aufweisen muß. Das 'ens' ist damit von allem unterschieden, was bloß eingebildet, geträumt, unwirklich, wesenlos ist. Zugleich zeichnet sich Lambert dadurch aus, daß er so ausführlich und allgemein wie kein anderer seiner Zeit sich mit dem Begriff des Systems beschäftigt hat - eine Beschäftigung, die soweit ging, daß er die Lehre von den Systemen in einer eigenen Wissenschaft - der Systematologie - behandeln wissen wollte<sup>25</sup>; und schließlich, was für das weitere wichtig ist, daß er den Begriff des 'ens' eng mit dem Begriff des Systems verknüpft hat. Weil ein aus soliden Teilen zusammengesetztes Mannigfaltiges seiner Ontologie zufolge nur dann ein 'ens' ist, wenn es den Charakter eines

---

<sup>24</sup> Dies ist allerdings lediglich eine Vermutung, für die ich bisher keine Belegstelle bei Lambert oder Herder gefunden habe.

<sup>25</sup> Vgl. dazu auch die Einleitung von Geo Siegwart in: Johann Heinrich Lambert: Texte zur Systematologie und zur Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnis. Hrsg. von Geo Siegwart. Hamburg 1988, S.VII-LXXXVII, insbesondere: S.XXXVII.

Systems hat, ist für Lambert mit dem Begriff des Systems zugleich dessen universale Anwendbarkeit verbunden. Systeme finden sich auf jeder ontologischen Ebene, so daß die Systemverfassung sogar als die eigentliche ontologische Grundverfassung angesehen werden kann.

Obwohl Lambert die Begriffe des Soliden, der Kraft, des Gleichgewichts etc. an der Körperwelt entwickelt und seine Beispiele in der Regel aus diesem Bereich stammen, erhebt doch die *Anlage zur Architectonic* den Anspruch, eine Metaphysik zu sein. Die einzelnen Wissenschaften, die Lambert in diesem Buch ihren Grundbegriffen nach konzipiert, also etwa die „Systematologie“, als Theorie der Systeme (§ 59), die „Statik“, als Theorie des Ruhe- und Beharrungsstandes bei Systemen (3§ 65), und die „Hydrostatik“, als Theorie der ruhenden Flüssigkeiten (§ 66)<sup>26</sup>, sollen dem Anspruch nach alle Bereiche der Wirklichkeit abdecken, d.h. sowohl für die Intellektual- wie für die Körperwelt gelten können. Dazu müssen freilich, wie Lambert sich ausdrückt, die Grundbegriffe der einzelnen Wissenschaften „transzendent“ gemacht werden, indem jeweils auf das *tertium comparationis* zurückgegangen wird, das die Übertragung des Begriffs von der Körperwelt auf die Intellektualwelt erlaubt.<sup>27</sup> Insofern lassen sich neben den Systemen, die der Körperwelt angehören, auch solche annehmen, die zur Intellektualwelt gehören, und damit verschiedene Arten von Systemen für die verschiedenen Arten

---

<sup>26</sup> Genauer: „eine Wissenschaft, welche bestimmt, wie fern in einem Systeme die Ungleichheit der Kräfte nicht jede beliebige Anordnung zuläßt, sondern das willkürlich angeordnete System so ändert, daß es in den Ruhe- oder Beharrungsstand komme“.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Lambert: *Anlage zur Architectonic*, § 48.

von Kräften, die Lambert unterscheidet, nämlich für die logischen, die moralischen und die physischen Kräfte.<sup>28</sup>

## II

Lamberts Interpretation der metaphysischen Eigenschaften der Einheit, Ordnung, Wahrheit und Vollkommenheit und der Begriff des Systems, in dem sich diese Interpretation zusammenzieht, finden unübersehbar ihren Niederschlag auch bei Herder. In den *Spinoza-Gesprächen* bedauert Herder, daß Lamberts früher Tod diesen daran gehindert habe, seine Absichten auszuführen und die universale Anwendbarkeit der mathematisch-physisch-metaphysischen Formel der Nemesis zu demonstrieren, auch wenn es von Lambert schon Vorarbeiten dazu gegeben habe.<sup>29</sup> Daß Herder diesen Hinweis auf die Bedeutung Lamberts selbst sehr ernstgenahm, zeigen zahlreiche Partien der *Spinozagespräche*, in denen Lambert, vor allem gegen Ende dieser Schrift, auch wenn er nicht erwähnt wird, doch der heimliche Stichwortgeber ist.<sup>30</sup>

---

<sup>28</sup> Vgl. ebd., § 221: „Man theile nun die *Kräfte* in *logische*, die von dem *Verstände* herrühren, in *moralische*, die von dem *Willen* herrühren, und *m physische*, die von der *Körperwelt* herrühren, [...], so wird man eben so viele allgemeine Gattungen des Bandes finden, wodurch einzelne Individua auf vielfältige Weise, zusammen genommen, als *ein* Individuum angesehen werden können, dergleichen z. E. ganze Staaten, Familien etc. Pflanzen, Thiere, Steine, Häuser, Maschinen etc. einzelne Lehrgebäude, Hypothesen, Gedenkensarten, Glaubensbekenntnisse, Lebensarten etc. sind [...].“

<sup>29</sup> Vgl. Herder: *Spinozagespräche*, S.776 (SWS XVI, S.471).

<sup>30</sup> So schleift sich der Irrtum ab, die Wahrheit aber bleibt; so kompensieren einander die Unregelmäßigkeiten der Bewegung der Himmelskörper „nach unwandelbaren Gesetzen der Natur“, so daß das Planetensystem, das Weltall bestehen und erhalten bleibt. (Vgl. ebd., S.776, sowie Formulierungsvariante S.1067; SWS XVI, S.472). Vgl. dazu: Lambert: *Anlage zur Architectonic*, §§ 836ff. Vor allem aber kann man den

Wirklich bedeutsam aber ist, daß Herder die Lambertsche Formel auf die Menschheit und ihre Geschichte überträgt, die Menschheit also selbst als ein 'ens' im metaphysischen Sinn, als ein aus Systemen gebildetes *System* oder - mit einem Begriff, den Herder häufig verwendet - als einen Organismus interpretiert.<sup>31</sup> Damit wird sofort deutlich, daß die Begriffe der Einheit oder Individualität, der Wahrheit und der Vollkommenheit oder Güte auch in Bezug auf die Menschheit und ihre Geschichte eine besondere Rolle spielen, wobei bei Herder wie schon bei Lambert die gesetzliche Ordnung dasjenige ist, was das Mannigfaltige vom „Chaos“ scheidet und allererst zum System macht. Allerdings ist die Beschreibung der Menschheit als eines auf Beharrung ausgerichteten Systems und die Aufdeckung der gesetzlichen Ordnung, die die notwendige Bedingung des Beharrungsstandes der Menschheit darstellt, wesentlich schwieriger zu bewerkstelligen, weil eine Vielzahl von Kräften - eben nicht nur die physischen, sondern auch die logischen und die moralischen - ein Gleichgewicht finden müssen.

Die Geschichte der Menschheit erscheint in den Augen Herders als eine fortschreitende Oszillationsbewegung mit abnehmender Amplitude, in der sich die Anomalien, die Unregelmäßigkeiten zunehmend kompensieren. Diese Auffassung erlaubt Herder zweierlei zu verbinden: zum einen kann er das *Wesen* der Menschheit, also das, was diese zu einem 'ens' im metaphysischen Sinn macht, über die Vorstellung von einem Gleichgewicht oder „Beharrungsstand“ im

---

Lambertschen Hintergrund am „5. Gespräch“ und den hier vorgestellten „Gesetzen“ erkennen.

<sup>31</sup> Vgl. zu Herders Geschichtsphilosophie und zur Rolle des Nemesis-Gedankens darin v.a.: Rudolf Stadelmann: Der historische Sinn. Halle/Saale 1928, S.33-38.

Verhältnis (der Einwirkung) der Menschen untereinander definieren, und zwar so, daß dieser Beharrungsstand sich unter je verschiedenen Bedingungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten einstellt und allerdings auch wieder verlassen wird. Betrachtet man die „Menschengeschichte überhaupt“ und sucht man nach dem „Beharrungsstande derselben in jeder Form, unter jedem Klima“, dann ist dieser „nichts als Humanität, d.i. Vernunft und Billigkeit in allen Klassen, in allen Geschäften der Menschen.“<sup>32</sup> Humanität ist nach Herder dasjenige, was das Wesen der Menschheit im Sinne eines Fortdauernden und Beständigen ausmacht. Humanität ist damit zugleich die lebendige, beseelende Kraft der Menschheitsgeschichte. Zum anderen kann Herder auch eine lineare Entwicklung, ein *Telos* der Menschheitsgeschichte annehmen, das gerade in dem besteht, was sich im oszillierenden Wechsel, im Durchgang durch den Gleichgewichtszustand als Humanität erweist. Dieser Endzustand unterscheidet sich von anderen Zuständen durch seine Ruhelage, dadurch also, daß er nicht mehr aufgestört oder verlassen wird.

An Herders Konzeption der Humanität verdient hervorgehoben zu werden, daß das Maß, auf das schon der Nemesis-Gedanke verweist, in einer Beschränkung besteht, - und zwar je nachdem, welche Ebene man wählt, in einer Beschränkung der einzelnen Kräfte des Menschen, der einzelnen Menschen untereinander oder der einzelnen Völker - die durch andere Kräfte vorgegeben wird, und zwar so, daß ein Gleichgewicht der Kräfte entsteht, bei denen sich die Kräfte nur regen, wenn das Gleichgewicht gestört wird. Mit dem Gleichgewicht der Kräfte gewinnt zugleich *ein* Ganzes, ein Individuum Bestand, und es ist dieses Ganze, das, indem es sich immer

---

<sup>12</sup> Vgl. SWS XV, S.230.

wieder herstellt und dadurch beharrt, als das eigentliche Maß für alles einzelne dient, aus dem sich das Ganze zusammensetzt. Dieses Ganze kann wiederum ein einzelner Mensch, eine einzelne Gesellschaft, eine einzelne Nation, kann schließlich die Menschheit insgesamt sein.<sup>33</sup>

Bindet man diese Herdersche Konzeption an den Lambertschen Systemgedanken zurück, dann stellt sich natürlich die Frage, was das gemeinsame Band der Vollkommenheit ist, von dem Lambert spricht, also dasjenige Band, das die einzelnen Systeme, angefangen vom einzelnen Individuum bis hin zur Menschheit, zusammenhält? Es ist genau diese Frage, die Herder in den *Ideen* stellt:

Da nun die Menschheit sowohl im Ganzen als in ihren einzelnen Individuen, Gesellschaften und Nationen ein daurendes Natursystem der vielfältigsten lebendigen Kräfte ist: so lasset uns sehen, worinn der Bestand desselben liege? auf welchem Punkt sich seine höchste wSchönheit, Wahrheit und Güte vereine? und welchen Weg es nehme, um sich bei einer jeden Verrückung, deren uns die Geschichte und Erfahrung so viele darbeut, seinem Beharrungsstande wiederum zu nähern?<sup>34</sup>

Allerdings ist die Antwort, die Herder auf diese Frage gibt, nicht leicht nachzuzeichnen. Auf der einen Seite wird man sagen müssen, daß die Wahrheit und Güte der Menschheit im Sinne metaphysischer Eigenschaften von einer gewissen Ordnung abhängig sind, die das Mannigfaltige der Meinungen, Begehungen, Handlungen der Menschen aufweist, sofern dieses im Beharrungsstand ist. Wahr-

---

<sup>33</sup> Vgl. ebd., S.226. Auch hier hat man die Vorstellung von einem System ineinandergeschachtelter Systeme. Die Frage ist natürlich, welche Abhängigkeit zwischen den verschiedenen Ebenen besteht. Herder würde vermutlich sagen, daß die Menschheit nur realisiert werden kann, wenn der einzelne sich als Ganzes realisiert, und ebenso in Bezug auf die Gesellschaften und Nationen.

<sup>34</sup> Vgl. ebd.

heit und Güte fußen in dieser Ordnung und haben daher zunächst eine ontologische Bedeutung. Es gibt einen Beharrungsstand in den Dingen wie in den Menschen und in ihrem Verhältnis zueinander, sofern sie aufeinander einwirken. Das Maß der Wahrheit und Gerechtigkeit ist in der Natur der Menschen, der Gesellschaften, der Nationen und der Menschheit insgesamt vorgegeben, wobei man sie jeweils als Ganze betrachten muß. Auf der anderen Seite muß dieses Maß erkannt und im Denken und Handeln der Menschen, sei's der Individuen, sei's komplexerer Systeme, als Regel streng befolgt werden, soll der mit der Etablierung der Ordnung unter den einzelnen Teilen und Kräften verbundene Beharrungsstand verwirklicht werden. Tatsächlich sind die Menschen nach Herder auch fähig, die Wahrheit und die Vollkommenheit zu erkennen und zum Maß ihres Denkens und Handelns zu machen. Das Vermögen dieser Erkenntnis ist für Herder die Vernunft.<sup>35</sup> Und so ist es die Vernunft, durch die sich das Menschengeschlecht, aber auch jeder einzelne auszeichnet,<sup>16</sup>

Doch obwohl die menschliche Vernunft das Maß erkennen kann, ist diese Erkenntnis keine, die a priori erfolgen könnte, wenn man absieht von der reichlich inhaltsleeren Erkenntnis, daß jeder Mensch sein Maß kennen und einhalten müsse, daß es darauf ankomme, nicht zuviel und nicht zuwenig zu tun oder zu verlangen. Denn die Ordnung des Mannigfaltigen, von dem die Wahrheit und die Voll-

---

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Wilhelm Dobbek: J.G. Herders Weltbild. Köln, Wien 1969, der hervorhebt, daß die Vernunft das Vermögen ist, „innere Zusammenhänge im Gegebenen zu begreifen, Beziehungen zwischen dem Ganzen und seinen Gliedern zu erfassen, im Vielfältigen, Widerstrebenden, Gegensätzlichen die organisierende Kraft zu erkennen und selbst zu planen und zu organisieren.“ (S.92 f.).

<sup>36</sup> Vgl. SWS XV, S.228: „Indessen sehen wir bei allen *Ein Principium* wirken, nämlich *eine Menschenvernunft* [...]“

kommenheit oder Güte abhängen, die das Maß des eigenen Denkens und Handelns bilden, ist in den Dingen und so im Menschen und in der Menschheit vorgegeben, - sie wird also gerade nicht von einer reinen gesetzgebenden Vernunft den Dingen übergestülpt. Wenn der Mensch gleichwohl fähig sein soll, die Wahrheit und die Vollkommenheit oder Güte, das Maß in allen Dingen zu erkennen, dann bedarf es dazu eines „reinen Anblicks“, d.h. einer Sehweise, die auf das Ganze gehen und dieses so in den Blick nehmen kann, wie es sich darstellte, wenn es ein ruhendes Gleichgewicht der Kräfte gäbe und das Zusammengesetzte Bestand erlangte. Als Bedingungen für einen solchen „reinen Anblick“ nennt Herder - jedenfalls für die Geschichtsschreibung - Entfernung, Unparteilichkeit, Gleichgültigkeit etc. von Seiten des Erkennenden.

Daraus läßt sich zunächst der Schluß ziehen, daß die Erkenntnis des Maßes durch die menschliche Vernunft nach Herder weder eine idealistische noch eine realistische Interpretation zuläßt. Das Maß ist der Vernunft in der Natur ihrer Gegenstände, ja in der Natur der Erkenntniskräfte des Menschen selbst vorgegeben, die Vernunft kann es nicht aus sich selbst heraus erkennen. Das Maß besteht andererseits auch nicht bloß in dem mannigfaltigen Einzelnen, das sich in der unmittelbaren Erfahrung darbietet und das einseitig sein kann, sondern es besteht in einem Ganzen, das selbst vernünftig ist. Die Vernunft ist daher für Herder wesentlich ein rezeptives Vermögen, ein „Vernehmen“, denn sie ist darauf angewiesen, daß ihr etwas gegeben wird; aber sie ist nicht irgend ein Vernehmen, sondern ein Vernehmen des „sämtlich Vernehmbaren“, wie Herder in der *Adrastea* schreibt, und damit in ihrer Rezeptivität zugleich aufs

Äußerste aktiv.<sup>37</sup> Alles Unwahre und Böse besitzt keine echte metaphysische Realität, sondern beruht letztlich auf der Einseitigkeit eines bestimmten Standpunktes, ist also eine Folge davon, daß nicht das Ganze, sondern nur ein Ausschnitt in den Blick genommen wird. Daher warnt Herder auch immer wieder davor, einzelne Phänomene zu isolieren: alles Isolieren schadet. Mit so etwas wie „Vernunft“ haben wir es also bei Herder erst dann zu tun, wenn das mannigfaltige Einzelne in seinem Zusammenhang mit dem Ganzen und darin in seiner wenigstens hypothetischen Notwendigkeit erkannt werden kann.<sup>38</sup> Da die göttliche Vernunft (Geist) der letzte Grund aller Schöpfung ist, ist die menschliche Vernunft, sofern sie die Notwendigkeit und die gesetzliche Ordnung des Mannigfaltigen einsieht, das Denken göttlicher Gedanken.<sup>39</sup>

Doch wenn man dem Herderschen Vernunftbegriff gerecht werden will, muß man noch einen weiteren Aspekt berücksichtigen. Es ist nicht ohne tieferen Sinn, daß den beiden Göttinnen der Wahrheit und der Gerechtigkeit im poetischen Eingangsbild der Zeitschrift

---

<sup>37</sup> Vgl. SWS XXIII, S.214.

<sup>38</sup> Herder ist daher ausdrücklich gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, die ihm vorwerfen, über keinen präzisen Vernunftbegriff zu verfügen. Vgl. dazu Haym: Herder. Bd.II, S.724, der im übrigen vom Herderschen Vernunftbegriff behauptet: „Er ist also wesentlich derselbe Begriff, den auch Kant von ihr aufstellt“. Dies nun gerade nicht!

<sup>39</sup> Vgl. Herder: Spinozagespräche, S.788 (vgl. SWS XVI, S.490): „Der Naturweise aber, der von diesen Absichten vorerst hinweg sah und eben 'das verdeckte Gesetz' aufsuchte, durch welches die Sterne - vermischt und nicht verwirret,/ in eignen Kreisen gehn und nie ihr Lauf verirret; er tat gewiß mehr, als der größte Absichten-Dichter unter den Menschen konnte. Er dachte dem Gedanken Gottes nach und fand ihn: nicht in einem Traum willkürlicher Convenienz, sondern im Wesen der Dinge selbst, deren Verhältnisse er maß, wog und zählte. Jetzt erkennen wir das große Gesetz dieses Weltbaues und unsre Bewunderung ist vernünftig; [...]“

*Adrastea* ein Jüngling vorausfliegt, der offenbar Eros, die Liebe personifizieren soll. Das will besagen: Die Vernunft, die auf die Erkenntnis des wesenhaft Beständigen, d.i. des Wahren und Guten gerichtet ist, verbindet sich notwendig mit der Liebe, denn es ist die Liebe, die auf das Schöne ausgeht, und alles Wahre und Gute ist schön. Die Liebe ist für Herder das höchste theoretische und praktische, deskriptive und normative Aspekte verbindende Erkennen, weil es in ihr zur Erfahrung der unmittelbaren Einheit mit dem Gegenstand kommt. Daher wählen sich auch die beiden *Adrasteen* der Wahrheit und der Gerechtigkeit als ihr inneres Heiligtum auf Erden das menschliche Herz.<sup>40</sup> In der *Adrastea*- Abhandlung über Shaftesburys Prinzip der Tugend will Herder gerade zeigen, daß die Auseinanderreißung von Vernunft und Gefühl, nicht zuletzt in der Kantischen Philosophie, in die falsche Richtung weist<sup>41</sup>, daß umgekehrt

---

<sup>40</sup> Vgl. SWS XXIII, S.21.

<sup>41</sup> Vgl. ebd., S. 143-149. Auch hier mag Lambert Pate gestanden haben. Denn Lambert weist verschiedentlich darauf hin, daß bei einiger Übung die Erkenntnis der Wahrheit (und des Rechts) durch eine unmittelbare Empfindung der Harmonie (bzw. Disharmonie) des Mannigfaltigen ersetzt werden könne. Vgl. die *Abhandlung vom Critérium veritatis*, die Herder nachweislich im Manuskript besaß: „Ein Gelehrter, dessen Erkenntniskräfte so zusammengerichtet sind, dass er durch die Übung seine Begriffe zu einem immer höheren Grade der Richtigkeit, Harmonie, Nettigkeit und Vollständigkeit hat bringen können, kann allerdings auch darinn sehr weit kommen, dass er, so bald er einen Satz höret oder lieset, gleichsam empfinden kann, ob derselbe mit seinen richtigsten Begriffen streitet oder nicht. Er gleicht einem geübten Tonkünstler, der in dem vollständigsten Concerte auch die geringste Abweichung von dem wahren Tone bemerkt, oder einem geübten Maler, dem auch die kleinsten Fehler in dem Gemähde in die Augen fallen. Die Harmonie in den Gedanken muss noch vielfacher und weit vollständiger seyn als das Concert oder das Gemähde und was hier ein geübtes Ohr und Aug empfindet, geht bey jenem in seiner Seele und inneren Empfindung vor.“ (S.13).

„der Rückklang der Weltharmonie im Herzen des Menschen“ gefühlt werden muß, wenn die Erkenntnis des Maßes in den Dingen zu einer moralischen Konsequenz, zu einem der Erkenntnis entsprechenden Handeln führen soll:

Ohne *ehrliches Gefühl* der Wahrheit und des Rechts [...] ist keine Moralität denkbar. Weder Gesetze noch der Katechismus können uns dies Gefühl geben, wohl aber in uns erwecken und es fördern. Die Anerkennung des Gesetzes als *unsrer Natur*, die Befolgung des Katechismus mit Lust und Liebe, sie macht freudige *Jünger* der Moral aus stolzen Dictatoren und fröhnenden Knechten.<sup>42</sup>

Auch dieser Hinweis auf die Rolle des Gefühls ist wichtig, ist doch für Herder mit der mathematisch-physisch-metaphysischen Formel der Nemesis, die er von Lambert übernimmt, zugleich ein bestimmter pädagogisch-moralischer Anspruch verbunden, nämlich der der *Bildung*. Geht man mit Lambert davon aus, daß der Beharrungsstand, in dem das Wesen der eingeschränkten (und zusammengesetzten) Dinge besteht, sich in einer zweifachen Weise äußern kann, nämlich einmal in den wilden Oszillationsbewegungen eines aus seinem Gleichgewicht geratenen Systems, in dem die Kräfte des Zusammenhalts sich bewähren und gegen die störenden Einflüsse durchsetzen müssen, und zum anderen in dem friedlichen Zustand eines in seinem Gleichgewicht beharrenden Systems, dessen Teile in fortgesetzter ungestörter Tätigkeit und Bewegung sind, dann wird man als Ziel der Bildung des Menschen ansehen, daß dieser in den ruhenden Zustand eines in seinem inneren Gleichgewicht nicht gestörten Systems gelangt. Um diesen Zustand erreichen zu können, muß der Mensch sich Vernunft aneignen, also die Fähigkeit erwerben, das Ganze zu überblicken, das „sämtlich Vernehmbare“ zu vernehmen und seine Stelle in diesem Ganzen, sein Maß darin zu fin-

---

<sup>42</sup> Vgl. SWS XXIII, S. 148.

den. Die vollendete Vernunft, der höchste Zustand der Bildung ist derjenige, in dem der Mensch in unmittelbarer Harmonie mit dem Mannigfaltigen lebt, weil er diese Harmonie selbst empfindet und ständig zu verwirklichen bestrebt ist.

Für den einzelnen Menschen wie für die verschiedenen Systeme des Zusammenhangs der Menschen untereinander bedeutet das Erreichen dieses Zustandes eine vollkommene Verbindung von Freiheit und gesetzlicher Ordnung. Der Mensch benutzt nun seine Kräfte so, daß sie sich vollkommen frei äußern können, ohne eine Gegenkraft hervorzurufen, in der sich die Einschränkung, die doch sein Wesen ausmacht, bemerkbar würde. Ein solcher Freiheit und gesetzliche Ordnung verbindender Zustand ist für Herder mit dem der Glückseligkeit unmittelbar identisch. Glücklich zu sein entspricht der Stufe höchster Bildung, weil genau hier der einzelne mit dem Maß übereinstimmt, das sich aus seinem Wesen und dem Wesen des Ganzen ergibt. Damit nimmt Herder (vielleicht vermittelt über Wolff oder über Shaftesbury) die Aristotelische Vorstellung auf, daß das Glück des einzelnen darin besteht, der Vollkommenheit seiner Natur gemäß zu leben. Aber genau so, wie Herder zwischen einem einzelnen Individuum, einer Gesellschaft, einer Nation und der Menschheit als eben so vieler ineinander geschachtelter Systeme unterscheidet, ebenso läßt sich von jedem dieser Systeme behaupten, daß ihnen eine besondere Glückseligkeit eigen sein kann. In diesem Sinn also vermag auch eine Nation und schließlich sogar die Menschheit insgesamt einmal in den Genuß ihrer eigenen Vollkommenheit zu gelangen.

## III

Die zahlreichen Einflüsse, die von Herders Werk auf Carl Gustav Jochmann<sup>43</sup> ausgegangen sind, lassen sich nur schwerlich übersehen. Sie betreffen vor allem, und dies ist in der Sekundärliteratur zu Jochmann bereits hervorgehoben und herausgearbeitet worden, Jochmanns Sprachphilosophie.<sup>44</sup> Unverkennbar ist auch, daß Herders Humanitätsbegriff für Jochmann eine besondere Bedeutung besaß und daß er sich an diesen Begriff mit eigenen Überlegungen anschloß.<sup>45</sup> Weniger offenkundig mag dagegen sein, daß Jochmanns Denken in tiefem Maße von den metaphysischen Vorstellungen der Aufklärungszeit, und insbesondere von dem Konzept eines Gleichgewichts der Kräfte geprägt ist, das sich - sicherlich nicht nur, aber doch in emphatischer Weise - bei Herder findet. Ich möchte im folgenden mit einigen Andeutungen schließen, die zeigen sollen, daß die geschichts- und staatsphilosophischen Vorstellungen Jochmanns und sein Begriff der „geistigen Macht“, durch Herders Brille gesehen, mit Herders Vernunftbegriff und seinem Programm einer Bildung der Menschheit in wesentlichen Punkten übereinstimmen,

---

<sup>43</sup> In Heidelberg entsteht zur Zeit die erste Gesamtausgabe von Jochmanns Werken. Sie wird von Ulrich Kronauer und Hans Peter Schutt herausgegeben.

<sup>44</sup> Vgl. hierzu v.a. Jürgen Schiewe: Sprache und Öffentlichkeit. Berlin 1989, S.110-130.

<sup>45</sup> Vgl. Wolfgang Förster: Johann Gottfried Herder: Weltgeschichte und Humanität. In: Hans Erich Bödeker, Georg G. Iggers u.a. (Hrsg.): Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen 1986, S.387: „Demgegenüber sucht der im Baltikum wirkende Carl Gustav Jochmann Herders Idee der Perfektibilität der Menschheit in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit den Erfahrungen der industriellen Revolution zu verbinden und sein Humanitätsideal unter neuen geschichtlichen Bedingungen zu bewahren.“

wobei allerdings nachdrücklich daran erinnert werden muß, daß die Gläser von Herders Brille, um im Bild zu bleiben, von Lambert geschliffen wurden.

Zentral für Jochmanns Geschichts- und Staatsphilosophie ist der Begriff der *Öffentlichkeit* und des öffentlichen Gebrauchs der Sprache. Öffentlichkeit hat für Jochmann eine regulative Funktion, weil sie einen Ausgleich in einer Situation zu schaffen vermag, in der das Gleichgewicht der verschiedenen politischen Kräfte einer Gesellschaft gestört oder verloren gegangen ist und damit die Sicherheit des einzelnen und seiner natürlichen Freiheits- und Eigentumsrechte nicht mehr dauerhaft gewährleistet ist. Öffentlichkeit ist daher ein wichtiges Instrument der Bildung der Menschheit, deren höchste Stufe auch Jochmann in einer wesentlich als Sittlichkeit gefaßten Humanität erblickt. Für diese höchste Bildungsstufe in der zivilisatorischen Entwicklung der Menschheit ist nach Jochmann charakteristisch, daß sie *allseitig* sein und die ganze Gesellschaft, die ganze Nation und schließlich die ganze Menschheit umfassen muß. Sie unterscheidet sich darin von der niedrigeren Bildungsstufe des „Civismus“, der nur einem Teil der Gesellschaft, nämlich einigen Bevorrechteten Freiheit, Glück und Wohlbefinden durch die Teilhabe an den öffentlichen Geschäften gestattet.<sup>46</sup>

Ähnlich wie Herder sieht auch Jochmann den Verlauf der Geschichte von ehernen Gesetzen bestimmt. Formulierungen wie die, daß auf dem Weg der Zivilisation von jedem Schritt zurück nichts gewisser

---

<sup>46</sup> Zur Unterscheidung zwischen „Humanität“ und „Civismus“ vgl. Carl Gustav Jochmann: *Betrachtungen über den Protestantismus*. Heidelberg 1826, S.14, 21; sowie: ders.: *Die unzeitige Wahrheit. Aphorismen, Glossen und der Essay „Über die Öffentlichkeit“*. Hrsg. von Eberhard Haufe. 3. Auflage. Leipzig, Weimar 1990, S.145.

sei, als daß er noch einmal vorwärts getan werden müsse, deuten an, daß die Geschichte der Völker und der Menschheit insgesamt von einer Fluchtlinie durchzogen ist, deren, vielleicht unendlich weit entfernt liegender Endpunkt die Humanität bildet.<sup>47</sup> Gerade in der Französischen Revolution, die Jochmann ursprünglich wie ein moderner Herodot als Geschichtsschreiber begleiten wollte und über die er, auch begünstigt durch seine Kontakte zu Schlabrendorff und zu Oelsner, ein reiches Material gesammelt hatte, sah er den Ausbruch eines Extrems, in dem sich ein in seinem Gleichgewicht gestörter einseitiger gesellschaftlicher Zustand abrupt in einen ebenso einseitigen entgegengesetzten Zustand verwandelt. Um solche extremen Oszillationen zu vermeiden, bedarf es der Öffentlichkeit. Denn die Öffentlichkeit ist eine notwendige Bedingung dafür, daß eine *geistige Macht* auftreten und sich Einfluß verschaffen kann, die das Spiel der politischen Kräfte beaufsichtigt und im Hinblick auf ein dauerhaftes Gleichgewicht reguliert. Was ist nun diese *geistige Macht*, auf die Jochmann seine geschichtsphilosophische Hoffnung setzt?

Die entscheidende Frage, auf die nach Jochmann in der politischen Wissenschaft eine Antwort gesucht werden muß, ist die nach den *Bürgschaften* der Verfassung. Was stellt in einem Staat sicher, daß die Staatsgewalt die Rechte des einzelnen schützt, daß sie im Sinne des Ganzen ausgeübt wird und nicht vielmehr zur Beute der egoistischen Leidenschaften einiger weniger wird? Und was schützt umgekehrt den Staat vor den Ausbrüchen einer blinden Volksgewalt?

---

<sup>47</sup> Vgl. Jochmann: Die unzeitige Wahrheit, S.28; vgl. auch S.55 und 58-60.

Die Staatswissenschaft hat auf zwei Wegen versucht, für dieses Problem eine Lösung zu finden. Beide Wege haben nach Jochmann jedoch „*das* miteinander gemein, daß auf beiden die Regel und die Schranke der Gewalt *in der Gewalt* selbst gesucht werden muß“.<sup>48</sup> Und gerade darin liegt der entscheidende Defekt des jeweiligen Ansatzes.<sup>49</sup>

Der erste Lösungsversuch besteht darin, die Gewalt zu beschränken, indem man sie einer höheren unterordnet, die sie beaufsichtigt. Doch eine Bürgschaft gegen den Mißbrauch der Gewalt hätte man nur dann, wenn man voraussetzen dürfte, daß die höchste beaufsichtigende Gewalt eine „politische Heiligkeit“ hätte. „In keinem Sterblichen aber“, so Jochmann,

sind wir Gesinnungen vorauszusetzen berechtigt, bei welchen jede Bürgschaft seiner Unschädlichkeit entbehrlich sein würde, denn keinem vermögen wir die notwendige Bedingung derselben, eine wirkliche Allmacht zu verleihen.<sup>50</sup>

Die wirkliche Allmacht besitzt nach Jochmann allein Gott, der eben darum auch allgütig ist.

Aber auch der zweite Lösungsversuch, bei dem die Lösung der politischen Aufgabe nicht „in dem übermächtigen Drucke der höchsten Regierungsgewalt, sondern in dem Gleichgewichte ihrer Bestandteile, nicht in der *Vereinigung*, sondern in der *Trennung* dieser letztern“ gesucht wird<sup>51</sup>, muß scheitern. Denn auch diese Konstruk-

---

<sup>48</sup>Ebd., S.198.

<sup>49</sup>Vgl. dazu auch die folgende Bemerkung Jochmanns: „Es liegt in der Natur der Gewalt und Gewaltsamkeit, sich selbst aufzureiben und nicht eher zu ruhen, bis sie es getan“, so daß alles, was auf Gewalt gestützt ist, sich „auf die *schwächste* und *unzuverlässigste* aller Grundlagen stützt.“ (Ebd., S. 135.).

<sup>50</sup>Ebd., S.199: „Gott also allein ist allgütig, weil er allein allmächtig ist.“

<sup>51</sup>Ebd., S.201.

tion verspricht keine dauerhafte Garantie dafür, daß sich die getrennten Gewalten, die sich wechselseitig beaufsichtigen und einschränken sollen, nicht doch untereinander zum Schaden der einen oder anderen Gewalt oder zum Schaden der Freiheit des einzelnen vereinigen.<sup>52</sup> Vielmehr gilt nach Jochmann, daß „alles Verteilen der Gewalten [...] an sich der kürzeste Weg zu ihrer desto heilloseren Vereinigung“ ist.<sup>53</sup>

Jochmann faßt das Dilemma, vor dem die politische Philosophie steht, wenn sie auf dem einen oder anderen Weg versucht, die Macht zugunsten des Rechts zu sichern, auf folgende Weise zusammen:

In beiden Fällen suchen wir zum Schutze gegen irgendeine Gewalt nach einer edlern und finden immer nur eine stärkere. Auf beiden Wegen suchen wir die Aufsicht und finden wir immer nur die Übermacht; und auf beiden ist, gerade wenn wir nicht weiter können, das Bedürfnis weiterzukommen, am dringendsten.<sup>54</sup>

Den eigentlichen Grund für die Schwäche beider Lösungsversuche erblickt Jochmann darin, daß man lediglich in der *Form* der wirkenden, d.h. der *physischen* Kräfte nach einer Bürgerschaft gegen ihren möglichen Mißbrauch gesucht habe, daß die einzige Bürgerschaft in der Tat aber darin liege, „einer verschiedenen *Art* von Kräften“<sup>55</sup> Einfluß zu verschaffen:

Die physische muß von einer geistigen, die Macht, welche Körper zwingt, von einer, die dem Willen seine Richtung gibt, bezwungen, die Bewegung durch Beweggründe, die nicht wieder nur aus den Massen hervorgehen, bestimmt werden.<sup>56</sup>

Auch hier findet sich nun ein Element, das Herderschen Vorstellungen im Hinblick auf die menschliche Vernunft verwandt ist, auch

---

<sup>52</sup> Ebd., S.202.

<sup>53</sup> Ebd., S.220f.

<sup>54</sup> Vgl. ebd., S.204.

<sup>55</sup> Vgl. ebd., S.206.

<sup>56</sup> Vgl. ebd.

wenn es bei Jochmann politisch konkreter zugeht. Denn das, was das Gleichgewicht der politischen Kräfte in einer Gesellschaft reguliert, wenn es gestört wird, kann in gewissem Sinn nur das Ganze, die Gesellschaft überhaupt sein, die sich als politischer Körper reflektiert; dazu aber muß sich dieses Ganze erst finden, der politische Körper erst bilden können, und dies geschieht in der Öffentlichkeit.<sup>57</sup> Die Öffentlichkeit ist also eine Bedingung dafür, daß sich das Ganze als ein Ganzes erfahren, auf seine Einheit hin reflektieren und als *so konstituierte geistige* Macht über den Willen Einfluß auf diejenigen physischen Kräfte gewinnen kann, die dem Schutz des einzelnen und dem Schutz des Ganzen als eines nach gerechten Regeln organisierten Systems dienen.<sup>58</sup> Der Gedanke der *geistigen Macht* teilt mit Herders Vernunftbegriff, daß diese Macht auf ein *Ganzes* (und dessen Wahrheit und Vollkommenheit) gehen, daß sie es in gewissem Sinn *erfahren* und daß sie es schließlich auch in seinen *Beharrungsstand* überführen muß.

Um aber zu einem vollen Verständnis von Jochmanns Begriff einer geistigen Macht als einer auf den Willen wirkenden Kraft gelangen zu können, muß man seine Theorie der Sprache einbeziehen. Wie schon bei Herder die Vernunft ist bei Jochmann die geistige Macht

---

<sup>57</sup> Jochmann ist in diesem Punkt sicher stark durch Rousseau und dessen *Contract social* beeinflusst.

<sup>58</sup> Angesichts der Tatsache, daß Jochmann zwischen zwei Lösungsversuchen unterscheidet, erscheint es nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß unter der Bedingung der Öffentlichkeit beide Lösungsversuche nicht gleichberechtigt sind. Vielmehr muß das politische System, das auf einer Teilung der Gewalten beruht, den absoluten Vorrang vor dem anderen System haben. Denn nur dieses System geht mit der Öffentlichkeit zusammen. Man kann dies nicht nur an dem Essay über die Öffentlichkeit nachweisen, sondern ebenso an einer Abhandlung über „Centralisieren und Föderalisieren“. Vgl. Carl Gustav Jochmann: Reliquien. Bd. 2. Hechingen 1837, S.315.

gebunden an ein Vernehmenkönnen, und zwar nicht nur von seiten dessen, der vernimmt, sondern auch von seiten dessen, der sich vernehmen läßt. Anders als bei Herder ist das Vernehmen bei Jochmann jedoch konkret auf die Sprache und deren Lautwerdung bezogen. Die Sprache ist dasjenige Mittel, durch das die Menschen untereinander Einfluß nehmen und sich als ein gesellschaftliches Ganzes konstituieren können, und dazu gehört, daß der Gebrauch der Sprache ein öffentlicher ist, daß sie als gesprochene, nicht bloß als geschriebene Sprache existiert.

Von der Öffentlichkeit und dem öffentlichen Gebrauch der Sprache hängt zunächst die *Bildung* der Sprache ab. Der öffentliche Gebrauch der Sprache bewirkt gerade, daß sich alle Härten abschleifen, daß ihr Gebrauch mühelos geschieht und die Sprache dem Zweck vollkommen zu dienen vermag, den sie zu erfüllen hat, nämlich ein Band zu sein, das (ähnlich wie Wasser in einem hydrostatischen System) einen Ausgleich zwischen entgegengesetzten Kräften ermöglicht, indem sie allen verständlich ist und einen reibungslosen Verkehr und Austausch der Gedanken und Meinungen gestattet.

Aber der Gedanke der Öffentlichkeit schließt auch ein, daß der politische Körper als solcher, d.h. das vereinigte Ganze der Gesellschaft in der Lage ist, seine Stimme zu erheben, daß also auch die geistige Macht, die nach Jochmann niemals in einem einzelnen verkörpert sein kann, die wesentlich unpersönlich ist und doch wiederum alle umfaßt, zum Ausdruck kommen kann. Zwar gehört zur Öffentlichkeit, daß jeder daran partizipieren und seine Stimme jederzeit für alle anderen vernehmlich erheben kann. Derjenige, der stumm bleibt, wird - um Hamanns Wort aufzugreifen - auch nicht gesehen. Doch was dem einzelnen die Wirksamkeit seines Gebrauchs der Sprache im Sinne der Wirksamkeit einer geistigen Macht sichert, ist, daß er

mit seiner Sprache auf das *Ohr* wirken muß. Das Ohr ist nach Jochmann zum einen der unpersönliche Richter darüber, ob einer die Sprache der Wahrheit spricht, zum andern stellt es den direktesten Zugang zum Willen des einzelnen dar. Von daher erklären sich die Züge, die Jochmann der Sprache in ihrer wirksamsten Form zuerkennt: die Sprache muß so organisiert sein, daß sie die *Aufmerksamkeit* des Zuhörers erregt, und zwar eine Aufmerksamkeit, durch die ihm bewußt wird, daß von etwas die Rede ist, das ihn selbst betrifft, das also lebendig und für ihn selbst von unmittelbarem Interesse ist.

Wiederum wie bei Herder die Vernunft ist bei Jochmann die geistige Macht mit der Erfahrung von Schönheit verbunden. Denn die Sprache, die im öffentlichen Gebrauch ihre wirksamste Gestalt erhält, indem sie die Aufmerksamkeit des Zuhörers im beschriebenen Sinn erregt, ist diejenige, die für das Ohr einen *Wohlklang* hat. Vielleicht liegt in diesem Zusammenhang von *geistiger Macht* und *Schönheit* der Sprache der Grund für die beiden abschließenden Kapitel von Jochmanns Sprachbuch: nämlich für das Kapitel über die „Rück-schritte der Poesie“ - die von Jochmann als diejenige literarische Form verstanden wird, mit der sich historisch gesehen am frühesten und stärksten die Vorstellung des Schönen verbunden hat - und für das der „Stilübungen“, die das Schöne der Prosa herausstellen. Denn am Stil macht sich für Jochmann die Schönheit der Prosa fest: In ihm verbinden sich in freier Ordnung und gesetzlicher Freiheit die Teile zu einem Ganzen, das Wahrheit und Vollkommenheit besitzt.

Gerade in dem Kapitel über die „Rückschritte der Poesie“ macht Jochmann deutlich, daß die Schönheit nicht der Poesie vorbehalten, sondern auch der Prosa, der undichterischen, nüchternen, auf

Darstellung der äußeren Wahrheit zielenden Sprache eigen ist - ein „Wohlklang, der doch von jeder guten Prose nicht weniger unzertrennlich, und in ihr nicht minder wirksam und vielleicht schwieriger ist...“<sup>59</sup> An Beispielen für diese Schönheit der guten Prosa, an „Sätzen der gewöhnlichen Schriftsprache, in welchen, wie an dem Körper eines lebendigen Wesens, jeder Theil ein passender, jeder an seiner Stelle, und keiner zu viel gewesen wäre“, mangelt es den Deutschen.<sup>60</sup> Daß die Nemesis der Geschichte dies den Deutschen nicht durchgehen lassen würde, hat Jochmann zu Recht befürchtet.

---

<sup>59</sup> Vgl. Carl Gustav Jochmann: Ueber die Sprache. Heidelberg 1828, S.307.

<sup>61</sup> Vgl. ebd.

Carl Gustav Jochmann (\*1789 Perna, † 830 Naumburg).  
Ein Selbstdenker ohne Land, Namen und Publikum  
und ein früher Verteidiger der Homöopathie

Uwe Pörksen (Freiburg)

Jochmann ist überhaupt einer der wenigen Schriftsteller unserer Tage, welche den Erholung suchenden Geist, indem sie ihn nur erquickten wollen, unvermuthet in sich selber aufregen, daß er lebendiger, schärfer sehend, und schöpferischer wird, die mehr Licht in unserm Innern wecken, als von Aussen hieintragen.

Aarau, den 12. Dezember 1835.  
Heinrich Zschokke.

Im Frühjahr 1819 verließ der dreißigjährige Livländer Carl Gustav Jochmann seine Heimatstadt Riga, kaum anders als fünfzig Jahre vor ihm Herder, um in Deutschland oder jedenfalls in Westeuropa das Leben eines freien Schriftstellers zu führen; er selbst liebte übrigens das seit Ende des 19. Jahrhunderts außer Gebrauch gekommene Wort 'Selbstdenker'. Studierter Jurist, hatte er sich in Riga als Advokat ein Vermögen erarbeitet, von dem er leben konnte. Zu seinen Freunden gehörten Bankiers, Politiker, Kaufleute, kaum Schriftsteller. Unter ihnen aber gewann er den in Magdeburg geborenen, in der Schweiz praktizierenden Schriftsteller Heinrich Zschokke, und sein Verleger wurde der Heidelberger Christian Friedrich Winter,

der die liberale Opposition im Badischen Landtag anführte und schon 1819 die gesetzlich geregelte Pressefreiheit gefordert hatte. Das verband sie. Jochmanns Vorbild war „Englands Freiheit“<sup>44</sup>, er gehörte zur Spezies der Anglophilen. In England beobachtete er das politische Leben, das er in Deutschland vermißte. „Sie sind frei, wie man gesund ist. Sie genießen ihr bürgerliches Dasein in den Elementen der Öffentlichkeit wie ihr körperliches in dem der Luft.“ Jochmann hielt sich zunächst in Deutschland auf und schrieb im Juni 1819 einen dreißig Seiten langen politischen Brief an den Freund Sengbusch in Riga. Es ist der Text, der ihn als Schriftsteller aus der Taufe hob, ein großartiges Dokument und Kunstwerk, das in der Form des scheinbar planlosen Essays ein breit angelegtes deutsches Öffentlichkeitsgemälde entwirft. Das Land stand unter dem Eindruck der Ermordung Kotzebues durch den Theologiestudenten Carl Ludwig Sand. „Eine schwüle, beengende Luft.“<sup>44</sup> Professoren emigrierten, Studenten saßen bei Wasser und Brot. Der Kleinmut der Schriftsteller und eine gröbere oder feinere Zensur entziehe die interessantesten Dinge der Öffentlichkeit, man erfahre sie nur im vertrauten Gespräch, schreibt er und vermittelt ein vielseitiges, lebendiges Bild. Der Brief ist, am Beginn der deutschen „Öffentlichkeitsgeschichte“<sup>44</sup>, interessant auch durch sein Formbewußtsein: als lockerer Essay erlaubt er, die Gattungen zu mischen und, von Gattung zu Gattung springend, eine Vielzahl von unterschiedlichen Blickrichtungen auf die gesuchte öffentliche Seele des Landes zur Geltung zu bringen: Geschichtsschreibung, Denkwürdigkeiten und politische Aphorismen.

---

<sup>1</sup> Vgl. Carl Gustav Jochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke. Bd. 1. Hechingen 1836, S.3-35.

tik, Portrait, Reportage und Tendenzmeldungen werden besprochen bzw. vorgeführt.

Gegen Schluß berichtet er von einer bevorstehenden wissenschaftlichen Revolution.<sup>2</sup>

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzustehen, eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der *Materia medica* und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier; - es ist die Kurmethode des *Dr. Hahmentann* in *Leipzig*, der die Welt vielleicht einmal große Wohltaten zu verdanken haben wird.

In nucc haben wir hier schon Jochmanns Verteidigung der Homöopathie. Er erläutert zunächst zwei auf allgemeiner Erfahrung beruhende Grundsätze Hahnemanns:

1. Ein Medikament, das in einem gesunden Körper Krankheit hervorbringe, werde verwendet, um einen von eben dieser Krankheit erfaßten Körper zu heilen. Rhabarber, der die Ausleerung des Darms befördere, heile den Durchfall;
2. die größten chemischen Wirkungen würden durch die kleinsten Quantitäten der wirkenden Stoffe hervorgebracht. Diese Wirkung sei umso größer, je abgeschlossener das „Gefäß“ sei, in dem sie sich auswirke.

Hahnemann verschreibe nur ganz einfache Mittel und diese in geringen Dosen. Dies erscheine plausibler als das Verfahren, durch eine Menge verschiedener und zusammengesetzter Mittel in dem armen Körper einen heillosen Tumult anzurichten - in der Annahme, daß die Wirkungen der auf diese Weise kombinierten Medikamente einander nicht oder jedenfalls überschaubar modifizierten und daß jedes einzelne Mittel, „die zuerst, wie eine Menge Briefe in den nämli-

---

<sup>2</sup> Zum folgenden vgl. ebd., S.25-29.

chen Postbeutel, in dasselbe Glas und dann in den nämlichen Magen zusammengeschüttelt werden", auch an die jeweils richtige Adresse gelange.

Hahnemanns Mittel seien bekannt, leicht zu haben und in der Zubereitung so einfach, daß diese von den Patienten in der Regel selbst besorgt werden könne.

Die Geringfügigkeit der Gaben geht soweit, daß sie von allen Apothekern belacht wird, und überrascht in der That durch ihren Widerspruch gegen unsere bisherigen Gewohnheiten und Begriffe. Er löset z. B. den Gran Arsenik in einem mäßigen Glase Wasser auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieses arsenikgeschwängerten Wassers mit einer andern gleich großen Quantität und läßt von dieser zweiten in vorkommenden Fällen *einen* Tropfen nehmen.

Das ist, wenn Sie wollen, Hahnemanns System.

Jochmann ist von Anfang an beeindruckt, fast überzeugt, durch die Begreiflichkeit der Methode, durch die Persönlichkeit Hahnemanns, der viele seiner Erfahrungen im Selbstversuch gesammelt habe, und schließlich durch die Berichte von seinen Erfolgen, die ans Wunderbare grenzten und selbst, wenn man die Hälfte dieser Sagen auf Rechnung der Leichtgläubigkeit - „Gerngläubigkeit möchte ich lieber sagen" - der Menschen setze, doch noch genug übrig ließen, um die Sache einer größeren Aufmerksamkeit wert zu machen.

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre besten Medikamente in den Leib wünschen, scheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch die Aerzte und Professoren der Medizin anschwärzen und verfolgen, möchte keins von beiden seyn. So weit geht diese Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugnisse, die er Studierenden über bei ihm gehörte Vorlesungen ertheilt, nicht für gültig angesehen, und daß den Jünglingen, die seine Schüler sind, schon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erschwert werden.

Carl Gustav Jochmann war ein interessanter Mann, von vielseitiger Vorurteilslosigkeit, eine Stimme der Öffentlichkeit, als es dieser

Öffentlichkeit noch an Stimmen fehlte, mehr noch, überhaupt an Sprache. In den zehn Jahren, die ihm nach seinem endgültigen Aufbruch aus Riga vergönnt waren, hat er in ein weites Panorama seine Stollen getrieben, - Französische Revolution und Englands Verfassung, Kirchengeschichte und Geschichte des Adels, Sprache und Öffentlichkeit, Portraits und politsch-moralische Aphoristik, Homöopathie, Glücksspiele, - und was er hier vorlegte oder hinterließ, war in jedem Fall lebendige kritische Historie eines subtilen Stilisten. Er besaß die Fähigkeit, sich mit großer Geschwindigkeit in die verschiedensten Gebiete einzuarbeiten, und zitierte in seinen Werken, bei nur ungefährender Quellenangabe, möglicherweise etliches aus dem Gedächtnis - was seinen späteren Herausgebern harte Nüsse aufgibt.

Sein Leben war unruhig, ein Hin und Her in den europäischen Ländern. Er wurde am 10. Februar 1789 in Pernau, der heute estnischen Küstenstadt Pärnu, geboren, verließ früh das Elternhaus und besuchte die Domschule in Riga, studierte aber nicht in Dorpat, sondern seit 1805, sechzehnjährig, in Deutschland. Er trat hier als Student kurzfristig in ein französisches Regiment ein, um an der Befreiung Polens von russischer Herrschaft mitzuwirken - eine Episode, die er später verschwiegen hat - arbeitete dann als Advokat in Riga, wick jetzt, 1812, an Napoleon irre geworden, vor den französischen Truppen aus und hielt sich einige Jahre in England auf, kehrte nach Riga zurück und erarbeitete sich binnen kurzer Zeit jenes Vermögen, das ihm, bei schon untergrabener Gesundheit, den Aufbruch nach Westeuropa ermöglichte. Den größten Teil dieses Lebensabschnitts bis zu seinem frühen Tod am 24. Juli 1830 verbrachte er in Baden-Baden und Karlsruhe: in der Öffentlichkeit mit seinen wenigen anonymen Publikationen kaum beachtet. Zschokke, dem er die

Vernichtung seines Nachlasses anheimgestellt hatte, gab diesen 1836-38 heraus. Die drei Bände fanden nur kurz Aufmerksamkeit, Jochmann geriet fast in Vergessenheit. In unseren geistigen Haushalt ist er jedenfalls bis heute nicht so eingegangen, wie er es verdient hätte.

Vielleicht war Klugheit im Spiel, wenn er die Anonymität wahrte. Der Aufsatz über Robespierre, den Zschokke 1822 in der Schweiz veröffentlichte<sup>3</sup>, sprengte den Rahmen der in der Restaurationszeit herrschenden Auffassung von der Französischen Revolution, der Essay *Über die Öffentlichkeit*, den Carl von Rotteck 1830 in den *Allgemeinen politischen Annalen* publizierte, atmete die gefährliche Luft des Verlangens nach Pressefreiheit. Und die großen von Christian Friedrich Winter verlegten Kritiken, *Betrachtungen über den Protestantismus* (1826) und *Ueber die Sprache* (1828), haben gewiß nicht zufällig mehr als 16 Bögen. Schriften bis zu 320 Seiten waren der Zensur vorzulegen. Die 1827 abgeschlossene *Naturgeschichte des Adels*, die der Winter Verlag 1982 als Faksimile der Nachlaßveröffentlichung von 1838 vorgelegt hat, hätte sicher als Einzelschrift nicht den Zensor passiert - da ist dem Herausgeber Ulrich Kronauer nur zuzustimmen. Als russischer Untertan durfte Jochmann außerdem gar nicht ohne Genehmigung publizieren. Sein Werk hat auch im 20. Jahrhundert einigen Zündstoff erkennen lassen. Als Werner Kraft zu Beginn der dreißiger Jahre in der Hanoverschen Bibliothek auf jenes anonyme Werk *Über die Sprache* stieß, las er es „wie im Traume“, weil hier ein Autor siebzig Jahre vor Karl Kraus die Mängel bzw. das Fehlen einer öffentlichen poli-

---

<sup>3</sup> Vgl dazu und zu den im folgenden genannten Publikationen von Jochmann die Bibliographie am Ende dieses Beitrags.

tischen Sprache in Deutschland zum Thema gemacht hatte. Die erste Veröffentlichung einiger politischer Aphorismen, *Stylübungen*, aus diesem Buch, die Frühjahr 33 in Wilhelm Kütemeyers Studentenzeitschrift *Der Sumpf* erscheinen sollte, mußte noch als Druckstock wieder zerstört werden; Kütemeyer verschwand aus Berlin, Werner Kraft verließ um die gleiche Zeit Deutschland.

Als 1976 in Weimar Jochmanns Aphorismen und Glossen erschienen, zusammen mit dem erwähnten leidenschaftlichen Plädoyer für die Pressefreiheit, dem Essay *Über die Öffentlichkeit*, war die erste Auflage (5000 Expl.) in zwei Monaten vergriffen, in Moskau, *Neue ausländische Literatur*, erschien eine rühmende Besprechung; die im Frühjahr 1980 herausgebrachte zweite Auflage (6000 Expl.) war schon vor Erscheinen, wie man in der DDR sagte, „überzeichnet“. Der Herausgeber Eberhard Haufe hatte als Titel Jochmanns Aphorismus *Die unzeitige Wahrheit* gewählt und dessen Text auf die Rückseite gesetzt - „Jede Wahrheit kommt dem zu früh, der jede zu spät erkennt“ - ein Wort, das in der Version Gorbatschows - „wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ - den Staat der DDR dreizehn Jahre danach in seine Krise stürzte. Als wir ein halbes Jahr vorher, am 10. Februar 89, in Freiburg den 200. Geburtstag Jochmanns begingen, Werner Kraft, der von Jerusalem aus mit Brief und Gruß beteiligt war, Christian Wagenknecht, der 1968 das Buch *Über die Sprache* zusammen mit verschollenen Dokumenten neu herausgegeben hatte, Jürgen Schiewe, der über eben dieses Buch eine Monographie veröffentlicht und die Beziehung zu Carl von Rotteck entdeckt hatte, Rüdiger von Treskow, der gerade seine Arbeiten über Rotteck abschloß, Michael Becker, der über Jochmanns Verhältnis zur Französischen Revolution gearbeitet und seine Kran-

kengeschichte von der Hand des Hanauer Arztes Kopp aufgespürt hatte, hielt Haufe am Rande dieses privaten Treffens im Hörsaal 1015 der Universität den Festvortrag und zitierte dabei Passagen Jochmanns, bei deren Klang wir einander ansahen.

Wahn und Irrsinn herrschen unter den europäischen Völkern noch so gewaltig, daß es leibes- und lebensgefährlich wird, gesunden Menschenverstand blicken zu lassen. Es lassen sich in jedem Lande die heiligen Irrtümer, die gesetzlichen Lügen nachweisen, die zu beleidigen daselbst ein Verbrechen wird. Und wenn auch jeder-mann da weiß, es ist Irrtum, es ist Lüge, bleibt doch jeder dabei und heuchelt einer dem andern. Die Völker sind gute Ge-wohnheitstiere, hat man sie nur erst einmal recht abgerichtet.

So find ich's unterm Mond hinieden, so in meinem Innern. Wo bin ich also? Ich weiß es wahrlich nicht. Ich gaukle zwischen gau-kelnden Täuschungen umher und frage mich täglich: Wozu das? Warum das? Wer wird den Schlüssel zum finstern Rätsel des Le-bens und der Welt finden? Er soll mein Messias sein. Ich werde schwerlich mein eigener werden.

Diese erste politische Glosse steht auf dem Umschlag der dritten Auflage der *Unzeitigen Wahrheit* (1990), die Eberhard Haufe da-mals gerade vorbereitete und die heute verramscht wird. Den Frei-burger Vortrag hat er wenig später vor der Weimarer Öffentlichkeit wiederholt, und als er dann dort am 28. November 89 auf dem Platz der Demokratie seine *Griüße nach Prag* sprach, war es, fast bis in die Sprache, die Auferstehung Jochmanns unter dem freien Him-mel Weimars. Man verzeihe das Anekdotische, aber es sollte nicht vergessen werden.

Jochmanns Anonymität, der Mangel an sichtbarer persönlicher Kontur, ist gewiß ein Grund dafür, daß er bei uns nie recht heimisch geworden ist. Es gibt kein einziges sicheres Porträt von ihm, nur ein vermutetes Jugendbildnis, das sich in den Akten der Nachkom-men der Familie von Sengbusch aus Riga gefunden hat und das ich

in meiner Reclamausgabe der Sprachkritik Jochmanns veröffentlicht habe. Aber Heinrich Zschokke hat ihn beschrieben. Als Jochmann ihn im September 1820 in Aarau aufsuchte, wurden sie dadurch näher zusammengeführt, daß Zschokke während ihres Zusammenseins auf rätselhafte Weise, ohne Worte, die Lebensgeschichte Jochmanns vor seinem inneren Auge sah, bis hin zu Einzelheiten, die dieser ihm nachher bestätigte:

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verriet er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Gefühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmählig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell.<sup>4</sup>

Heinrich Zschokke, der in Magdeburg zunächst als Schauspieler und Pastor gewirkt hatte, war, seit er 1796 in die Schweiz übersiedelte, dort zum Wortführer des heraufkommenden Liberalismus geworden, Ratsherr des Kanton Aargau, Zeitschriftenherausgeber und Journalist, und ein um diese Zeit schon fast populärer Erzähler und Dramatiker. Er hat Jochmann seit jenem ersten Besuch immer wieder ermutigt, begleitet, ihn nach Aarau zu ziehen versucht, wo er ihn sich auf Lebenszeit zu seinem Hausphilosophen wünschte, bei mäßigem Gehalt - („ein Philosoph muß nicht viel haben“) - und mit einem trefflichen Mädchen zur Frau. „Hat sich Ihre Muse wirklich noch nicht im Spiegel gesehen, und von ihm erfahren, wie schön

---

<sup>4</sup> Reliquien I (Anm. 1), S.35 f.

sie sei?" antwortet er ihm am 4. Juli 1821 auf seine *Blätter aus Nizza*. Er habe sie mit brennendem Herzen und nassen Augen gelesen.

Sie können, die Feder in der Hand, still und groß auf die Zeitgenossenschaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, sich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Hefen, droben unpartheisam in den ruhigen Höhen der Besonnenheit zu erhalten.

R S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Missionswesen schildern sollen? Ob mir schicken? - Ist's nicht Noth? Werden Sie damit nicht selbst in Deutschland Gutes stiften? Und da fragen Sie? - Und wenn Sie ein Rechenbuch schreiben, werd' ichs mit Lust lesen; schicken Sie mir's.<sup>5</sup>

Wenn Jochmann anonym bleiben wollte, so war am Ende auch Schüchternheit im Spiel, körperliche Schwäche, Reizbarkeit. „Er ist ein wenig hypochondrisch“, schrieb Zschokke am 1. Juli 1823 an einen Dritten.

Unter uns gesagt, er ist einer unserer geistreichsten Schriftsteller und eignet sich zu einem trefflichen Historiker; aber lassen Sie es ihn um Gotteswillen nicht merken, daß Sie das wissen; er liebt, wie Kaiser Joseph, das Incognito - Reisen! Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. [...] die Inquisition wieder grünend und blühend sei.<sup>6</sup>

Es waren starke Stücke, revolutionäre Gedanken, die Jochmann nicht nur den Nerven seiner Zeitgenossen, sondern auch seiner eigenen zarten Konstitution zumutete, und ihm fehlte vermutlich die Kraft, obendrein seine Person der Öffentlichkeit auszusetzen.

Man erfährt aus dem ersten Band der *Reliquien* Jochmanns, den Zschokke 1836 herausgab, einiges von seiner Kränklichkeit. „Gesundheit ist freilich das einzige, was ich nöthigenfalls zu stehlen mich entschließen könnte“, schreibt er am 8. Juli 1828 aus Lausan-

---

<sup>5</sup>Ebd., S.44f.

<sup>6</sup>Ebd., S.62f.

ne, wo ihm der Arzt ziemlich diktatorisch die Weisung nach Bad Pfäffers seeeben hat.

Ich seh' es als einen Beweis der guten Wirkung meiner homöopathischen Kur und meiner bisherigen Lebensweise an, daß beide mich - wenn auch etwas mehr herabgestimmt, doch nicht so sehr verstimmt haben, als zu jeder anderen Zeit unfehlbar geschehn sein würde.<sup>7</sup>

Der erfolgreichen homöopathischen Kur, die hinter ihm liegt, hat er sich im Mai und Juni in Hanau bei dem Professor und Geheimen Obermedizinalrat Johann Heinrich Kopp unterzogen, der gern von Ausländern zur Behandlung von Nervenleiden aufgesucht wurde. Kopp hat über seinen Patienten in seinen *Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis* eingehend berichtet:

Ich hatte diesen geistreichen und kenntnißvollen Gelehrten im Mai und Juni 1828 und auch später in ärztlicher Behandlung. In der heftigsten hypochondrischen Aufgeregtheit suchte er meinen Beistand und hielt sich deshalb einige Zeit in Hanau auf. Er - gegen 48 Jahre alt, von Natur schwächlich, höchst reizbar, hager, phthisisch gebaut - litt damals nur allein am Unterleibe. Mangel an Stuhlgang war seine Hauptklage. Unthätigkeit des Darmkanals und fehlerhafter Abdominal-Blutumlauf, mit allen traurigen, jede Lebensfreude niederdrückenden, Folgen auf das Gangliensystem, hatten den armen Kranken eine Reihe von Jahren schon gequält. Sein Gemüth war höchst ergriffen. Muthlosigkeit, Bedenklichkeit, Kummer um sein verlorenes Wohlseyn, steter Krittel trübten seine Tage. Der Schlaf floh ihn. Nur zu viele Aerzte hatte er gebraucht, und eine große Masse Arznei genommen. Da der Gedanke an Verstopfung - die einstens, 8 Tage dauernd, ihn bis zur Verzweiflung brachte - am marternsten für ihn war, so suchten die meisten von seinen Aerzten durch stete eröffnende Mittel, Salze, Sennesblätter, Aloe, Rhabarber, und selbst drastische Arzneien dieser Beschwerde abzuhelpfen. Seine Därme wurden dadurch so reizlos und erschlafft, daß endlich, auch in der größten Gabe, keins mehr den gewünschten Dienst leistete. Ich sorgte für Entfernung aller anderen gewöhnlichen Arzneien; setzte ihn auf eine einfache, nahrhafte, aber leichtverdauliche Diät, ohne alle erhitze Dinge; ließ ihn nüchtern

---

<sup>7</sup> Ebd., S.75.

gewöhnliches Quellwasser, anfänglich in kleinen Portionen, dann allmählich steigend in größeren Mengen, anhaltend fortrinken, und gab ihm homöopathische Dosen von Nux Vom., Bryon. alb., Stramon., Ignat. amar., Fl. Sulph., As. foet. etc. Gleichzeitig ordnete ich aber ein Mittel an, das ich wegen seiner Indifferenz in Beziehung auf jene Arzneien sehr gut dabei gebrauchen konnte. Es waren dies Klystiere von kaltem Wasser. Er nahm solche lange Zeit, und zwar täglich eins. Auch bediente er sich deren späterhin, nachdem er gar keine innerliche Arznei mehr nahm, mit dem besten Erfolge noch einige Zeit. Die wirklich große Heilkräftigkeit derselben bei geeigneten Kranken und das Nähere über ihre Anwendung habe ich im 1. Bande dieser Denkwürdigkeiten näher angegeben. Bei *Jochmann* paßten sie vollkommen und ich schreibe ihnen zum großen Theile das Gelingen der Kur zu, welche gegen sechs Wochen dauerte. Ich kann dieses um so mehr, da ich ähnliche Kranke fast ohne alle innerliche Arzneien, bloß mit solchen Kaltwasser-Einspritzungen heilte, und sie bei dem in Rede stehenden ganz augenscheinlich und unbezweifelt gute Dienste, gleich vom Beginnen ihrer Anwendung, leisteten. *Jochmann* glaubte indeß allein durch die Wirkung der homöopathischen Arzneien zur Genesung gelangt zu seyn. [...] Dankgefühl für eine Methode, die ihm nach seiner Meinung allein wohl that, und Menschenliebe, um ähnlichen Kranken nützlich zu werden, ließen ihn nun seine Briefe eines Homöopathischgeheilten herausgeben. Mir hat er - überhaupt geheimnißvoll und gern verschlossen - nie ein Wort über dieses Buch gesagt, und ich erfuhr erst nach seinem Tode, daß er der Verfasser gewesen sei.<sup>8</sup>

Für Kopp war die Homöopathie eine Kurmethode unter anderen, er führt die Krankengeschichte Jochmanns als Beispiel an für manche „Nichtärzte“, die „wähnen, sie seien rein homöopathisch kuriert, wenn gleich andere, nicht zu dieser Methode z.u rechnende Mittel eine vorzügliche Rolle in der Behandlung derselben spielten.“ - Jochmann dagegen ist seiner Sache sicher, er war zu der in seinem großen Brief vom Juni 1819 dargelegten Auffassung zurückgekehrt und schreibt jetzt, am 27. November 1828, an Sengbusch nach Riga:

---

<sup>8</sup> Johann Heinrich Kopp: Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. 2. Band. Frankfurt a.M. 1832, S.168 f.

[...] bleibt es gewiß, daß in meinem Befinden seit etwa sechs Monaten die glücklichste und vollständigste Veränderung vorgegangen ist [...] ich erfreue mich einer Gesundheit, wie sie mir wenigstens seit 10 Jahren nicht zu Theil gewesen, und ich verdanke sie einzig und allein der Homöopathie.<sup>9</sup>

Die in dieser Stimmung geschriebenen *Briefe eines Homöopathisch-geheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie*, die 1829 bei Christian Friedrich Winter herauskamen, sind Jochmanns letzte große Streitschrift, ein Wurf, der noch einmal erkennen läßt, wie er sich in ein neues Gebiet bis in seine Verästelungen einarbeitete. Hält man sich vor Augen, auf welchem Niveau in dieser Schrift die Klinge geführt wird, ihre Mischung aus kluger, witziger Apologetik und essayistischer Wissenschaftsgeschichte, ihre Fähigkeit, sich vom konkreten Fall zum Grundsätzlichen zu erheben, und vergleicht, wird man ein wenig neidisch. Du liebe Güte, hatten die Streiter! So historisch manche Kulissen sind, vor denen argumentiert wird, das Buch ist lebendig geblieben, Leidenschaft und Genauigkeit haben dafür gesorgt.

Er beginnt mit einem witzigen Vorgeplänkel, man möchte sagen, nach englischem Muster, um dann mit einem starken Crescendo das Thema aufzunehmen:

Wir sind Zeugen einer Entdeckung, die, leistete sie auch nur den zehnten Theil von dem, was nach so mancher bisherigen Erfahrung sich allerdings von ihr versprechen und erwarten läßt, unstreitig einer der wohlthätigsten und somit wichtigsten Fortschritte seyn dürfte, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst dem menschlichen Geiste geglückt sind; und wie wurde sie aufgenommen? [...] mit Theilnahme, mit Vorliebe, mit Bewunderung? - Nein, meine Herren, sondern wie die Entdeckung des Blutumlaufes von den Aerzten des siebenzehnten Jahrhunderts, wie die Blatternimpfung von denen des achzehnten, wie der Vorschlag zu einer öffentlichen

---

<sup>9</sup> Freundliche Mitteilung Eberhard Haufes.

Rechtspflege von den Rechtslehrern des heutigen Deutschlands, wie die Ketzereien der Gewissensfreiheit, die Lehren eines Wicleff, eines Huß oder Luther von den Männern der alten Kirche; wie jede Wahrheit, die weiter nichts als gemeinnützig ist, von den Sprechern *im Volke*, die leider nur zufällig auch Sprecher *des Volkes* sind, aufgenommen zu werden pflegt: mit Hohn und Verfolgung, und im besten Falle mit Gleichgültigkeit.<sup>10</sup>

Jochmanns Sprache kennt noch einen Periodenbau, der uns fast abhanden gekommen ist, und in den man sich erst einlesen muß. Läßt man sich ein, so teilt sich ein wacher, aktueller Geist mit, ein Gefühl mündlicher Rede - was ist Rhetorik anderes als simulierte Mündlichkeit! -, ein durch die Kunst und Sachlichkeit der Argumentation disziplinierter mitreißender Schwung. Während in den Briefen des Advokaten Jochmann an Sengbusch, vielfach bankgeschäftlichen Inhalts, das Deutsche noch als die Rückseite der lateinischen Tapete erscheint, ist die deutsche Prosa hier die Grundlage und hat die lateinischen Elemente eingeschmolzen.

Manchmal treibt diese Prosa auf die Sentenz, den Aphorismus zu. Er destilliert in ihnen geschichtliche Erfahrung:

Selten ist im Gebiete der Wissenschaft der Entdecker eines Kleingods auch derjenige, der sich mit der Fassung desselben abgiebt, und die allesumfassende Bedeutsamkeit, die irgendeinem Funde anfänglich zugeschrieben wurde, stand noch last immer im umgekehrten Verhältnisse zu seiner wirklichen Bedeutung."

Antithese und Witz, Skepsis, ein antisystematisches Ferment ist in jedem Essayisten wirksam, auch in Jochmann, z. B. wo er sich über Hegel mokiert und bemerkt, daß es „in Deutschland fast ebenso

---

<sup>10</sup> [Carl Gustav Jochmann:] Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie. Heidelberg 1829 [Nachdruck Heidelberg 1994], S.6 f.

<sup>1111</sup> Ebd., S.52.

schwer ist keine Systeme zu machen, als in Rom keine Satyren."<sup>12</sup> Seine abgründige Erkenntnisskepsis kleidet er in einen Scherz (darauf anspielend, daß der französische Autor und Akademiesekretär Fontenelle hundert Jahre alt geworden ist): ‚Seit Rosen gedenken, flüstern Fontenelle's Blumen, starb noch kein Gärtner‘, und sie zweifelten nicht an ihres Gärtners Unsterblichkeit."<sup>13</sup>

Gelungene Gleichnisse, Analogien, so könnte man aus seiner Schrift schließen, findet nur der, der über einen Reichtum konkreter Kenntnisse verfügt. Wo Jochmann sich müht, das homöopathische Prinzip der winzigen Dosis plausibel zu machen, findet er die schönsten Vergleiche:

[M]an kann ein gewöhnliches Glas durch einen einzigen und vergleichungsweise milden aber mit dem seinigen übereinstimmenden Ton eines Violoncells bis zu Umstürzen erschüttern, während das nämliche Glas unter dem Lärm einer ganzen Janitscharenmusik, der nur nichts mit jenem Einklänge gemein hat, tonlos und unbeweglich stehen bleibt.<sup>14</sup>

Jochmanns Geselligkeit, die seine Rigaer Freunde an ihm rühmten, verrät sich auch in dieser Schrift, nicht zuletzt durch seinen Witz. Er greift den offenbar in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein wenig strapazierten Scherz auf, man könne den Genfer See in ein homöopathisches Heilmittel verwandeln, indem man an dem einen Ende ein paar Tropfen Gift hineinträufele und am anderen Ende die Arznei entnehme,<sup>15</sup> indem er verdeutlicht, der Genfer See lasse sich „ohne Zweifel“ in ein solches Heilmittel verwandeln. „Es kommt nur auf die Kleinigkeit an, zuerst ein Gefäß zu

---

<sup>12</sup> Ebd., S.51.

<sup>13</sup> Ebd., S.48.

<sup>14</sup> Ebd., S. 138 f.

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 19.

finden, das den Genfer See faßt, und dann eine Faust auszumitteln, die ein solches Gefäß zu schütteln vermag."<sup>16</sup> Und er zitiert am Schluß die ein wenig verbiesterte Attacke eines Gegners der Homöopathie, eines „unbarmherzigen Rechenmeisters", der vorführt, die Wassermasse, die zur decillionfachen Verdünnung eines Tropfens Arznei nötig wäre, würde eine Kugel bilden, deren Durchmesser 36 Billionen Meilen oder 9 Fixstern weiten gleichkäme. „Entsetzlich! - Die nämlichen Verdünnungen bringt Hahnemann freilich in einer Viertelstunde mit einem Glase Wasser zu Stande."<sup>17</sup>

„Voila, Welch gewaltige Kühnheit, die sonderbare Rebellion eines Kranken gegen seine Ärzte". Jochmann hat sein Motto Molière entlehnt. Er stellt sich der selbstverständlichen Herausforderung der Neuzeit, der Frage nämlich, ob die Homöopathie sich vor dem Richterstuhl der Wissenschaft zu behaupten vermöge. Das geschieht im dritten, umfangreichsten Brief.<sup>18</sup> Er ist das Kernstück des Arguments und macht das Buch zu einer wertvollen Quelle für den Naturwissenschaftshistoriker. Wer sich ein wenig mit der Geschichte der Naturwissenschaften im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts beschäftigt hat, ist davon beeindruckt, was Jochmann gelesen hat und heranzieht, wie er die wissenschaftlichen Begriffe seiner Zeit auffaßt und weiter entwickelt. Gelegentlich überrascht seine Modernität, so z. B. wenn er im zweiten Brief verdeutlicht, was er unter jenen Krankheiten versteht, „die Hahnemann von Rechtswegen *Arzneikrankheiten* benannte"<sup>19</sup> und die der ungewöhnlichste Kritiker des modernen Gesundheitsapparates, Ivan Illich, in der *Neme-*

---

<sup>16</sup> Ebd., S.137.

<sup>17</sup> Ebd., S. 147.

<sup>18</sup> Vgl.ebd.,S.45-III.

<sup>19</sup> Ebd., S.38.

*sis der Medizin* (1976) als „iatrogene Krankheiten“ bezeichnete, oder wenn er im dritten Brief nicht grundsätzlich zwischen Wissenschaft und Dichtung unterscheidet, sondern meint, es sei „in wissenschaftlichen wie in andern Dichtungen, in Systemen wie in Romanen, das Wahrscheinliche desto seltener auch wahr“<sup>20</sup>

Die Hauptsache in diesem Brief ist etwas anderes: zunächst eine hinreißende Darstellung dessen, was man im 18. Jahrhundert „die Große Kette der Naturwesen“ genannt hat, und dann die Prägung eines neuen Begriffs. Die vielerörterte Frage dieses Jahrhunderts, ob man sich die einzelnen Glieder der natürlichen Kette, die bei den elementaren Stoffen begann, vom Flüssigen zum Festen und zum Kristall führte, und weiter, über den Anfang des Lebens, zu der Reihe der Pflanzen und Tiere, ihrer jeweils niederen und höheren Organisationen in immer weiterer Vervollkommnung bis zum Menschen und über ihn hinaus, die Frage also, ob diese Stufenfolge der Natur als Kontinuum vorzustellen sei, das die Naturwesen in lückenlosen Übergängen aneinanderreihe, oder ob in dem Stufenbau der Natur, insbesondere zwischen dem Anorganischen und dem Organischen, tiefe Einschnitte, sprunghafte Zäsuren anzunehmen seien, scheint Jochmann zunächst im Sinne der Kontinuität zu beantworten. „Zwischen dem toten Gesteine und dem Gehirne dessen, der es betrachtet, gibt es freilich auch in körperlicher Hinsicht einen unermeßlichen Abstand, aber in der unermeßlichen Weite dieses Abstands ist nirgends eine Kluft.“<sup>21</sup>

Jochmann übt in diesem Zusammenhang, fast schon Wand an Wand mit der Entwicklung der Physiologie durch den 1830 eingerich-

---

<sup>20</sup> Ebd., S.50.

<sup>21</sup> Ebd., S.61.

teten Lehrstuhl Johannes Müllers in Berlin, zu dessen Schülern Helmholtz und Dubois-Reymond gehörten, Kritik an der „Zwitterlehre“ des Vitalismus, dem Begriff der „Lebenskraft“ als einem „Räthsel im Räthsel“<sup>22</sup> wirft einen kritischen Seitenblick auf die deutschen Naturphilosophen um 1800, die sich in einem Traumbuch der Natur verloren, „sich mit angestammter Gründlichkeit noch um eine Stufe weiter und in den Märchenkreis des ersten wunderstüchtigen Forschens zurück verstiegen“<sup>23</sup>, und entwickelt dann aus den umschriebenen Verlegenheiten einen neuen, hochinteressanten Begriff, um das 'Leben' zu kennzeichnen: den der *Gegenwirkung*.<sup>24</sup> Die Geschichte der Philosophie des Bewußtseins führt ihn an erster Stelle zu diesem Konzept, Jochmanns Formulierungen sind von großer Genauigkeit, wir nehmen in diesen Passagen an dem sorgfältigen Bau eines neuen, m. W. niemals ganz fruchtbar gewordenen Begriffs teil. Er zeichnet jetzt in das Bild der kontinuierlich aufsteigenden Natur, im Gegenzug, die Unterschiede und Diskontinuitäten ein. Das Erwachen des Geistes in der Natur erscheint als einzigartiger Fall, insofern hier das Prinzip der Gegenwirkung zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Dieser Begriff erlaubt es nun, so groß ihm die Kluft zwischen der lebendigsten Äußerung dieser Kraft im menschlichen Geist und ihrer verhüllten Existenz im Tier und weiter hinab in dem Schlummerleben der Pflanzen zu sein scheint, die Zäsur zwischen dem Unbelebten, Anorganischen und dem Beginn des Lebens zu finden:

Die nämliche Selbstthätigkeit, die als Freiheit den Gegensatz zu jedem niedrigeren Leben zu bilden schien, bildet als gegenwirkende

---

<sup>22</sup> Ebd., S.67 f.

<sup>23</sup> Ebd., S.68.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., S.70.

Kraft, als lebendiger Widerstand, einen allgemeinen Gegensatz zu dem leidenden Gehorsam der unbelebten Natur. Der leblose Körper nimmt die Einwirkung der Außenwelt auf, und wird durch die Eigenschaften derselben gerade so weit und so lange verändert, als diese Eigenschaften und seine Empfänglichkeit für dieselben es mit sich bringen und als die Einwirkung dauert, und länger nicht. [...] Nicht so der lebende. Was bei jenem als Einwirkung von Außen die *ganze* Wirkung ausmacht, ist bei diesem nur eine *Erstwirkung*, der, sobald sie aufhört, eine Gegenwirkung von seiner Seite folgt.<sup>25</sup>

Nachdem Jochmann also zunächst einen Abriß der kontinuierlichen Stufenfolge der Natur gegeben hatte,<sup>26</sup> sehen wir ihn jetzt den Unterschied, die Diskontinuität der Naturstufen akzentuieren und auf den Begriff bringen. Mit diesem doppelseitigen Verfahren steht er Goethe nahe, von dem er kaum mehr als seine Vorurteile gekannt zu haben scheint; S. 90 f. erinnert unmittelbar an die großartigen Entwürfe zur vergleichenden Osteologie, die Goethe im Winter 1795/96 den Brüdern Humboldt vorgetragen hat.<sup>27</sup> War für Goethes Studien zur „Anatomie“ der Naturwesen die Selbständigkeit ihrer Teile auf niederer bzw. der Grad der Subordination dieser Teile auf höherer Ebene der entscheidende Begriff, der ihm die Naturstufen zu unterscheiden erlaubte, so ist es für Jochmann die

Stufenleiter dieser den Einwirkungen der Außendinge entgegenwirkenden Lebenskraft [...], auf der die verschiedenen organisierten Wesen je nach der größeren oder geringeren Unveränderlichkeit ihrer

---

<sup>25</sup> Ebd., S.72 f.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S.55-76.

<sup>27</sup> Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: Erster Entwurf einer Allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe, Bd. 13. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Dorothea Kuhn und Rike Wankmüller. München<sup>9</sup> 1982, S. 170-184; vgl. auch ders.: Vorträge, über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. In: Goethe. Die Schriften zur Naturwissenschaft. Leopoldina-Ausgabe, I. Abt., Bd. 9, Weimar 1954, S. 193-209.

Formen oder ihrer jedesmaligen Fähigkeit sich unter einem vielfachen Wechsel äußerer Umstände zu erhalten, ihren Platz einnehmen. Je untergeordneter die Lebensäußerungen solcher Wesen, desto wandelbarer, desto unselbständiger könnte man sagen, ihre körperliche Bildung, desto schwankender und ungewisser die Grenzen ihrer verschiedenen Gattungen.<sup>28</sup>

Jochmann entwickelt hier einen Begriff weiter, den er der französischen Tradition, namentlich Dumeril, verdankt.<sup>29</sup>

Immer nur äußeren Antrieben gehorchend und immer nur eben so weit als diese mit sich bringen, erwachen die leblosen Stoffe, um in die Erscheinungen einzutreten, zu einer ihnen abgenöthigten Wirksamkeit, und gleichgültig in Beziehung auf das Schicksal oder die Dauer des Körpers in dem sie sich äußern muß, strebt jede Kraft nach Ausgleichung und jede Bewegung zurück nach Ruhe. Aber das Leben, eine sich selber nährende Flamme, ist es einmal geweckt, verwandelt ohne Rasten die Stoffe, deren gegenseitiges Streben nach Ruhe das Ganze Spiel ihrer Wechselwirkungen hervorbrachte, in Werkzeuge seiner Thätigkeit, überwindet in einem siegreichen Kampf den trägen Widerstand seiner eigenen Hülle und den zerstörenden Andrang der Außendinge, und bezweckt überall, indem es den feindlichen Einwirkungen beider nicht nur widersteht, sondern entgegenwirkt, die Erhaltung und Wiederherstellung der Formen, die es veredelt und belebt. So scheiden sich die Gebiete der Nothwendigkeit und ihres Gegentheiles [...].<sup>30</sup>

Es ist der Versuch, dem epochalen Begriff der 'Lebenskraft', den Jochmann anzweifelt und von dem er weiß, daß er als Ursachenbegriff eine 'qualitas occulta', ein Rätsel bleiben muß, einen rationalen, durchsichtigen Inhalt und klaren Umriß zu geben. Mit dem Konzept der „Gegenwirkung“ findet er einen Schlüssel zu der erwähnten Grundfrage des 18. Jahrhunderts, ob die Kette der Naturwesen als übergängliches Kontinuum oder als diskontinuierlicher Stufenbau aufzufassen sei, und er erlaubt ihm zugleich, der Wirkungsweise der Homöopathie einen wissenschaftlich begründeten, systemati-

<sup>28</sup> Jochmann: Briefe eines Homöopathischgeheilten, S.90 f.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., S.96.

<sup>30</sup> Ebd., S.79f.

sehen Ort anzuweisen. Sie stimuliert die Gegenwirkung, sie fußt damit auf einem fundamentalen Gesetz des Lebendigen. Ihre Heilmittel wollen, indem sie die auf den Körper einwirkende Krankheit durch eine winzige Dosis des ähnlichen „Gifts“ scheinbar unterstützen, durch diesen leisen Reiz die Kraft der Gegenwirkung anstacheln. Jochmann versucht, den Vorgang bis in tastend erwähnte molekulare Zusammenhänge vorstellbar zu machen. Damit scheint der Ort der Homöopathie bestimmt.

Dieser historische Schriftsteller war wie der fast um eine Generation jüngere Poet Georg Büchner Erbe der Französischen Revolution, beide haben, der eine in seinem *Robespierre* (1822), der andere in *Dantons Tod* (1836), großartige, hellsichtige Porträts ihrer Akteure entworfen. Sie haben überdies gemein, daß sie sich in die Naturwissenschaften ihrer Zeit vertieft und dabei eine Richtung eingeschlagen haben, die nach dem ersten Jahrhundertdrittel abbrach. Ihr früher Tod bleibt ein großes Unglück. Büchners naturwissenschaftliche Ansätze zeigen ihn auf dem Weg der morphologischen Schule, es gehört zu den betrüblichsten Folgen seines Todes, daß wir auf Grund des Vorliegenden nicht einmal ahnen können, wie dieser Geist sich zu dem Mechanismus und Physikalismus der Naturwissenschaften des Vormärz, zu dem Buch *Kraft und Stoff* seines Bruders Karl gestellt hätte. Und ganz analog bedauert man, daß in den Antithesen des 19. Jahrhunderts, das seit 1830 mit dem Bad der oft krausen Naturphilosophie seine hoffnungsvollsten Kinder ausgeschüttet hat, Jochmanns Stimme verloren geht. Auf welche Weise hätte dieser Autor, der in so subtilen Gedankenexperimenten und Begriffen die Stufen des Lebendigen von der Schicht der unbelebten mechanischen Natur abzusetzen verstand, mit dem nach ihm sich durchsetzenden kruden Materialismus die Klinge gekreuzt?

Schon 1829 erschien im Leipziger *Archiv für die homöopathische Heilkunst* eine Besprechung des Buches von der Hand des Herausgebers des Archivs, Dr. Ernst Stapf.<sup>31</sup> Stapf nennt die *Briefe eines Homöopathischgeheilten* „eine der merkwürdigsten und erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der homöopathischen Literatur!“ Der Verfasser bringe alle sachlichen Voraussetzungen mit,

vor allem tiefe und umfassende Kenntniß der Naturwissenschaften überhaupt und namentlich der Homöopathie sowohl, als auch der Allöopathie, Ruhe und Klarheit im Auffassen, Scharfsinn im Vergleichen, Unbefangenheit im Urtheilen und unbestechliche Wahrheitsliebe.

Er rühmt nicht weniger den feinen Stilisten und fährt dann fort:

In vier Briefen spricht der ungenannte Verf. seine Ansichten über verschiedene, besonders wichtige Gegenstände der Homöopathie aus. Im ersten bezeichnet er auf das geistreichste und witzigste seinen eignen Standpunkt zur Medicin und entwirft mit scharfen, treffenden Zügen ein Bild der Widersacher der Homöopathie und ihrer Art und Weise, ihr entgegen zu treten. Der zweite Brief enthält eine kurze, doch lichtvolle Darstellung der Homöopathie in ihren Hauptgrundsätzen und im dritten und vierten beweist der Verf., ausführlich und gestützt auf eine Menge wohlgewählter Thatsachen, daß das Grundgesetz der Homöopathie und ihre übrigen Bestimmungen, z. B. über die Gabenkleinheit, über die Kraftentwicklung der Körper durch Reiben, Schütteln und sogenanntes Verdünnen etc. im innigsten und nothwendigsten Zusammenhange mit den übrigen bekannten Naturgesetzen stehen und daher nicht so isolirt und fremdartig seyen, als sie es auf den ersten Blick scheinen mögen und von den Gegnern dargestellt werden. Eine Wahrheit, bisher wohl von vielen Freunden der Homöopathie tief empfunden, doch nie so tief und fest begründet, so geistreich und vollständig dargethan, als hier. Und gerade hierdurch hat sich der Verf. ein nicht geringes Verdienst erworben, da der Homöopathie nichts glücklicheres wiederfahren konnte, als eine klare Beweißführung

---

<sup>31</sup> Vgl. [Ernst] St[apf]: Briefe eines Homöopathischgeheilten [...]. In: *Archiv für die homöopathische Heilkunst*. 8.Band, 3.Heft. Leipzig 1829, S.184-186.

ihrer innern Naturgesetzlichkeit, wodurch sie die wahre Legitimation im großen Reiche der Naturwissenschaft erhält, die ihr in Zukunft, bei unbefangener und verständiger Würdigung ihrer Lehrsätze, noch sehr viel zu verdanken haben wird.

Der Referent bekennt am Ende, er habe diese Briefe

mit innigster Freude gelesen und wieder gelesen, Eins nur beklagt; - daß der Verf. derselben sich in den Schleier der Anonymität gehüllt und es ihm und gewiß recht vielen Lesern so unmöglich gemacht hat, ihm dankbar und freudig die Hand zu reichen.

1831 erschien in der Heimat Jochmanns, ein Jahr nach seinem Tod, eine Besprechung durch den livländischen Schriftsteller Garlieb Merkel. Merkel nimmt diese Anzeige zum Anlaß, nach einer vorausgegangenen Invektive die Gegenpartei der Homöopathie zu Wort kommen zu lassen und an Jochmann zu erinnern, dessen übrige Schriften er offenbar nur indirekt kennt. In Riga vermisste mancher hochgebildete Kreis noch mit Bedauern den geistvoll-humoristischen Gesellschafter.

Er war - weder Mediciner, noch Theolog, noch Jurist, sondern einer jener glücklichen Sterblichen, denen die Natur ihre höchste Gabe, genialischen *Verstand*, verlieh, der schnell in jedem Fach einheimisch wird, und den Notizenkram desselben, fälschlich oft Gelehrsamkeit genannt, - die wahre Gelehrsamkeit ist ein Reichthum an *hellen Begriffen*, - herbeischafft, wenn er ihn brauchen will.<sup>32</sup>

Die Aufnahme des Buches war sicher nicht nur freundlich. In einer kaum bekannten Schrift des Großherzoglich Badischen Regimentsarztes Dr. L. Griesselich, den 1832 in Karlsruhe veröffentlichten *Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen*, auf die mich der Freiburger Medizinhistoriker Eduard Seidler aufmerksam macht,

---

<sup>32</sup> [Garlieb] Merkel: Briefe eines Homöopathischgeheilten [...]. In: Literarischer Begleiter des Provinzblattes, Nr.3, 11. Februar 1831, S.9-10., hier: S.9 f.

erfahren wir einiges über das geistige Klima, in das Jochmanns Schrift fiel.

Wenn man Griesselich folgt, gab es gegenüber der Homöopathie die vielfältigsten Unterdrückungsversuche.

Die Professoren erblicken in Hahnemanns Lehre Verderbliches, die Censur steht gewappnet da, die Apotheker legen zu ihren Pfundgewichten noch ihren Witz auf die Waagschale, um zu beweisen, daß Nichts nichts sei, und die Médicinal-Collégien schleudern den Bannstrahl gegen die Abtrünnigen. Indem sie den Apothekerzwang zu Hilfe rufen, gelingt es ihnen auch, ihren Zweck zu erreichen.<sup>33</sup>

Er führt zahlreiche Beispiele von Zensur an.

Faßt man die Censurerscheinungen zusammen, so sollte man fast glauben, es sei in der Homöopathie etwas Staatsgefährliches enthalten; denn so viel bekannt, hat man die Censur nur deßwegen eingeführt, um in den Staaten Ruhe zu erhalten und den Schreiern rechts und links entgegen zu arbeiten, - also für politische Angelegenheiten, nicht aber, um die Aerzte vom Heilen und die Kranken vom Gesundwerden abzuhalten, überhaupt nicht, um dem menschlichen Geiste Fesseln anzulegen.

In einem Zwiegespräch mit einem ihn begleitenden Skeptikus, der hinter den Fesseln gewisse Interessen wittert, verteidigt der Reisende die Zensur - man beobachte auch hier: sie schärft den Stil! -, mehr noch, der Reisende „salutiert die Censur.“ „Der Augenschein hat ihn gelehrt, daß da, wo die Censur am stärksten gehandhabt wird, die Lehre Hahnemanns am meisten verbreitet ist.“<sup>34</sup>

In einem Kapitel „Woher es kommt, daß die Professoren keine Reform der Medicin wollen“ greift er das gesamte Ausbildungssystem an. „Glatt wie ein geschältes Ei geht der Studiosus aus der Hand seiner Lehrer hervor; wie ließe sich von ihnen die Unhöflichkeit

---

<sup>33</sup> L. Griesselich: Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen. Karlsruhe 1832, S.132.

<sup>34</sup> Ebd., S. 130 f.

erwarten, ihm zu sagen, er sei *nicht* glatt."<sup>35</sup> ('glatt' hat in unserer Gegend zugleich die Bedeutung von 'hervorragend, sehr gut'). Von der ABC-Schule bis zur Universität werde zu blindem Glauben erzogen.

Das meiste Erlernte ist nur Angelerntes. Der Studiosus ist darin ganz dem Realschüler gleich. Jenem setzt der Professor die Brille auf und er *darf* nur das dadurch sehen, was er *soll*. Er weiß daher immer schon vorher, was er sehen wird, wodurch das Urtheil ohne Zweifel eine ungemeine Schärfe, in höherem Maße sogar eine Divinationsgabe, erlangt.<sup>36</sup>

Unsere Erziehungsanstalten sind Fabriken von Thongefäßen; der Meister Töpfer dreht das Stück auf seinem Rade so lange, bis es die beliebige Form hat, zuletzt bemalt er's schön und setzt noch gar einen Bibelspruch darauf; als wenn dieser vor dem Zerbrechen schütze!<sup>37</sup>

Die Professoren seien auf die reformatorische Lehre erbittert und böten alles auf, ihre Alleinherrschaft, ihren Despotismus zu erhalten.<sup>38</sup>

Griesselich spricht auch von der Homöopathie in Baden. Sie sei hier lange eine 'terra plane incognita' gewesen und habe einen schweren Stand gehabt, nachdem das Medicinal-Collegium „das Feld wissenschaftlichen Streites und vorurtheilsfreier Prüfung verlassen und das Anathem über die Verfechter ausgesprochen" habe. Der Erfolg dieses Banns: die Verfechter seien auf dem Wege, zu einem Verein zusammenzutreten, dessen Statuten man der hohen Staatsregierung zur Genehmigung vorlegen werde.

Die homöopathischen Aerzte in und um Karlsruhe haben schon einen Leseverein gebildet und werden, wenn es die gesetzliche Form erfordert, die Genehmigung der Behörde dazu ebenfalls nachsu-

---

<sup>35</sup> Ebd., S. 114.

<sup>36</sup> Ebd., S. 112.

<sup>37</sup> Ebd., S. 169.

<sup>38</sup> Ebd., S. 124.

chen. Auf alle Fälle werden wir der Sache, die wir als gut erkannt haben, Öffentlichkeit zu verschaffen suchen [...].

Seit der Großherzog Badens, ein Gönner der neuen Lehre, Herrn Dr. L. Stegemann die Erlaubnis gegeben habe, die neue Medizin im Raum des Großherzogtums auszuüben, was das Medicinal-Collegium als Kriegserklärung auffaßte, beschäftigten sich in Baden nahezu 40 Ärzte mit Homöopathie.<sup>39</sup>

Schließlich: der Verfasser der *Skizzen* ist auf seinen Reisen auch Johannes Ernst Stapf begegnet.

Wenn ein Homöopath nach Naumburg kommt, so weiß er auch die Thüre, an welcher er zu klopfen hat. Der Reisende klopfte auch, und man hat ihm freundlich aufgemacht. Stapf ist einer der ältesten Homöopathen; er bildet eine der Hauptwurzeln des großen Stammes, dessen Aeste und Zweige er heranwachsen sah und denen er selbst Nahrung zubrachte.<sup>40</sup>

Der Name Jochmanns fällt allerdings weder hier noch an einer anderen Stelle der Reiseskizzen Griesselichs.

Stapf war der in seiner Besprechung geäußerte Wunsch, dem Verfasser der *Briefe eines Homöopathischgeheilten* in Fleisch und Blut die Hand zu reichen, inzwischen auf unerwartete Weise in Erfüllung gegangen. Jochmann ist in Naumburg als Patient Stapfs gestorben. Im März 1830 war er an einem Lungenleiden erkrankt, das rapide Fortschritte machte. Vom 17. Mai datiert sein letzter Brief aus Karlsruhe an Sengbusch; er kündigt seine Reise zu Hahnemann nach Köthen an, von dem allein, falls es das für ihn noch gebe, er sich Heilung erhofft. Bei Wilhelm Christian Griesbach in Karlsruhe hinterlegt er sein Testament. Am 3. Juni kommt er in Naumburg an, „kraftlos, greisenhaft gebückt, fiebernd, mit heftigen Lungenblu-

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 152 f.

<sup>40</sup> Ebd., S. 27.

tungen", wie Zschokke in den *Reliquien*<sup>41</sup> mitteilt. In seinem Arzt Stapf gewinnt er einen neuen und herzlichen Freund. „Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenfrühe. Bei der Leichenöffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibs."

Er hatte testamentarisch verfügt, daß sein Herz in Riga beigesetzt werde. Das ist geschehen. Es stand zunächst, in Porzellan gefaßt, im Garten seines Freundes Sengbusch in Riga-Sassendorf und ist heute im Rigaer Domklosterhof zu besichtigen, das COR JOCH-MANII, gefaßt in eine Metallurne. Das Grab in Naumburg ist nicht erhalten.

Sein Nachlaß enthielt Nachträge zu den *Homöopathischen Briefen*, die Heinrich Zschokke dem homöopathischen Freund und Arzt in Naumburg auf dessen Wunsch überließ.<sup>42</sup> Diese Paralipomena sind wohl verloren, aber der begleitende Brief Zschokkes an Stapf wurde von Jürgen Schiewe im Staatsarchiv Aarau gefunden. Er lautete:

Aarau, 10. May 31

Hochzuverehrender Herr,

Mit Vergnügen erfüll' ich Ihren Wunsch. Bewahren und benützen Sie meines seel. Freundes Jochmann Mscte über die Homoiopathie, welche er gegen Angriffe ihrer Feinde so gern retten wollte, die aber ihn selbst gegen seinen Feind nicht rettete. Gern begnüg' ich mich mit einer blossen Abschrift.

Nur einen Wunsch noch füg' ich bei, daß es Ihnen nämlich gefällig seyn mögte, wenn Sie von jenem Mscte etwas drucken lassen wollen, es in Verlag des Hrn Buchhändler Winter in Heidelberg zu geben, der unsers verklärten Freundes Freund war.

Mit Hochachtung hab ich die Ehre zu verharren  
Ihr ergebenster Diener  
Heinr. Zschokke

<sup>41</sup> Reliquien I (Anm. 1), S.77.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S.IV.

## Bibliographie

### *1. Schriften Jochmanns*

- Brief an E. H. von Sengbusch in Riga über Kotzebues Ermordung (1819). In: Heinrich Zschokke: *Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann*, von Pernau. – Wieder in: Werner Kraft (Hrsg. 1967): *Carl Gustav Jochmann, Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften*, S.33-41 [gekürzt].
- [anonym] *Blätter aus Nizza*. (Im Spätjahr 1820 und Frühjahr 1821). In: *Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit*. Gesammelt von Heinrich Zschokke. Jahrgang 1821. Aarau bei Heinrich Remigius Sauerländer, S.329-369.
- [anonym] *Robespierre*. In: *Ueberlieferungen [...]*. Jahrgang 1822, S.22-46 (mit einer Vorbemerkung von H. Zschokke). – Von Zschokke wieder abgedruckt in *Reliquien I*, S.252-295. – Wieder in Werner Kraft (Hrsg.): *Carl Gustav Jochmann, Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften*, S.83-121.
- [anonym] *Die Jesuiten und ihr Missionenwesen im heutigen Frankreich*. In: *Ueberlieferungen [...]*. Jahrgang 1822, S.3-52 (mit einer Vorbemerkung des Herausgebers). – Vorabdruck aus der folgenden Schrift Jochmanns, S. 152-252.
- [anonym] *Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich*. Beiträge zur neuern Kirchengeschichte (Motto: Ausspruch Condorcets). Aarau 1823. Heinrich Remigius Sauerländer.
- [anonym] *Betrachtungen über den Protestantismus* (Motto: Paulus an die Galater 5,1). Heidelberg, bey Christian Friedrich Winter 1826.
- [anonym] *Ueber die Sprache*. (Motto: Rede, daß ich dich sehe!) Heidelberg, bei C. F. Winter 1828. – Faksimiledruck nach der Originalausgabe von 1828, mit Schlabrendorfs „Bemerkungen über Sprache“ und der Jochmann-Biographie von Julius Eckardt. Hrsg. von Christian Johannes Wagenknecht. Göttingen 1968 (=Deutsche Neudrucke, Reihe Texte des 19. Jahrhunderts).
- [anonym] *Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie* (Motto: Molière-Zitat). Heidelberg bei C. F. Winter 1829. – Uwe Pörksen (Hrsg.): *Carl Gustav Jochmann, Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünfti-*

- gen Widersacher der Homöopathie. Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1829 bei C. F. Winter. Mit einem Nachwort herausgegeben von Uwe Pörksen. Heidelberg 1994 (=Jahresgabe 1994/95 Universitätsverlag C. Winter). - Der Zweite Brief auch in: Deutsche Essays. Prosa aus zwei Jahrhunderten. Ausgew., eingel. u. erl. von Ludwig Rohner (Neuwied 1968). Bd. I, S.528-553 (Mit Würdigung Jochmanns, S.553-555).
- Ueber die Oeffentlichkeit. In: Das Inland. Ein Tagblatt [...], München. Nr. 82-84, 86, 89, 91, 94-96; 23., 25., 27., 30. März, 1., 4.-6. April 1830; S.325 f, 329, 335 f, 342-344, 353-356, 361-363, 379 f, 384 f. (Verfasser: X..., Vorabdruck). - Wieder in: Allgemeine politische Annalen. Neueste Folge. Hrsg. von Carl v. Rotteck. Erster Band. Zweites Heft. München, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830, S. 105-143. - Wieder in: Prometheus, Dritter Theil 1833, S. 149-178. -Wieder in: Reliquien II, S.3-39. - Neuausgabe in: Eberhard Haufe (Hrsg.), Carl Gustav Jochmann, Die unzeitige Wahrheit, S. 191-229.
- Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris über Ereignisse und Personen seiner Zeit. Aus K. G. Jochmanns Papieren. In: Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften. Hrsg. von Heinrich Zschokke und seinen Freunden. Erster Theil. Aarau. Im Verlag von Herinrich Remigius Sauerländer 1832, S. 148-204. - Wieder abgedruckt in Reliquien I, S. 124-200.
- K. E. Oelsner in Paris über Personen und Ereignisse seiner Zeit. Aus K. G. Jochmanns Papieren. In: Prometheus 1832, S.205-244. - Wieder abgedruckt in Reliquien I, S.201-251.
- [anonym] Die Glücksspiele. In: Prometheus 1832, S.262-272. - Wieder abgedruckt in Reliquien II, S.40-54.
- Hundert Seifenblasen. Von K. G. Jochmann. In: Prometheus 1832, S.273-294. (Mit Ausnahme von Nr. 22 und 35 identisch mit Kap. V von 'Ueber die Sprache'.) - In teilweise älterer Fassung enthalten in 'Erfahrungsfrüchte' in Reliquien III, S.154 ff.
- Kleinigkeiten aus den Reiseblättern von K. G. Jochmann. In: Prometheus, Dritter Theil 1833, S.179-211. - Wieder abgedruckt als 'Kleinigkeiten aus meinen Reiseblättern. 1. In England. 2. In Frankreich' in Reliquien III, S.81-123.
- Noch einige [55] Seifenblasen von K. G. Jochmann. In: Prometheus, Dritter Theil 1833, S.226-238. - Mit Ausnahme von Nr. 11, 14,

- 15, 30-32, 44 in teilweise älterer Fassung enthalten in 'Erfahrungsfrüchte' in Reliquien I, S.154 ff.
- [anonym] Englands Freiheit. In: Prometheus, Dritter Theil 1832, S.239-299. - Wieder abgedruckt in Reliquien II, S. 134-209.
- Carl Gustav Jochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke. Bd. 1-3. Hechingen, Verlag der F. X. Ribler'sehen Hoftuchhandlung. 1836, 1837, 1838 (Bd. I auch, ohne Zschokkes Vorwort und ohne Jahresangabe, mit der Verlagsangabe: Hechingen, Verlag von Georg Egersdorff). - Darin die folgenden Erstdrucke:
- Die Bürgschaften der englischen Verfassung. In: Bd. I, S.296-338.
- Politische Glossen. In: Bd. II, S.55-133.
- Religion, Dogma und Priestertum. In: Bd. II, S.210-250.
- Die französischen Staatsverwandlungen. In: Bd. II, S.251-301.
- Centralisiren und Föderalisiren. In: Bd. II, S.302-321.
- Zur Naturgeschichte des Adels. In: Bd. 3, S.3-153.
- Erfahrungsfrüchte 1-216. In: Bd. 3, S.154-239.
- Heinrich Zschokke: Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann, von Pernau. In: Prometheus, Erster Theil 1832, S.91-147. - Wieder abgedruckt mit leichten Veränderungen in Reliquien I, S.1-80. - Darin Jochmanns großer Deutschlandbericht vom 11. Juni 1819 an Sengbusch, zwei Briefe Jochmanns an Zschokke vom 5. April 1821 und 8. Juli 1828 sowie 17 Briefe Zschokkes an Jochmann von 1821-1825.
- Julius Eckardt: Carl Gustav Jochmann. In: Baltische Monatsschrift. Bd. 7. Riga 1863, S.295-344. - Wiederabgedruckt in: Ders.: Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. Leipzig 1868, S.270-315,<sup>2</sup>1869 (Nachdruck Hannover 1971). S.313-358, außerdem in Ch. J. Wagenknecht (Hrsg.): Carl Gustav Jochmann, Ueber die Sprache, S.385-430. - Darin 14 Auszüge aus Jochmanns 71 Briefen an Sengbusch und sein Testament.
- Über Gewissensfreiheit, Gewissenszwang und Staatskriechenthum (Kommentierte Auszüge aus: Betrachtungen über den Protestantismus. Mit Einleitung von W. von Bock). In: Livländische Beiträge. Hrsg. von W. von Bock. N. F. Bd. I, H. 1, Leipzig 1869, S.37-73.

Die Rückschritte der Poesie. Von Carl Gustav Jochmann. (Gekürzt. Mit Einleitung von Walter Benjamin sowie Vorwort und Auszügen aus Zschokkes biographischen Mitteilungen in Reliquien I.) - In: Studies in Philosophy and Social Science (formerly: Zeitschrift für Sozialforschung). Vol VIII/1939. New York City 1939-1940. nr. 1-2, p.92-114. - Wieder abgedruckt in: Das Argument. Berliner Hefte für Probleme der Gesellschaft. Jg. 5, H. 26 vom Juli 1963, S.2-17. (Benjamins Einleitung auch in: Walter Benjamin: Angelus Novus. Ausgew. Schriften 2. Frankfurt a.M. 1966, S.352-366; ders.: Über Literatur. Frankfurt a.M. 1969, S.7-20; ders.: Lesezeichen. Schriften zur deutschsprachigen Literatur. Leipzig 1970, S.62-76; ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 11,2. Frankfurt a.M. 1977, S.572-585 [entstehungsgeschichtlicher Kommentar im Bd. 11,3, S. 1392-1409]). - Wieder in: Werner Kraft (Hrsg.): Carl Gustav Jochmann, Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften, S. 122-178. - Wieder in: Die Rückschritte der Poesie. Mit Einleitung und ergänzenden Quellentexten von C. G. Jochmann, G. Vico und W. Jonas, Bibliographie und Register.. Hrsg. von Ulrich Kronauer. Hamburg 1982 (= Philosophische Bibliothek; 343).

Werner Kraft (Hrsg.): Carl Gustav Jochmann, Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften. Frankfurt a.M. 1967.

Zur Naturgeschichte des Adels. Faksimile der Erstveröffentlichung von 1838. Mit einem Nachwort hrsg. von Ulrich Kronauer. Heidelberg 1982.

Uwe Pörksen (Hrsg.): Carl Gustav Jochmann, Politische Sprachkritik. Aphorismen und Glossen. Ausgewählt und kommentiert von Uwe Pörksen und Siegfried Hennrich, Hubert Klausmann, Eva Lange, Jürgen Schiewe. Stuttgart 1983.

Eberhard Haufe (Hrsg.): Carl Gustav Jochmann, Die unzeitige Wahrheit. Aphorismen, Glossen und der Essay 'Über die Öffentlichkeit'. Leipzig und Weimar 1990.

## 2. Weitere Quellen

Griesselich, L.: Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen. Karlsruhe 1832.

Kopp, Johann Heinrich: Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis [Jochmanns Krankengeschichte], Zweiter Band, Frankfurt a.M. 1832, S.267-273.

Merkel [,Garlieb]: Briefe eines Homöopathischgeheilten [...] In: Literarischer Begleiter des Provinzblattes (Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Esthland), Riga, No. 3, U<sup>lc</sup> Februar 1831, S.9-10.

St[apf, Ernst]: Briefe eines Homöopathischgeheilten [...] In: Archiv für die homöopathische Heilkunst. In Verbindung mit mehreren Gelehrten hrsg. von D. Ernst Stapf. Achter Band. Drittes Heft, Leipzig 1829, S. 184-186.

### 3. Sekundärliteratur:

d'Angelo, Paolo: Carl Gustav Jochmann. I regressi délia poesia e la 'morte dell'arte'. In: Aesthetica / pe-print. H. 7. Palermo 1985, S.3-62.

Ders.: Carl Gustav Jochmanns 'Rückschritte der Poesie' und Hegels These vom Ende der Kunst. In: Hegel-Studien 21 (1986), S.167-175.

Döring, Heinrich: Jochmann. In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste [...]. Hrsg. von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Zweite Section. Zwanzigster Theil. Leipzig 1842, S. 115-117. (Mit Literaturangaben und Zitaten aus den Reliquien.)

Fausser, Martin: 'Rede, daß ich dich sehe.' Carl Gustav Jochmann und die Rhetorik im Vormärz. Hildesheim, Zürich, New York 1986 (= Germanistische Texte und Studien; 36).

Heise, Wolfgang: Zur Krise des Klassizismus in Deutschland. In: Elisabeth Charlotte Welskopf (Hrsg.): Hellenische Polis. Krise - Wandlung - Wirkung. Bd. III, Berlin (DDR) 1974, S. 1685-1725 (zu Jochmann, S. 1717-1723).

Jacob, Herbert: Jochmann, Karl Gustav [Bibliographie mit Lebensskizze]. In: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. 2., ganz neu bearb. Aufl. Bd. 15. Berlin 1966, Nr. 62, S. 147 f.

Koch, Werner B.: Deutschland und ein Republikaner. Carl Gustav Jochmann: die Rückschritte der Poesie. - In: Ders.: Antizipation des Fortschritts oder utopische Regression. Zur Kritik der bürgerlichen Kulturtheorie. Diss. (masch.) Frankfurt a.M. 1978, S.34-94.

Kraft, Werner: Carl Gustav Jochmann. In: Neue Rundschau 77 (1966), S.249-267. - Verändert und gekürzt als Einleitung zu

- Werner Kraft (Hrsg.): Carl Gustav Jochmann, Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften.
- Ders.: Carl Gustav Jochmann und sein Kreis. Zur deutschen Geistesgeschichte zwischen Aufklärung und Vormärz. München 1972.
- Ders.: Jochmann, Carl Gustav. In: Neue Deutsche Biographie. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. X, Berlin 1974, S.448 f.
- Ders.: Jochmanns 'Stylübungen'. In: Merkur 37 (1983), S. 679-686.
- Palleske, Richard: Ein verschollener Vorkämpfer für ein 'gemeinverständliche' Sprache. In: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 28 (1913), Nr.1, Sp. 1-10.
- Ders.: Die Bedeutung des lebendigen Gebrauchs der Sprache für ihre Ausbildung (nach Jochmann). In: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 28 (1913), Nr.3, Sp. 70-75.
- Pörksen, Uwe: Plädoyer für politische Kultur. Über Carl Gustav Jochmann. In: Merkur 35 (1981), S.198-204.
- Schiewe, Jürgen: Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung. Berlin 1989 (= Philologische Studien und Quellen; 118).
- Traat, August: Jochmann, Carl Gustav. In: Eesti noukogude entsüklopeedia [Estnische Sowjet-Enzyklopädie]. Bd. III, Tallinn 1971, S.270.
- Ders.: Carl Gustav Jochmann, der erste revolutionäre Denker aus Estland. In: Entwicklungsprobleme der sozialökonomischen Formationen im Ostseegebiet. Tartu 1978, S.70-84.
- Treskow, Rüdiger von: „Erlauchter Verteidiger der Menschenrechte!“ Die Korrespondenz Karl von Rottecks. Freiburg i. Br.; Würzburg 1989 (Diss. Freiburg 1989) (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. ; 26.).
- Wagner, Gerhard: Jenseits von Klassik und Romantik. Die geschichtsphilosophischen, sozialen und ästhetischen Anschauungen von Carl Gustav Jochmann und ihre Stellung in der Geschichte der progressiv-bürgerlichen deutschen Ideologie von 1789 bis 1830. Diss. (masch.) Berlin (DDR) 1978.

- Ders.: Prometheus aus Pernau. Geschichtstheoretische, sozialkritische und ästhetische Dimensionen im Werk Carl Gustav Jochmanns. In: Weimarer Beiträge 27 (1981), S.53-72.
- Ders.: Revolution und Literatur bei Carl Gustav Jochmann. In: Karl-Marx-Universität Leipzig. Wiss. Ztschr. Gesellschafts- u. sprachwiss. Reihe 32 (1983), S.597-607.
- Wuthenow, Ralph Rainer: Carl Gustav Jochmann (1789-1830). In: Neuere Studien zur Aphoristik und Essayistik [...]. Hrsg. von Giulia Cantarutti und Hans Schumacher Frankfurt a.M., Bern, New York 1986 (= Berliner Beiträge zur neueren deutschen Literaturgeschichte; 9), S.205-222.

Der «Sänger, ein Wanderer».  
Zur Lyrik Casimir Ulrich Boehlendorffs (1775-1825)

Jens Stüben (Oldenburg)

In einer Versammlung der „Gesellschaft der freien Männer“ zu Jena, am 25. November 1795, trug der aus Riga stammende Martin Ernst Reimers einige Oden aus Herders eben erschienener Sammlung *Terpsichore* vor.<sup>1</sup> Unter den Zuhörern, allesamt Studenten der Jenaer Universität und Mitglieder jenes philosophischen Kreises um Fichte als Mittelpunkt, befand sich auch Casimir Ulrich Boehlendorff, der in derselben Sitzung ein Gedicht *Der Gefallene an die Natur* deklamierte. Der aus Mitau (lett. Jelgava) gebürtige Boehlendorff war auf Vorschlag seines Freundes Reimers am 13. August 1795 in die „Gesellschaft der freien Männer“ aufgenommen worden, unter deren Mitgliedern viele Deutsche aus Livland und Kurland waren.<sup>2</sup> Boehlendorff war, wie das erhaltene Protokollbuch ausweist,

---

<sup>1</sup> Paul Raabe: Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794-1799. In: Hans Werner Seiffert und Bernhard Zeller (Hrsg.): Festgabe für Eduard Berend zum 75. Geburtstag am 5. Dezember 1958. Weimar 1959, S.336-383; hier S.360; zum Folgenden vgl. ebd., S.358.

<sup>2</sup> Aus Riga: A. Bärnhoff (Gründungsmitglied), Reimers, Matthias Thiel; aus Dorpat/Tartu (Livland): Karl Friedrich Ludwig Petersen (Gründungsmitglied), Ludwig Reinhold von Stegmann (Gründungsmitglied); aus Wolmar/Valmiera (Livland): Paul Wilhelm von Pomian Pesarovius (Gründungsmitglied); außerdem aus Livland: Johann (?) Hörn; aus Mitau/ Jelgava (Kurland): Boehlendorff, Friedrich Ludwig Lindner (Gründungsmitglied). Sehr nahe standen der Gesellschaft: aus Riga: Eduard Pohrt (Mitbegründer); außerdem aus Livland: Vegesack (Mitbegründer); aus Kurland: Wilhelm von Raison. Nach Raabe: Proto-

einer der aktivsten in dem Bunde, trug Aufsätze und Reden vor mit Themen wie *Über die Seltenheit der Freundschaft*, *Über das Ideal, Heber den Uebergang des Zeitalters vom Wissen zum Thun*.<sup>3</sup> Mehr als mit denjenigen Bundesgenossen, die gleich ihm aus dem Baltikum stammten, trat Boehlendorff mit anderen „freien Männern“ in Beziehung und blieb mit diesen auch nach seinem Weggang von Jena, 1797, in engem Kontakt, unter ihnen Johann Smidt aus Bremen und Johann Friedrich Herbart aus Oldenburg.

Die Jugendfreunde sahen in Boehlendorff ein bedeutendes lyrisches Talent, und aus seinen frühen Versuchen wie auch seinen Äußerungen geht hervor, daß er eifrig strebte, als Dichter Großes zu leisten, und von seiner Berufung überzeugt war. „Das Wahre, Heilige, Große ist uns immer nahe, wenn wir es suchen“, schrieb er 1797.<sup>4</sup> Sein Drama *Ugolino Gherardesca* mit dem von Dante und Gerstenberg bekannten Stoff hat sogar Goethe einer Besprechung gewürdigt, die allerdings ein Verriß war, fast ebenso vernichtend wie Garlieb Merkels abschätzige Kritik seiner Lyrik.<sup>5</sup> Boehlendorff scheiterte nicht

---

kollbuch, S.379-383; Protokollauszug in: Briefe von und an J. F. Herbart. Urkunden und Regesten zu seinem Leben und seinen Werken. Barb. von Theodor Fritsch. Bd. 1-4 (= Joh[ann] Friedrich] Herbart: Sämtliche Werke. Hrsg. von Karl Kehrbach und Otto Flügel. Bd. 16-19). Langensalza 1912; hier Bd.4, S.68; Willy Flitner: August Ludwig Hülsen und der Bund der freien Männer. Jena 1913; Ernst Zunker: Casimir Ulrich Boehlendorff und die pommerschen Freunde aus der Gesellschaft der freien Männer und im Einflußbereich Hölderlins. In: Baltische Studien, N. F. 60 (1974), S. 101-126 (den Hinweis auf diesen Aufsatz verdanke ich Herrn Prof. Dr. Andreas F. Kelletat, Mainz/Germersheim).

<sup>3</sup> Raabe: Protokollbuch, S.359, 363, 367.

<sup>4</sup> Brief an Herbart, Nov. 1797. Briefe von und an Herbart, Bd.4, S.102.

<sup>5</sup> Goethes Rezension erschien in: Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung Nr.38, 14. 2. 1805, Sp.300-302; vgl. Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hrsg.

nur als Dichter. Trotzdem oder gerade deshalb hat sein Leben Interesse geweckt, zumal er mit Größeren, Lenz und Hölderlin, das Schicksal teilte. Werner Bergengruen wies daraufhin: „Lenz [...] in der seelischen Struktur verwandt, ist *Casimir Ulrich Boehlendorff* [...]. Krankhaft subjektiv, weich und reizbar zugleich, in ein tragisches Mißverhältnis zwischen Wollen und Kraft verstrickt, gehört er zu den Gestalten, deren Untergang erschüttert“.<sup>6</sup> Sicher ist es seine über zwanzigjährige Wanderschaft zwischen Königsberg und Petersburg in teils offenkundiger geistiger Verwirrung, die ihn interessant, ja berühmt gemacht hat - bekanntlich wurde z. B. Johannes Bobrowski auf Boehlendorffs Schicksal aufmerksam<sup>7</sup> -, und gelegentlich ist auch ein Seitenblick auf sein schmales Werk geworfen worden.

---

von Karl Richter. Bd. 6.2. Hrsg. von Victor Lange u.a. München 1988, S.598-600, 1148 f.- Merkel besprach Boehlendorffs Gedichte in dessen *Poetischem Taschenbuch* (s. u.) in: Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Teutschland. [Jg. 2.] Bd.6, [Heft 9]. Berlin 1802 [fälschlich: „1800“], 85.Brief, S.537-553. Ebenfalls negativ rezensiert wurde Boehlendorffs lyrischer Beitrag zu dem *Taschenbuch* in: Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser. [Hrsg. von August von Kotzebue.] Jg. 1, Nr. 61, 18.4.1803, S.243 f.: „[Boehlendorff] hat bei Schlegel und Jacob Böhme geschworen. Er verkündet, in einem gedrechselten Sonett [vgl. Anm. 74], die Wiederkehr der goldenen Zeit [...]. Er sieht 'das Gute göttlicher vollbringen [...]' und was dergleichen mystischer Schnickschnack mehr ist.“ Ähnlich in einer Besprechung des *Taschenbuchs* durch Gk. in: Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek. Bd.74, 2. Stück, Heft 6. 1802, S.348 f.: „Hr. Böhlendorff [...] [hat] einen reichlichen Vorrath der schaalsten Reimereyen geliefert, und [...] den größten Theil dieser Blumenlese einem Unkrauthaufen ähnlich gemacht.“

<sup>6</sup> Werner Bergengruen (Hrsg.): *Baltisches Dichterbrevier*. Berlin, Leipzig 1924, Vorwort, S.13-17; hier S.16.

<sup>7</sup> Bobrowskis Erzählung *Boehlendorff* erschien 1965.

Am intensivsten hat sich bisher Karl Freye mit dem Euvre des Dichters befaßt, mehr noch aber mit dessen problematischer Persönlichkeit und den Beziehungen des Unglücklichen zu größeren Zeitgenossen: *Der Freund Herbarts und Hölderlins* lautet denn auch der Untertitel seiner 1913 vorgelegten Boehlendorff-Biographie.<sup>8</sup> Die Dramen interpretiert Freye eingehend, er vergleicht sie mit ihren Vorbildern und wird den Intentionen des Autors im wesentlichen gerecht. Die Gedichte dagegen werden von ihm stiefmütterlich behandelt. Eine 1911 erschienene Studie von Adolf Neubrunn über *Boehlendorffs Leben und dramatische Tätigkeit* spart die Lyrik fast gänzlich aus.<sup>9</sup> Doch gerade auf lyrischem Gebiet, so Neubrunn und Freye mit Recht, habe Boehlendorffs poetische Begabung gelegen.<sup>10</sup> Allerdings läßt Freye nur einige der späten Gedichte gelten. Immerhin: „Gefühl, Begeisterung“, „Verlangen nach Vollendung waren [...] in ihm“, so Freye, und hätten „in einer Reihe teils schöner, teils wenigstens interessanter Gedichte und Sonette persönlichen Ausdruck gefunden.“<sup>11</sup> Seine Gedichte seien „von großem Wohlklang, wenn auch etwas herb im Ton“, urteilte der wie Boehlendorff aus

<sup>8</sup> Karl Freye: Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins (= Pädagogisches Magazin, 547). Langensalza 1913.

<sup>9</sup> Adolf Neubrunn: Casimir Ulrich Boehlendorffs Leben und dramatische Tätigkeit. 3 Teile. In: LVII. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Ung.-Hradisch für das Schuljahr 1910/1911. Ungarisch-Hradisch 1911, S.5-20; LVIII. Jahresbericht [...] 1911/1912. Ungarisch-Hradisch 1912, S.3-20; LIX. Jahresbericht [...] 1912/1913. Ungarisch-Hradisch 1913, S.3-13. Dazu Vorwort, LVII. Jahresbericht [...], S.3 f.: „[Ihm] ist [...] manches tiefempfundene Gedicht geglückt, besonders glücklich ist er in der Wiedergabe augenblicklicher Stimmungen. Seinen eigenen Ton hat er erst gefunden, nachdem er Deutschland verlassen hatte und unstät und verdüstert durch die russische Heimat irrte.“ Gegeben wird nur eine „Probe seines lyrischen Könnens“ (ebd., S.12): das Gedicht *Einsamkeit* (s. u.).

<sup>10</sup> Neubrunn: Boehlendorff, Vorwort, S.3; Freye: Boehlendorff, S.145.

<sup>11</sup> Freye: Boehlendorff, S.174.

Mitau stammende Johannes von Guenther.<sup>12</sup> „Aus unsäglicher Hilfslosigkeit und Qual ringen sich aber immer wieder reine Töne von kindlich-ahnungsvoller Schwermut los“, schrieb Bergengruen.<sup>13</sup> In der Tat: Schwärmerei, Begeisterung, Ekstase ist der eine, Hilf- und Hoffnungslosigkeit der andere Pol in Boehlendorffs Wesen, beide finden sich als Grundzug in vielen seiner Gedichte; oft wechseln Enthusiasmus und Resignation, Daseinsfreude und Todesahnung, hymnischer Aufschwung und tiefe Melancholie innerhalb eines Gedichtes.

Boehlendorffs lyrischer Kosmos ist nicht leicht zugänglich. Freye mit seinem vorwiegend psychologischen Interesse für den Dichter erklärte viele der späten Gedichte für Produkte eines „halbirren“ Geistes;<sup>14</sup> auch frühere Verse seien „von fast unnormaler Dunkelheit“,<sup>15</sup> und Garlieb Merkels Ausdruck „Halbgedanken“ sei keine falsche Bezeichnung.<sup>16</sup> Der Aufklärer Merkel hat mit der hermetischen Metaphorik in manchen Boehlendorffschen Gedichten nichts anzufangen gewußt, statt dessen mit ihrer „erhabenen Sinnlosigkeit“<sup>17</sup> die ganze romantische Richtung, die er befehdete, lächerlich zu machen versucht. Auch wohlwollende Zeitgenossen urteilten über Boehlendorff, er habe „mehr Phantasie als Verstand“, und tadelten

---

<sup>12</sup> Johannes von Guenther: Bemerkungen über baltische Dichtung. In: A[lexis] von Engelhardt: Die deutschen Ostseeprovinzen Russlands. Ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung. München 1916, S.245-278; hier S.257.

<sup>13</sup> Bergengruen: Baltisches Dichterbrevier, S.17.

<sup>14</sup> Freye: Boehlendorff, S.233, 283.

<sup>15</sup> Ebd., S.175. Ähnlich ebd., S.283.

<sup>16</sup> Merkel schrieb: „Welch ein Gemisch von schiefen Bildern! Welch ein unzusammenhängendes Gewirr von Halbgedanken!“ (Briefe an ein Frauenzimmer, S.548); dazu Freye: Boehlendorff, S.202.

<sup>17</sup> Merkel: Briefe an ein Frauenzimmer, S.548.

„die Undeutlichkeit [...] seiner Äußerungen“.<sup>18</sup> Er sei „so halb u. halb mit dem Kopfe [...] über den Sternen engagirt“,<sup>19</sup> könne seine „Gedanken“, die „oft sehr gehaltvoll“ seien, denen aber „Bestimmtheit“ fehle, häufig „nicht klar darstellen“.<sup>20</sup> Liest man Boehlendorffs Briefe, so findet man jene Urteile nüchternerer Menschen bestätigt: Es lag ihm oft fern, seinen Mitteilungen von Ideen und Empfindungen eine konzise, scharf umrissene Form zu geben. Diese Subjektivität kommt freilich seiner Lyrik zugute; gerade auch manche schwer zugängliche Gedichte erscheinen vielfältig ausdeutbar, dabei tief empfunden.

Man findet Boehlendorff nur in wenigen Anthologien. Jeannot Emil von Grotthuß stellte in seinem *Baltiſchen Dichterbuch* von 1894 fünf Gedichte des Autors vor,<sup>21</sup> Heinrich Johanson brachte in seiner Anthologie *Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter* (ebenfalls 1894) nur ein Gedicht,<sup>22</sup> Werner Bergengruen nahm in sein *Baltisches Dichterbrevier* (1924) drei Texte auf.<sup>23</sup> Bergengruen meinte, Boehlendorff sei Lenz „an dichterischer Originalität und Schöp-

---

<sup>18</sup> Brief von Fritz Hörn an Johann Smidt, 6.6.1802. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S. 192.

<sup>19</sup> Brief von Herbarts Mutter 11798]. Briefe von und an Herbart, Bd.1, S.82.

<sup>20</sup> Brief von Fritz Hörn an Johann Smidt, 13.7.1802. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S. 196.

<sup>21</sup> Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß (Hrsg.): Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Reval 1894, S. 115-117: *Aeols Harfe, Ungestilltes Sehnen, Einsamkeit, Der Kahn, Mit dem Pflüger wach und auf.*

<sup>22</sup> Heinrich Johanson (Hrsg.): Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Zürich 1894, S. 171-173: *Herbstlied an den Stabburags*, vgl. Anm. 110.

<sup>23</sup> Bergengruen: Baltisches Dichterbrevier, S.49 f.: *Ungestilltes Sehnen, Mit dem Pflüger wach und auf*, aus: *Der moderne Ossian am kurischen See.*

fungskraft" nicht ebenbürtig;<sup>24</sup> Grotthuß jedoch wollte ihn mit Lenz auf eine Stufe stellen, ja seine schlichten Töne seien mit denen Goethes verwandt.<sup>25</sup> Den meisten Urteilen über Boehlendorffs Gedichte liegt ein an Goethes Erlebnislyrik ausgerichtetes Lyrikverständnis zugrunde. Ausdrücklich in den Zusammenhang der Hymnendichtung zwischen Klopstock und Hölderlin wurde Boehlendorff dagegen von Paul Böckmann gestellt, der in seiner einschlägigen Sammlung zwölf Gedichte abdruckte,<sup>26</sup> unter denen sich aber nicht nur hymnische Texte, sondern wiederum auch die von Grotthuß und Freye in den Kanon aufgenommenen liedhaften Erlebnisgedichte befinden. Freyes Auswahl von sechzehn mit Recht als „charakteristisch“ bezeichneten Gedichten<sup>27</sup> führte Alfred Kelleter zu der Über-

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 16.

<sup>25</sup> Grotthuß: *Das Baltische Dichterbuch*, S.341 f.

<sup>26</sup> Paul Böckmann (Hrsg.): *Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins. Eine Anthologie. Mit Einleitung und Erläuterungen (= Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, 4)*. Tübingen 1965, S.279-290.

<sup>27</sup> Freye: *Boehlendorff*, S.275-286; Zitat S.276.- Eine treffende Charakteristik der Eigenart von Boehlendorffs Lyrik auf Grund der bei Freye und Grotthuß abgedruckten Gedichte gibt Hubert Ohl: *Casimir Ulrich Boehlendorff - historische und poetische Gestalt. Zu Johannes Bobrowskis Erzählung 'Boehlendorff'*. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1978, S.552-584; hier S.564 f.: „Als Dichter ist Boehlendorff, in weit stärkerem Maß als etwa Lenz, in fast allem ein Nachahmer und Nachfolger. Schiller vor allem, später auch August Wilhelm Schlegel sind seine vielbewunderten Vorbilder; mitunter finden sich in seiner Lyrik auch Goethesche Töne. Boehlendorff gehört zu jenen unglücklichen Talenten am Rande der klassisch-romantischen Bewegung, die, als Mitgerissene, ihre hochfliegenden dichterischen Pläne nur zu einem geringen Teil durch Gestaltungskraft einzulösen vermögen und vielfach weder in der Kunst noch im Leben zu einer verbindlichen Form gelangen. Auch bei Boehlendorff wechseln immer wieder momentane Aufschwünge, zu denen ihm seine antizipierende Phantasie verhilft, mit Phasen tiefer Mutlosigkeit ab, in die ihn das Ausbleiben des ersehnten Werkes und seine, auch auf menschliche Beziehungen sich ausdehnenden Selbstzweifel stürzen. - In wenigen Gedichten vonstark er-

zeugung: „[Boehlendorffs] Dichtung scheint viel mehr zu sein, als man bisher verstanden hat. [...] es ist sehr Schönes darunter. Manches mutet uns nah und modern an.“<sup>28</sup>

Da es bislang keine Ausgabe seiner Gedichte gibt, ist Boehlendorffs lyrisches Werk schwer überschaubar.<sup>29</sup> Auch dies ist sicher ein Grund für die geringe Beachtung, die der Dichter in der Forschung und bei Anthologisten gefunden hat. Abhilfe wird in Kürze die Edition des Gesamtwerks bringen, die Frieder Schellhase erarbeitet hat.<sup>TM</sup>

Boehlendorffs lyrisches *^uvre*, soweit zu Lebzeiten veröffentlicht, besteht in Beiträgen zu verschiedenen Almanachen. Die weitaus meisten seiner Gedichte finden sich in dem von ihm mitherausgegebenen *Poetischen Taschenbuch* auf das Jahr 1803, das „den befreundeten Nachbarstädten Bremen und Oldenburg gewidmet“<sup>44</sup> ist.<sup>31</sup>

---

lebnishaftem Charakter hat er einen eigenen, durchaus überzeugenden Ausdruck seines Leidens an der Welt gefunden, das sich als Gefühl zunehmender Vereinsamung, einer Friede suchenden, aber immer ungestillten Unruhe und schließlich einer schwermütigen Todessehnsucht kundgibt.“

<sup>28</sup> Alfred Kellertat: Casimir Ulrich Boehlendorff, ein kurländischer Dichter und Freund Hölderlins. In: Baltische Briefe 5 (1952), Nr. 11, S.8.

<sup>29</sup> Vgl. Böckmann: Hymnische Dichtung, S.357.

<sup>30</sup> Ich danke Herrn F. Schellhase, Universität Hamburg, der mir freundlicherweise einige schwer zugängliche Texte Boehlendorffs zur Verfügung stellte. Ferner gilt mein Dank für freundlich erteilte Auskünfte Frau Dipl.-Bibl. Ursula Reimers, Bibliothek der Carl-Schirren-Gesellschaft, Lüneburg, sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Akademischen Bibliothek Riga, der Landesbibliothek Oldenburg, der Universitätsbibliothek Oldenburg, schließlich - nicht zuletzt - meinen Kollegen Dr. Michael Garleff und Prof. Dr. Eckhard Grunewald.

<sup>31</sup> Gedichte von Böhlendorff. In: Poetisches Taschenbuch. Hrsg. von Gramberg und Böhlendorff. Berlin: Heinrich Frölich 1803 [Exemplar der Universitätsbibliothek Heidelberg], S.289-348. Die im folgenden behandelten Gedichte stammen zum großen Teil aus diesem Band, aber auch aus anderen Quellen.

Ende 1800 war Boehlendorff, auf der Suche nach einer bürgerlichen Existenz, nach Bremen gekommen.<sup>32</sup> Sein Freund aus Jenaer Studientagen Johann Smidt, damals Bremer Senator, führte ihn in eine private „Literarische Gesellschaft“ ein, die zu der literarischen Sozietät der benachbarten Residenzstadt Oldenburg Verbindung hatte, und so trat Boehlendorff auch in Kontakt mit literarisch tätigen Oldenburger Hofbeamten: Gerhard Anton von Halem (1752-1819), in dessen Monatsschrift *Irene* er sieben Gedichte und zwei Prosaarbeiten veröffentlichte,<sup>33</sup> sowie Gerhard Anton Hermann Gramberg (1772-1816). Über seine Zusammenarbeit mit diesem Autor schrieb Boehlendorff schon Ende 1801: „Ich gebe in Gemeinschaft mit Kammersekr[etär] Gramberg in Oldenburg für diesen Winter ein *Taschenbuch von Bremen und Oldenburg* mit Poesie und Prosa heraus“.<sup>34</sup> Gramberg ging in einem Brief vom Oktober 1802 an einen „Oberconsistorialrath“ zu dem Kollegen auf Distanz:

Ein poet. Taschenbuch daß [sie] ich mit Hr. Böhlendorff gemeinschaftlich herausgab, wird Hr. Fröhlich in Berlin Ihnen wahrscheinlich gesandt haben. [...] Manches in dieser Sammlung, das Klang und Farbe einer Schule, der ich nicht angehöre, tragen möchte, rechnen Sie *mir* nicht zu; wie überhaupt die Herausgabe, die Wahl, mehr das Werk meines Gefährten als *meines* war.<sup>35</sup>

Welcher poetischen „Schule“ gehörte Boehlendorff an, an welchen

<sup>32</sup> Zum Folgenden vgl. Freye: Boehlendorff, S.77 (Brief an Smidt vom 7.1.1800), S. 147 ff.

<sup>33</sup> Die Gedichte im Nov. 1802 (vgl. Anm. 61 und 98), den Aufsatz *Über Chamforts Werke* im Sept. 1802, den Aufsatz *Der Marschall von Richelieu. Eine Char akter dar Stellung* im Okt. 1802.

<sup>34</sup> Brief an Johann Rudolf Steck, Nov. 1801. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.163.

<sup>35</sup> Oldenburg, 7.10.1802. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv Autographen Böttiger, K 9. Für den Hinweis auf diesen Brief danke ich Frau Oberbibliotheksrätin Gabriele Crusius, Bielefeld.

Paradigmen und Vorbildern orientierte er sich? Man erkennt Anklänge an Klopstock und den Göttinger Hain, an Matthisson, auch an Goethe, dann - besonders deutlich in der Metaphorik der Nacht - an die neue „Schule“ der Frühromantiker. Schiller, dem er als Dramatiker nacheiferte, schien ihm 1802 nicht mehr modern „bey der Stimmung, die iezt im Publikum der schönen Literatur herrschend oder im Aufleben“ sei.<sup>36</sup>

Grambergs und Boehlendorffs *Poetisches Taschenbuch* erschien Anfang September 1802 bei Heinrich Frölich, dem Verleger des *Athenäum*, in Berlin, wo Boehlendorff damals als Journalist tätig war.<sup>37</sup> Seine lyrischen Beiträge zu diesem Almanach seien, so Boehlendorff, „die Frucht eines Jahres“, in dem das „Leid“ überwogen habe.<sup>38</sup> Der Grundton der meisten Gedichte ist trotz zahlreicher hymnischer Anrufungen resignativ. Ein dunkler Vorhang aus Schwermut hebt sich nur selten, gibt dann den Blick frei auf himmlische Sphären, aber deren Lobpreis schlägt immer wieder um in Klage und Verbitterung.

Das *Poetische Taschenbuch* enthält unter Boehlendorffs Namen 36 Gedichte von metrischer Vielfalt, anklingend an antike, romanische und volksliedhafte Vorbilder. Vier Gedichte sind Elegien, zwei haben andere daktylische Versmaße. Sieben Gedichte sind im Romanzenversmaß (vierfüßige Trochäen) geschrieben, davon drei als reimlose spanische Trochäen. Fünf meist ebenfalls erzählende, als Romanzen bezeichnete Gedichte bestehen aus drei- oder vierhebigen, frei gefüllten Versen mit Auftakten. Fast die Hälfte, fünfzehn Ge-

---

<sup>36</sup> Brief an Friedrich Karl von Savigny, 6.12.1802. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.178.

<sup>37</sup> Ein zweiter Jahrgang, den er Ende des Jahres 1802 plante, so Freye: Boehlendorff, S.171, kam nicht zustande.

<sup>38</sup> Brief an Steck, 19.9.1802. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.200.

dichte, sind Sonette, die in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts so beliebt, von Garlieb Merkel geschmähete Gedichtform.<sup>39</sup> Wie August Wilhelm Schlegel, der ihm nach eigenem Bekenntnis Vorbild war,<sup>40</sup> bevorzugte Boehendorff als Sonettvers den Elfsilbler; den von Schlegel abgelehnten fünf Fußigen Trochäus<sup>41</sup> benutzte er nicht. Viermal sind je drei Sonette zu Gruppen zusammengestellt.<sup>42</sup> Darüber hinaus hat Boehendorff zehn Sonette - dies darf als sicher gelten - offenbar der Abwechslung halber, um die er sich auffallend

---

<sup>39</sup> Merkel ist, wie J.-U. Fechner - wahrscheinlich zu Recht - vermutet, der Verfasser des mit „L.“ gezeichneten Artikels *Der Deutsche Sonettismus* in: *Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser*. [Hrsg. v. August von Kotzebue.] Jg. 1, Nr. 159, 6.10.1803, S.633 f. Abdruck in: Jörg-Ulrich Fechner (Hrsg.): *Das deutsche Sonett. Dichtungen, Gattungspoetik, Dokumente*. München 1969, S.340 f. „L.“ schrieb, gegen die Romantiker gerichtet: „das Klingende und Begränzte dieser Dichtungsform [hat] an sich etwas, das den falschen Begriffen der neuen Schule besonders zusagt, [...] [man] kleidet [...] mystisch-scheinende, schiefe, schwankende Halb-Gedanken und Halb-Bilder mit großer Leichtigkeit aus matter Prosa in vierzehn lahme Verse um“ (S.633). Mit ähnlichen Worten kritisierte Merkel Boehendorffs Gedichte (vgl. Anm. 16).

<sup>40</sup> *Recurs* von des Herrn G. Merckels anständiger Kühnheit und gründlicher Besonnenheit an die Vernunft des Lesers von Boehendorff. Berlin 1803, S.U.

<sup>41</sup> A. W. Schlegel: *Bürger* (1800). Abdruck bei Fechner: *Das deutsche Sonett*, S.336 f.

<sup>42</sup> Vgl. A. W. Schlegel: „Durch das Sonett in 14 Zeilen wird die Empfindung selbst als ein Ganzes beschränkt, aber die Empfindung kommt nicht zu Ende, sondern die Sonette beziehen sich immer eins auf das andere.“ August Wilhelm Schlegel: *Kritische Ausgabe der Vorlesungen*. Hrsg. von Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolies. Bd. 1: *Vorlesungen über Ästhetik I*. (1798-1803). Paderborn [u. a.] 1989, 1: *Vorlesungen über philosophische Kunstlehre* (Jena 1798-1799), Abschn. *Lyrische Dichtungsart*, S.82 f. - Boehendorff hat während seines zweiten Aufenthaltes in Jena vermutlich A. W. Schlegels Vorlesung über *Ästhetik* im Sommersemester 1799 gehört (Freye: *Boehendorff*, S.74, 255).

bemühte, in dem Band nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Kürzel „F.“<sup>43</sup> veröffentlicht.<sup>43</sup> Ein weiteres Gedicht besteht ebenfalls aus jambischen Elfsilblern, zwei Gedichte besitzen dreifüßige jambische Versmaße.

Das Eingangsgedicht *Oberneukind*<sup>44</sup> schrieb Boehlendorff in einem dem Pentameter und dem Asklepiadeus ähnelnden Versmaß, bestehend aus Hemiepes und Choriambus. In antikisierender Art, die an Klopstock erinnert, wird der ländliche Ort bei Bremen besungen:

Holdes, freundliches Thal, grüner umwozt  
 Von süßduftendem Gras, wo sich der Halm  
 Golden der Sichel beugt, wo die Gewalt  
 Heiliger Eichen ruht, mächtig dem Nord  
 Trotzend mit deutscher Kraft, lebstest du einst.

Angespielt wird auf die germanisch-deutsche Geschichte: Wo von „Römerblut“ und „Wallhallas Saal“ die Rede ist, dürfen die „Barden“ nicht fehlen. Dem Einst wird im zweiten Teil, der wie der erste dreizehn Verse umfaßt, das Jetzt gegenübergestellt, auch der Ausblick auf den Tod und das Jenseits:

Holdes, liebliches Thal! jetzo begrüßt  
 Dich des Wanderers Blick, wie er dereinst  
 Grüßt die elysischen Au'n, jenseits der Nacht.

Der Parallelismus der Anrede an das Tal macht den Gegensatz deutlich: Es ist ein friedlicher „Garten“ geworden, in dem „die Eiche“, jetzt personifiziert, dem „Wanderer“ ein Wort der Einladung zuraunt.

<sup>43</sup> Boehlendorff selbst schrieb in einer Selbstanzeige seiner Schriften: „Zu dem [...] *poetischen Taschenbuch* habe ich, außer den mit meinem Namen bezeichneten Stücken, [...] noch [...] mehrere Gedichte ohne meinen Nahmen [sic] gegeben.“ Königliche privilegierte Berlinische Zeitung [Vossische Zeitung], 27. Stück, 3.3.1803, Beilage, Rubrik „Litterarische Anzeigen“. Die Zuschreibung durch Freye: Boehlendorff, S.171 f, überzeugt.

<sup>44</sup> In: *Poetisches Taschenbuch*, S.291 f.

Der letzte Teil besteht nur aus einem Vers, in dem sich das Ich einbringt. Er ist eine Kontrafaktur der ersten Strophe von Hölty's Ode *Auftrag*:

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,  
Die kleine *Harfe* hinter dem Altar auf,  
Wo an der *Wand* die Tod[t]enkränze  
Manches verstorbenen *Mädchens* schimmern.<sup>45</sup>

Hier aber soll die Harfe nicht an die Wand gehängt, sondern von der Wand genommen werden; der Wanderer will zum Sänger werden:

*Mädchen!* die *Harf* an der *Wand*, reiche sie mir!

Auch andere Gedichte zeigen Boehlendorff als mitunter von Vorbildern abhängig. An Goethes *Erlkönig* etwa erinnern Verse der „Romanze“ *Der Verlorne*<sup>46</sup>. Das Ich klagt hier ein lockendes Wesen an und übt Selbstkritik, der Verführung nicht widerstanden zu haben:

Was lockst du mich mit süßer *Gewalt*,  
  
*Mich reizt deine* holde *Himmelsgestalt*,  
[...]  
Ich komme, *mich fasset* deine *Gewalt*.

Zu Boehlendorffs schwächeren Arbeiten gehören Versuche, den Volkston zu treffen. Das Gedicht *Das Bächlein. An F. M.*<sup>47</sup> beginnt schlicht, märchenhaft mit kindertümelnden Wortformen: „Ein Bächlein ist aus reiner Quelle kommen“. Personifiziert werden die Blumen, die das Bächlein ansprechen, wie das rauschende Bächlein selbst, das mit dem „Wandrer“ spricht. Das steigende Versmaß und

<sup>45</sup> Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Besorgt durch seine Freunde Friederich Leopold Grafen zu Stolberg und Johann Heinrich Voß. Frankfurt a.M., Leipzig 1792, S.191. Hervorhebungen hier und in den folgenden Zitaten: J. St.

<sup>46</sup> In: Poetisches Taschenbuch, S.299 f.

<sup>47</sup> Ebd., S.337 f.

das Reimschema (aaaa) scheinen nicht zu dem „ewigwechselnd[en]“ Strom des Baches zu passen.

Gehaltlich in größtem Gegensatz dazu steht das Gedicht *An die Kunst. Hymne*<sup>48</sup>, in trochäischen Tetrametern abgefaßt. Vom Autor als einziges mit dieser Gattungsbezeichnung versehen, wurde es von Böckmann an den Anfang seiner Auswahl Boehlendorffscher hymnischer Dichtungen gestellt. Es beginnt, entsprechend der Gattungstradition<sup>49</sup>, mit einer Apostrophe: Die Kunst wird angerufen, ihre Erhabenheit rühmend umschrieben. Sie partizipiere am Göttlichen, Numinosen und sei selbst Schöpferin:

Kunst! der heiligen Ahnung Kind,  
Mutter des erneuten Lebens.

Dieser Anruf ist verbunden mit einer Bitte: Die Kunst soll die in dumpfer Masse auf der Erde vegetierenden, von vergänglicher Wonne getäuschten Menschen erheben, ihnen „Hoffnungen“ verleihen. Im Mittelteil (pars epica) wird die Wirkkraft der Kunst erzählend entfaltet. Sie ist „Geistermutter“ - Garlieb Merkel hat sich an diesem Wort gestoßen<sup>50</sup> -, Gebärerin des Geistigen, das sich in ihren Schöpfungen konkretisiert. Boehlendorffs Hochschätzung der Kunst berührt sich mit dem romantischen Kunstbegriff, etwa von Novalis: In der Kunst sieht er die Kraft, welche die gegenständliche Welt in ihrem Wesen als etwas Geistiges, als Erscheinung eines Höheren, erschließt, sie also zugleich verlebendigt und vergeistigt. Vergänglichkeit und Tod werden verdrängt durch den „Geisterathem“, der von der Kunst ausgehe, ihre lebenspendende Spiritualität; es sei,

---

<sup>48</sup> Ebd., S.309 f.

<sup>49</sup> Vgl. Norbert Gabriel: Studien zur Geschichte der deutschen Hymne. München 1992.

<sup>50</sup> Merkel: Briefe an ein Frauenzimmer, S.548.

als ob eine frühe, gleichsam kindliche, dem Ursprung und den Göttern nahe Zeit wieder anbreche. Generationen von Menschen führt die Kunst, so Boehlendorff in seiner Rechtfertigung gegen Merkel, „zu heiterer, freier Ruhe“.<sup>51</sup> Die ihr innewohnende Schönheit umstrahlt den Betrachtenden, der sich in ihr verliert:

Deine goldenen Harmonieen  
Walten um des Sterbenden Haupt.

Solchermaßen gepriesen, wird die Kunst im dritten Teil der Hymne, der Gattungstradition gemäß einem Gebet, wieder direkt angesprochen. Der Sänger betont die Distanz: Scheu, ehrfurchtsvoll bittet er, der Kunst opfern zu dürfen. Sein Opfer ist sein Leid, das in seinen Schöpfungen verborgen ist:

Darf anbetend der Sterbliche nahen,  
Geistmutter! deinem Altar?<sup>52</sup>  
Nimm des Augs heilige Thränenopfer.

Noch ein zweites reflektierendes Gedicht hat Boehlendorff in seiner Verteidigungsschrift gegen Merkel selbst zu deuten versucht: *Gesang und Thai*. An S.<sup>53</sup> Es beginnt mit dem Vergänglichkeitstopos. Das Ich weiß: wer nur klagt und passiv bleibt, empfindet im Rückblick den Strom der Zeit als doppelt schnell:

Eile Freund! das Leben flieht  
Mit des Stromes Welle.

<sup>51</sup> Boehlendorff: *Recurs*, S.6.

<sup>52</sup> Besonders in Dresden, als Betrachter der berühmten Gemälde in der Bildergalerie, vergötterte Boehlendorff die Kunst, ging er in ihr auf: „[...] ich habe mich ganz vergessen [...] - ich bin nur im Anschauen. [...] in Dir - o Kunst! kann Dein stiller Anbeter allmählich - aber gewiß - die dunkeln Buchstaben des Lebens lesen lernen - Du! Symbol u. Wirklichkeit zugleich! - Aber laß mich noch schweigen - aus meinem Nebel sehe ich noch geblendet in des Aethers Helle.“ Brief an Herbart, 20.4.1800. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.83 f.

<sup>53</sup> In: *Poetisches Taschenbuch*, S.325-327.

Bey der Harfe Klageton  
Ist mir manches Jahr entflohn.

Zur mutigen Bewältigung der Aufgaben des Tages ist das Subjekt, ein lyrischer Dichter, nicht fähig. Die „Mitternacht“ ist seine Zeit. Nachts werfen die Dinge keinen „Schatten“; alles ist eins; die Grenzen sind verwischt, auch zwischen Tod und Leben: Die besungenen „Todten“ rufen das Lied gleichsam herbei - nachts überwindet es alle Distanzen - und werden in ihm als Geister lebendig. Der „Morgen“ hebt diese Entgrenzung auf:

Und ich sehe hoffnungsstarr  
Auf der weiten Haide,  
Die die vielen Wandrer trägt,  
Wie mein Schatten sich bewegt.

„Hoffnungsstarr“: über dieses Wort mokierte sich Merkel.<sup>54</sup> Es befremdet, und Boehlendorff selbst hat eingeräumt, daß es vom Klang her „zu hart“ sei.<sup>55</sup> Und doch ist dieser modern wirkende Neologismus treffend: Am Tage, in der Welt, die zwischen Licht und Schatten trennt, ist das Ich nicht in der Lage, handelnd die Grenze zwischen Nicht-Sein und Sein zu überschreiten. Immerhin bleibt ihm die Hoffnung, die Vision. Das Kompositum „hoffnungsstarr“ verbindet beide Aspekte. Das Ich sieht seinen eigenen Schatten: es nimmt seine Bewegungen von außen wahr, geht zu sich selbst auf Distanz. Der Wirklichkeitsfremde preist sein Idol, den angesprochenen Freund, und ruft ihm zu:

Eile Freund ! und gieb der That  
Göttlich-hohe Kunde.

Aufgefordert wird also zu einem Handeln, das mit tiefem Wissen

---

<sup>54</sup> Merkel: Briefe an ein Frauenzimmer, S.548.

<sup>55</sup> Boehlendorff: Recurs, S.9.

verbunden und daher geheiligt ist. Die Tat bedarf der Reinheit des Gedankens, die Idee der Kraft der Tat. Das Ich sieht sich im Ideal in einer Symbiose mit dem Angeredeten:

Du mein Adler, ich dein Schwan,  
Sieh! die Wolken machen Bahn.

Boehlendorff bedient sich hier alter Symbole und stellt dem himmelstürmenden Wappenvogel der Mächtigen den Vogel Apolls, des Gottes der Musik und der Dichtkunst, gegenüber. Der Adler gilt als kühn und kraftvoll; der Schwan ist Sinnbild des reinen, stillen, melancholischen Sängers.<sup>56</sup> Wenn Adler und Schwan, Tat und Poesie, eine Verbindung eingehen, so werde damit der Keim gelegt zu etwas Neuem; die Frucht sei sicher, dauerhafter Ruhm werde nicht ausbleiben. In einer Apotheose, die klanglich von Alliterationen (H, G, L) bestimmt ist, schließt der Sänger wirkungsvoll:

Heil'ger Held der künft'gen Zeit,  
Heut' will ich dich grüßen,  
Morgen wird mein Lied verwehn,  
Doch dein Lorbeer nicht vergehn!

„S.“, an den dieses Preislied gerichtet ist, der Mann der Tat, ist, wie Freye vermutet, der Bremer Senator Smidt.<sup>57</sup> Ähnlich pries Boehlendorff seinen Schweizer Freund Johann Rudolf Steck als einen,

---

<sup>56</sup> So stellte etwa auch Herder in seiner Elegie *An die Ostsee* beide Vögel einander gegenüber: „Niemals kämpfen auf Dir und um Dich Drachen und Adler, / Schwäne besuchten auf Dir Phaéthons glänzendes Grab.“ In: *Adrastea*, Bd.3 (1802), 1. (5.) Stück. SWS XXIII, S.468. - Ein weiteres Beispiel ist Matthissons *Hymne an die Phantasie*: „Schwingst dich höher hinan, [...] / Wo sein Haupt der Adler majestätisch hebt, / Und der melodische Schwan / Horchet der Leier begeisterndem Silberklang!“ In: Friedrich von Matthisson: *Gedichte*. Hrsg. von Gottfried Bölsing. Bd.1: *Die Gedichte von 1776-1794* (= Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, 257). Tübingen 1912, S.95-97; hier S.96.

<sup>51</sup> Freye: Boehlendorff, S.175.

der Denken und Tun zu fruchtbarer Einheit zusammenbringe: „Wir begegneten uns im Gefühl und im Gedanken - in der Handlung auch; aber Du warst viel größer und besser, denn Du thatst das, was ich nur wollte, oder phantasirte".<sup>58</sup> In einem Sonett<sup>59</sup> an ebendiesen Freund aus dem Kreis der „freien Männer" verwendet Boehlendorff wieder das Bild des Schwans und gestaltet es aus:

Es öffnen sich die alten Götterhallen,  
Der Schwan erhebt das silberne Gefieder.

Mit Hymnenton läßt er die Flügel schallen,  
Zur Heimat im Olymp hinanzuwallen,  
Das regt in seinem Geist die Freudenlieder.

Der Sänger hat Verbindung zur Götterwelt; seine „Waffen", die Kunst, haben ihren Ursprung im Göttlichen, dessen Abglanz durch ihn die Welt erreicht: „Und muth'ge Strahlen in das Dunkel fallen." Die Dichtkunst vermag Nacht und Tod zu besiegen, konkret etwa der kurzlebigen Liebe Dauer zu verleihen. Wenn die „Muse" aus ihrer mythologischen „Heimat" auf die Erde herabsteigt - dies eine bei Boehlendorff mehrmals zu findende Allegorie<sup>60</sup> -, werden „Waldnacht" und „Nebel" gleichsam zerteilt durch ihr Lied, bricht die „Dämmerung" durch; die wie zu Eis erstarrte Welt wird von der Poesie wiederbelebt. Man möchte auch in dem hier anklingenden Dichtungsverständnis eine Verwandtschaft mit Novalis' magischem Idealismus erkennen.

---

<sup>58</sup> An Steck, Frühjahr 1799. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.69. - Der Dichter wollte ebenso erfolgreich und lebensstüchtig sein: „Das Leben muß entweder aus einem Stück bestehen, im Handeln, Reden, Denken und Dichten groß, frei und wahr - und dennoch schön! - oder es ist nichts werth und der Mensch ist [...] ein Sklav gebohren", schrieb er in einem anderen Brief an Steck, 19.9.1802. Zit. nach ebd., S.200.

<sup>59</sup> An Steck. In: Poetisches Taschenbuch, S.293.

<sup>60</sup> Sonett (ohne Titel). In: Poetisches Taschenbuch, S.302. Ähnlich: Dichtkunst und Liebe, ebd., S.294; Elegie. An -, ebd., S.336.

In dem Gedicht *Der Gefangene*<sup>61</sup>, später erweitert unter dem Titel *Der gefangne Dichter*<sup>62</sup>, geht es Boehlendorff um das als dunkel empfundene Schicksal und die Sehnsucht nach innerer Freiheit, die er in einem Brief „das göttlichste der Güter“ nennt.<sup>63</sup> Die Welt erlebt der Sprecher als vergänglich, und keine ihrer Schönheiten, wenn sie denn kurz aufleuchten, vermag er wahrzunehmen: Für das eingekerkerte Ich ist die Welt ohne Licht. Die düstere Gestimmtheit wird unterstrichen durch die Chevy-chase-Strophe:

Ist dieser dunkle Raum die Welt,  
Wo Tag und Leben flieht?  
Ein Nebel, nie vom Strahl erhellt,  
Mit Blindheit mich umzieht!

In einem reimlosen hymnischen Gedicht<sup>64</sup>, das damit inhaltlich teils übereinstimmt, teils kontrastiert, lobt das Ich die wiedergewonnene Schaffenslust. Während es selbst blind bleibt, ist für den erneut schöpferisch Tätigen die Dunkelheit durch das Licht des Geistes glücklich überwunden:

Keine Nacht mehr fürchtend - ihm naht,  
So ahnt er - Licht, das himmlische -  
Ihn berührt ein Gott.

Die Bedeutung der Nacht, des Dunkels - ein sehr häufiger Topos in Boehlendorffs Lyrik<sup>65</sup> - ist vielfältig. Die Nacht ist nicht nur die

<sup>61</sup> In: Irene. Eine Monatsschrift. Hrsg. von Gerhard Anton von Halem. Berlin 1802. Bd. 3, Nov. 1802, S.294.

<sup>62</sup> In: Wega. Ein poetisches Taschenbuch für den Norden. Hrsg. von Ulrich von Schlippenbach. Mitau 1809, S.119.

<sup>63</sup> An Steck, 25.12.1801. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.164.

<sup>64</sup> Ohne Titel. Als Beilage zu einem Brief an Steck, 12.5.1799. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.72.

<sup>65</sup> Bezeichnend ist, daß Boehlendorff dem *Taschenbuch* als „Prolog“ Paul Flemings Gedicht *Die Nacht* voranstellte (Poetisches Taschenbuch, S.XIX f.; dazu vgl. Boehlendorff: Recurs, S.26 f.).

Zeit des Unheils und des Todes: „Mattes Silber an den Särgen - / Man versenkt sie in die Nacht“<sup>66</sup>, sondern auch die Zeit der Wunder und der guten Geister wie in den „Romanzen“ *Die Nixe der Weser* und *Der Indianer am Niagara*<sup>67</sup>. Die Nacht ist Symbol der Gottesferne und zugleich die Zeit der Verklärung in dem legendenhaften Gedicht *Die Erscheinung der Jungfrau*<sup>68</sup>, vor allem aber die Zeit der sich entfaltenden Seele. Romantisch klingt folgende Strophe des Gedichts *Auf dem See*<sup>69</sup>, in dem Boehlendorff das im 18. Jahrhundert beliebte Motiv der Kahnfahrt<sup>70</sup> gestaltet:

Horch, der Töne neues Leben!  
Nachtigallenchör' entschweben,  
Und des Mondes Blick erhellt  
Eine neue Zauberwelt.

Welche Nacht nach dumpfer Schwüle!  
Welch ein Steigen der Gefühle!

Die äußere Dunkelheit ist Bedingung des Erwachens der inneren Kräfte. In dem Gedicht *Sänger, ein Wanderer*<sup>71</sup> wird sie gepriesen:

Lebensahnung! aus der Nacht  
Ewigkeit gebohren,  
Heil'ger Keim der Schöpfermacht,  
Sey mir unverlohren!

<sup>66</sup> Nach der Handschrift zitiert von Freye: Boehlendorff, S.238.

<sup>67</sup> In: Poetisches Taschenbuch, S.317-322, 329-333.

<sup>68</sup> Ebd., S.342-345.

<sup>69</sup> In: Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1800. Hrsg. von Qhristian] L[udwig] Neuffer. Stuttgart, S.154 f.

<sup>70</sup> Vgl. Bernhard Blume: Die Kahnfahrt. Ein Beitrag zur Motivgeschichte des 18. Jahrhunderts. In: Ders.: Existenz und Dichtung. Essays und Aufsätze. Ausgew. von Egon Schwarz. Frankfurt a.M. 1980, S. 195-236.- Auch Herder verwendete das Motiv in seiner Hymne *Der Genius der Zukunft*.

<sup>71</sup> Das neunstrophige Gedicht blieb zu Lebzeiten des Dichters ungedruckt. Zit. nach dem Teilabdruck bei Freye: Boehlendorff, S. 173, nach einer Abschrift von Johann Diederich Gries.

Die Nacht, welche die Grenzen auflöst und hier mit der Ewigkeit assoziiert wird, ist die Zeit, in der die Schöpferkraft des Poeten entbunden wird. Sie ist als Gebälerin des Tages auch der Mutterboden, in dem die Saat des Geistes keimen kann.<sup>72</sup> Nachts ist die geistige Leistung, das Kunstwerk, noch nicht Realität, sondern nur „Ahnung“, Potenz. Alles ist in der „Ahnung“ verborgen, sie ist darum - wie die Nacht selbst - „heilig“.<sup>73</sup> Gerade aus der Nacht heraus werde die „goldne Zeit“, das Goldene Zeitalter, in dem das Wort des Dichters herrscht, wiedererstanden. In priesterlichem Ton wird verkündet:

Sie kömmt, die Zeit! gebt Acht, ich wills euch lehren.

[...]

Wann kömmt der Geist? - die Nacht wird ihn gebähren!<sup>74</sup>

Zugrunde liegt die Vorstellung von der Nacht, wie sie etwa in der griechischen Göttin Nyx personifiziert ist, als der Sprecherin höchster Gedanken.<sup>75</sup> Dasselbe Bild gebrauchte Boehlendorff in einem Brief von 1799 - also vor Erscheinen von Novalis' *Hymnen an die*

<sup>72</sup> Vgl. zu diesem Motiv auch die von Freye aus dem Nachlaß des Dichters abgedruckte *Parabel*: Ein einsamer Sängler durchirrt einen nächtlichen Garten, wo der „Odem“, der „Dufft“, einer „Nachtviole“ „sein geistiges Ich“ belebt (Freye: Boehlendorff, S.286).

<sup>73</sup> Von der „heil'gen dunkeln Mitternacht“<sup>41</sup> spricht das Ich in einem unbetitelten Sonett (in: Poetisches Taschenbuch, S.312), von der „heil'gen Sternenhelle“ in *Auf dem See* (vgl. Anm. 69). In „heil'ge[n] Ahnungen“ bestehen für Boehlendorff die Ursprünge der Kunst, vgl. An die Kunst (Anm. 48) und Die Reise nach den Alpen. In: Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, auf 1802. Bremen, S.80-83; hier S.83.

<sup>74</sup> Sonett (ohne Titel). In: Poetisches Taschenbuch, S.301.

<sup>75</sup> Vgl. Ernst Thomas Reibold: Die bipolare und ambivalente Symbolik der Nacht und Dunkelheit. In: Werner Bies und Hermann Jung (Hrsg.): Mnemosyne. Festschrift für Manfred Lurker zum 60. Geburtstag (= Bibliographie zur Symbolik, Ikonographie und Mythologie, Ergänzungsb. 2). Baden-Baden 1988, S.35-44; hier S.42.

*Nacht* -, in dem er einen Geistesverwandten charakterisierte: „Ich habe hier [...] auch einen andern Freund, der es im Geist und in der Wahrheit ist, die gewiß, wenn es Zeit ist, aus ihrem Dunkel hervorbrechen werden; der letzte ist *Dr. Hölderlin*“.<sup>16</sup>

Die entfesselten Geistes- und Seelenkräfte des Menschen besingt Boehlendorff auch in einem Lied auf den *Winter*<sup>71</sup>, der hier weniger mit dem Frost als mit der Finsternis assoziiert wird. Das sechsstrophige Gedicht ist antithetisch aufgebaut. In der ersten Hälfte wird der Winter klagend angerufen, der - noch gut aufklärerisch - Dunkelheit bringt, das Licht verdrängt:

Stehst mit der Nacht im Bunde,  
Muß sich Tag und Licht dir neigen.

Alles Leben wird vom wiederkehrenden Winter verbannt in die „Klüfte“, es erstirbt hinter klirrenden „Ketten“, ebenso das „Feuer“, die „Flammen“ der „Freyheit“. Doch der Gefangenschaft der gesamten Natur hat der Mensch etwas entgegenzusetzen: seine „Seele“, seinen „Geist“. Beide werden im zweiten Teil angeredet; der Sprecher ruft auf, sich auf sie zu besinnen. Gerade während der Dunkelheit empfängt der schöpferisch Tätige neue „Kraft“ aus den Tiefen

---

<sup>76</sup> Boehlendorff an Philipp Emanuel von Fellenberg, Homburg, 10.5.1799. Zit. nach: [Friedrich] Hölderlin: Sämtliche Werke (= Große Stuttgarter Ausgabe. Hrsg. von Friedrich Beißner). Bd.6: Briefe. Hrsg. von Adolf Beck. 2. Hälfte. Stuttgart 1958, S.572.- Zur Beziehung Boehlendorffs zu Hölderlin vgl. auch Adolf Beck: Aus dem Freundeskreise Hölderlins nach 1800. In: In libro humanitas. Festschrift für Wilhelm Hoffmann zum sechzigsten Geburtstag 21. April 1961. Stuttgart 1962. S.315-335, bes. S.326 ff.: Ein Gespräch über Hölderlin bei Casimir Ulrich Böhlendorff in Berlin; Paul Raabe: Die Briefe Hölderlins. Studien zur Entwicklung und Persönlichkeit des Dichters (= Germanistische Abhandlungen, 2). Stuttgart 1963, S.85-89; Renate Böschenstein-Schäfer: Hölderlins Gespräch mit Boehlendorff. In: Hölderlin-Jahrbuch 14 (1965/66), S. 110-124.

<sup>77</sup> In: Poetisches Taschenbuch, S.338 f.

seiner Gefühlswelt, so daß er dem Winter - scheinbar paradoxerweise - die schönsten Früchte des Geistes verdankt.<sup>78</sup> Der Geist vermag dem Winter zu trotzen, die Welt aus ihrer Erstarrung zu erlösen. Aber es bedarf der Ermahnung, des Aufrufs: das Dichter-Ich ermuntert sich selbst, produktiv zu werden, die ungesungenen Lieder aus dem „Kerker“ des Körpers freizusetzen. Nur der Kampf der Geisteskräfte gegen die Widerstände der Physis führe zur Freiheit: „Wie zum Guten können wir *iezt* auch zu dem Schönen nur durch Kampf hindurchdringen“, schrieb Boehlendorff in einem Brief.<sup>79</sup>

Die Nacht, die - im Hinblick auf den kommenden Tag - die Bewegung des Geistes hervorbringt, ist - im Rückblick auf den vergangenen Tag - die Zeit des Stillstands:

Stille steigt aus dunkeln Gründen,  
Und in heil'gern Schweigen ruht  
Schon das Ufer und die Fluth.<sup>80</sup>

Wie die Natur kommt auch die Seele zur Ruhe, auf deren erlösende Wirkung der Sprecher vertraut:

Und stille Nacht umringt den Sehensmüden.  
O süße Ruhe! winkst du mir hienieden?  
[..]  
All' Leid und Qualen sind von mir geschieden.<sup>81</sup>

Die Nacht ist schließlich die Zeit der Träume, in deren Nachvollzug das Ich die Realität spielerisch transzendiert:

---

<sup>78</sup> Die Vorstellung von einem schöpferischen Winter steht auch hinter folgendem Vergleich in Boehlendorffs Drama *Fernando*: „Doch nicht gleich einem rauhen, kalten Winter, / Der blätterlose Bäum' erstarren macht, / Nein, der mit reinem Schnee des Sommers Grün / Zu neuer Auferstehung birgt [...]“ *Fernando* oder *Kunstweihe*. Eine dramatische Idylle. Hrsg. von Boehlendorff. Bremen 1802, S.16.

<sup>79</sup> An Steck, 25.12.1801. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.164.

<sup>80</sup> Auf dem See (vgl. Anm. 69).

<sup>81</sup> Sonett (ohne Titel). In: *Poetisches Taschenbuch*, S.298.

Wie, wenn der Mond erwacht,  
 Sah ich in gold'nen Zweigen  
 Ein sanftes Licht sich neigen  
 Aus dämmernd-süßer Nacht.<sup>82</sup>

Das träumende lyrische Ich sieht zwei weiße Tauben umeinander flattern und spürt den Hauch Amors. Beide Bereiche, die geträumte Wahrnehmung und die Mythologie, werden durch das von Boehlendorff (und seinen Zeitgenossen) gern gebrauchte Wort „Ahnung“ verbunden. Diese reizvolle Spannung, wobei beide Sphären in Bezug gesetzt, aber getrennt bleiben, wird aufgehoben, als die Tauben aus dem Licht in den dunklen Urgrund des Mythos einfliegen: „In ihrer Göttinn Schooß“.

Anders als die Metaphorik der Nacht mit ihrer Polyvalenz ist die Metaphorik des Mittags traditionell festgelegt. Dem glühenden „Mittagsstrahl“ entflieht der Bergwanderer in dem Sonett *Der Mittag*<sup>83</sup>, Die Öde des Gipfels - kein Laut, kein Leben -, das Ausgesetztsein dem Licht und die grenzenlose Freiheit sind bedrohlich. Diese Sinnbildlichkeit wird erzählend ausgestaltet in der „Romanze“ *Die Reise nach den Alpen*<sup>84</sup>. Der vermessene Aufstieg in die Höhe, die „Götterwohnung“, bringt den Tod. Die Bergwanderung zweier Freunde wird zunächst in romantischen Liedstrophen geschildert, die wie ein Vorklang Eichendorffs anmuten:

Schöne Stunden, holde Lieder  
 Laden beide zum Genuß -  
 Innig Arm in Arm geschlungen;  
 Rings der Sphären Melodie

<sup>82</sup> Der Traum. In: Poetisches Taschenbuch, S.333-335; hier S.335.- Dieses etwas süßlich wirkende Lied erklärte Freye: Boehlendorff, S.174, für „gehaltlos“, nur wert, „ewiger Vergessenheit“<sup>41</sup> anheimzufallen.

<sup>83</sup> In: Poetisches Taschenbuch, S.420, unter dem Namenskürzel F.

<sup>84</sup> Vgl. Anm. 73.

Von der Ahnung Strahl durchdrungen,  
Hellen Auges wandern sie.

Aus der „göttlichen Begeisterung“, die die Gipfelwanderer ergreift, wird ein „Götterwahn“: Die „der Erd' entfliehen“, „sinken“.<sup>85</sup> Zu diesem Gedicht im fallenden Versmaß steht das Erlebnisgedicht *Auf dem Trippstein*<sup>86</sup>, im steigenden Versmaß geschrieben, in Kontrast. Darin wird eine Bergbesteigung - „empor zu jenen Götterhallen“ - mit dem Streben des Menschen parallelisiert, seine seelischen Kräfte zu sammeln und aus dumpfer Bedrückung sich zu erheben in die Freiheit. Der Wanderer ruft auf, den Göttern eine Dankeshymne zu singen, denn auf ihren „heiteren Bergeshöh'n“ werde den Menschen der Seelenfrieden geschenkt.

Im Gegensatz zum Berg, der als Sinnbild ambivalent ist, gewährt das Tal Schutz, Geborgenheit: Mit dem Vers „Zum dunklen Thale will ich hoffend eilen!“ schließt das Sonett *Der Mittag*<sup>87</sup>. Ein hymnisches Blankversgedicht mit dem Titel *Phantasien*<sup>88</sup> beginnt mit der Anrufung:

Empfang mich Thal! du meiner Sehnsucht stilles  
Und letztes Ziel! in deiner Felsen Schooß,  
In deines dichten Hains Umschattung ruht  
Die vSeele von des Tages Wirbeln aus.

---

<sup>85</sup> Dies ist sicherlich eine Reminiszenz an den Tod eines Gefährten Boehlendorffs aus dem Kreis der „freien Männer“: Friedrich August Eschen aus Eutin war im August 1800 auf einer Bergwanderung, die er mit einem gemeinsamen Freund unternommen hatte, nahe dem Montblanc in eine Gletscherspalte gestürzt und tödlich verunglückt.

<sup>86</sup> Zu Lebzeiten des Dichters ungedruckt. Zit. nach Freye: Boehlendorff, S.75, nach einer Abschrift von Johann Diederich Gries.

<sup>87</sup> Vgl. Anm. 83.

<sup>88</sup> In: Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, auf 1802. Bremen, S.77-79.

Der Sänger fühlt sich nicht in Gott geborgen, sondern klagt sein Leid und das der Menschheit, die er als Opfer des „finstre[n] Schattenfähmann[s]“ Charon sieht. Das Tal nimmt die Stelle eines liebenden, sich erbarmenden Schöpfers ein, dann die Natur insgesamt. So wechseln in diesem Gedicht klagende mit hymnischen Sequenzen. Auf seiner Lebenswanderung weiß sich das Ich in die „Harmonien der Elemente“ einbezogen, mit der Welt eins:

[...] bin ich an deinem Mutterherzen  
Natur! und was nicht dein ist, ist nicht mein!

Der Sänger feiert die Natur, die wie das Tal und die Dunkelheit als weiblich und mütterlich, beschützend und gebärend, vorgestellt wird. Der „dunkeln“ Kraft der „Natur“ verdankt der „Geist“ seine „Macht“: Er wird - so lehrte es Fichte - nur durch die von ihm selbst gesetzte Natur seiner selbst bewußt. Dieser Geist beherrscht als „Gewalt des Lebens“ jede einzelne Naturerscheinung. So wird nicht nur die Natur insgesamt, sondern am Schluß der durch das Tal, das pars pro toto der Natur, fließende Bach angesprochen:

Es führt auch dich ein stiller Geist, den waltend  
Die Mutter aller dir zum Führer gab.

In diesem Bild eines einheitlichen Lebens im Universum, dessen einzelne Erscheinungen in einem sinnvollen Zusammenhang stehen, hat sich vermutlich Boehlendorffs Berührung mit der Naturmetaphysik Schellings niedergeschlagen.<sup>89</sup> Eine Elegie mit dem ähnlichen Titel *Die Phantasie*<sup>90</sup> deutet die mannigfaltigen Formen

---

<sup>89</sup> Boehlendorff hörte 1799/1800 in Jena Vorlesungen Schellings und war mit dessen Schüler Henrik Steffens befreundet. Vgl. Freye: Boehlendorff, S.73, 84, 88.

<sup>90</sup> Die Phantasie. Mythe; an Ernst v. K. In: Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland. Hrsg. von Joh[ann] Friedlich] Recke. Mitau. Bd.2, Nr. 28, 10.7.1805, S.24-26.

der materiellen Welt bis hinauf zur Psyche des Menschen als Wirkungen einer einzigen lebendigen Kraft. Proteushaft wandelt sich die Allmutter Natur, die Nacht und Tag beherrscht; auch die rasch wechselnde emotionale Befindlichkeit des Subjekts ist ihr unterworfen:

Willst Du die Mutter sehn, so schau in die Tiefe des Wassers  
 [...].  
 Öfters wohnt sie hier, doch wechselt sie öfter und weilet  
 Nimmer am selbigen Ort; fliehend erscheint sie Dir.  
 Königin ist sie im Schlummer der Nacht; in feyernder Stunde  
 Singt ein geistiger Chor ihrer Verwandlungen Macht.  
 [...]  
 Mächtig ist sie, damit die Elemente der Seele  
 Dahin zu richten und dort, wie es der Hohen gefällt.

Solchen feiernden, preisenden Gesängen stehen bei Boehlendorff andere gegenüber, in denen die elegischen Töne dominieren und keineswegs von der Harmonie alles Lebendigen die Rede ist. Ausdruck dieser Disharmonie ist die - bereits in den zuletzt zitierten Versen anklingende - Zerrissenheit der „Seele“. Der Klagelaut „Ach!“ ist kein metrisches Füllsel:

Wo find' ich, ach! des Lebens Harmonieen?  
 Bist ewig du Natur, du Geist, im Streite?  
 So treib' ich, wähnend, irrend in der Weite  
 Und seh des Lebens Bild von hinnen fliehen.  
 [...]  
 Der Seele holder Einklang bleibt verborgen,  
 Denn ewig ringt der Geist mit tück'schen Mächten.<sup>91</sup>

In diesem Sonett scheint der Zwiespalt umschrieben, dessen Opfer der Dichter selbst wurde: ein wacher, nach dem Höchsten strebender Geist, aber eine instabile Persönlichkeit, die dem Leben nicht gewachsen war. Vor der Verzweiflung bewahrt - auch dies ein häufiges Motiv bei Boehlendorff - die tröstende Macht der Liebe:

---

<sup>91</sup> Sonett (ohne Titel). In: *Poetisches Taschenbuch*, S.297.

So wird ein Gott die Streitenden versöhnen!  
 Ach! Liebe steigt vom sanfterhellten Morgen,  
 Und sie versöhnt mit Schmerzen und mit Thränen.

Während das Ich hier trotz aller Vergänglichkeitsstimmung an den Morgen glaubt, wird im darauffolgenden Sonett<sup>92</sup> der Abendfrieden gepriesen. Die süße Erinnerung an Jugend und Liebe soll das ruhige Dasein an der Schwelle zum „Elysium“ verschönern. Beide Sonette bilden eine Einheit mit einem dritten<sup>93</sup>, in dem die Phantasien des Ichs zur Vision gesteigert werden: Nach dem Morgen- und dem „Abendroth“ erlebt das Ich nun den Aufgang einer „neue[n] Sonne“, meint es Zeuge einer Kosmogonie zu sein. Der ungeheure Lichtglanz blendet das Auge des Sterblichen; eine Stimme verspricht, den Anblick ihm zu gewähren, aber - bezeichnend für die Antithetik bei Boehlendorff - um den Preis des Todes. Diese drei zusammengehörigen, ins Kosmische ausgreifenden Sonette mit ihrer erhabenen und doch ebenso anschaulichen wie gefühlsgesättigten Sprache gehören zum Eigensten und Besten, was Boehlendorff geschaffen hat.

Einige Gedichte des Autors sind von noch deutlicherem, unverkennbarem persönlichen Gehalt. Sie künden vom Scheitern eines - seines - Wollens. Das Subjekt vermag weder Gott oder einer göttlichen Macht zu danken noch im Bewußtsein der eigenen Kraft das Dasein zu meistern. Das Schicksal des Ichs ist das Unterwegssein. Es sehnt sich nach Erfüllung, aber sein Wandern ist ziellos, der Gegenstand seines Sehnsens nicht näher bestimmbar:

Ich wandre, ein Blinder,  
 Der den Himmel sich denkt.<sup>94</sup>

<sup>92</sup> Ohne Titel. Ebd., S.298.

<sup>93</sup> Ohne Titel. Ebd., S.298 f.

<sup>94</sup> Ohne Titel (vgl. Anm. 64). Ähnlich in dem Gedicht *Der stille Geist*. In: Mnemosyne. Eine Zeitschrift, Bd. 1,2. Stück., Altona 1800 [kein Exemplar ermittelt]. Zit. bei Freye: Boehlendorff, S.174.

Das Gedicht *Einsamkeit* spricht wie kaum ein anderes von dem Unglück des Irrenden:

Mich treibt ein unerklärlich tiefes Sehnen  
 Durch's Leben hin;  
 Ich suche Frieden, ach! und finde Thränen,  
 Wo ich auch bin.<sup>95</sup>

Der trottsende Jambus spiegelt den unausgesetzten, müden Schritt des ruhelosen Wanderers. Die Langzeilen (Elfsilbler) deuten auf die Unendlichkeit seines Weges, die Größe seines Vorhabens, die Unstillbarkeit seiner Sehnsucht. Die Kurzzeilen haben im Gegensatz dazu männliche Reime; der weite Flug des Geistes scheint hier abrupt zu enden. Hochgespannte Erwartungen und die harte Wirklichkeit stoßen aufeinander. Den Wechsel von langen und kurzen Zeilen kennt man von Goethes Lied *Nähe des Geliebten*, doch der Gehalt widerspricht Versen wie den Goetheschen: „Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne / Du bist mir nah!“ Gerade die Liebe ist es, die das Ich sucht und nicht findet, ein Halt, ein Zuhause; und - auch dies beschreibt Boehendorffs eigenes Schicksal - seine Schöpferkraft versiegt:

<sup>95</sup> In: Karl Petersen's poetischer Nachlaß. Manuscript für seine Freunde. Cöln 11846], S. 165. Der Herausgeber vermerkt: „als zweifelhaft müssen namentlich bezeichnet werden: [...] die beiden kleinen Gedichte 'Ungestilltes Sehnen' und 'Einsamkeit,' die möglicher Weise von *Böhlendorf* sein können.“ (S.XVIII) Diese Zuschreibung wurde von Grotthuß: Das Baltische Dichterbuch, S.342, Freye: Boehendorff, S.275, und der übrigen Boehendorff-Forschung und -Rezeption übernommen. Inhaltlich berühren sich beide Gedichte mit den von Freye, S.234 f., mitgeteilten Versen aus Boehendorffs, des „Einsamen, Verlassenen, Unbeglückten“ (zit. nach ebd., S.234) letzten Manuskripten sowie z.B. auch mit denen in einer Mitauer Sammlung veröffentlichten Elegie *Das Verhängniß. An Herrn Professor C.*: „Trage mich, mein Verhängniß, bis an die Schatten des Grabes, / Wiege dein Kindlein sanft, träufle ihm Frieden und Ruh [...]“. In: Kuronia, eine Sammlung vaterländischer Gedichte. Hrsg. von Ulrich Freiherrn von Schlippenbach. 3. Sammlung. Mitau 1808, S.22.

Kein Weib, kein Kind beschwichtigt meinen Busen  
 Im Lebensdrang,  
 Und es versagen selbst die holden Musen  
 Mir den Gesang.

Das Daseinsziel in der Ferne entschwindet; der Sänger wendet sich zurück. Nun soll ihn der Weg dorthin führen, wo seine Wanderschaft ihren Ausgang genommen hat; Anfang und Ende seines unsteinen Lebens werden identisch: Die Erde, die ihm als Grab dienen soll, wird als Mutter personifiziert. Nach Art der Hymne schließt das Gedicht mit einem Gebet. Aber der Blick richtet sich weder an Gott noch an die erhabene Natur oder ein Himmelsphanomen, sondern nach unten. Es ist eine verzweifelte Bitte, in der man eine Vorausdeutung auf den Freitod sehen mag, den Boehlendorff wählte:

Nimm du mich auf, du heil'ge Mutter Erde,  
 In deinen Schoos!

Diese Anrufung korrespondiert mit dem Ausruf „O traurig Loos!“, in dem das Ich den aufsummierten Schmerz zusammenfaßt. Was an diesem Gedicht ergreift, ist die schlichte, natürliche Sprache, der Verzicht auf pathetische Licht- und Himmelsmetaphorik, die Steigerung: Aussage, Ausruf, Gebet, und der erschütternde Ausklang.

„Soll ich immer weiter wandern [...]?“ Dieser kaum mehr aufbegehrenden, pessimistischen Frage am Beginn eines im Motiv verwandten Gedichtes<sup>96</sup> steht am Ende der Befehl des Ichs an sich selbst gegenüber: „Werd' nicht mud“. Das Ich möchte dem Flug des Schwans der „Heimath“ entgegen folgen: Der melancholische Sänger, der sein Ziel findet, ist das Wunschbild des im „Nebel“ irrenden

---

<sup>96</sup> Ungestilltes Sehnen. In: Petersen: Poetischer Nachlaß, S.164 f.

Wanderers, der sich als Poet „kein[em] Herz[en]“ mehr mitzuteilen vermag.

Während sich das Ich hier ermahnt, sich nicht verloren zu geben, klagt es in den Sonetten *Die Hoffnung* und *Das Dunkel* die „grausame Hoffnung“ an, welche die Qualen des Menschen verewige;<sup>97</sup> es stellt aber auch fest, daß niemand ohne den „Hoffnungswahn“<sup>98</sup> leben könne.<sup>99</sup> Der Zuversicht in *Auf dem See*: „Gleit' ich auf der dunkeln Welle, / Mit der Hoffnung munterm Sinn,“<sup>100</sup> steht ein tiefer Pessimismus gegenüber in dem Sonett *Ahnung*<sup>101</sup>. Darin hat Boehlendorff nochmals das Motiv der Kahnfahrt aufgegriffen, aber ganz entgegen der üblichen Verwendungsweise gestaltet. Das „Licht“ der Hoffnung trägt, ist nur ein „erhellter Abgrund“, und die schimmernde Küste bleibt unerreichbar. Die „Sonne“ wird nicht hymnenhaft angerufen, sondern angeklagt: „Du zeigst dem Sehnen-den ein goldnes Grab“. Die *navigatio vitae* scheitert: Mit dem Ruf „lebt wohl an den Gestaden!“ schließt der Sinkende mit dem Leben ab. Die Seele gewinnt nicht das rettende Ufer wie im letzten Vers von *Auf dem See*: „Schlägt mein Schiff an's Ufer an“<sup>102</sup>, nicht

<sup>97</sup> In: *Poetisches Taschenbuch*, S.431, 416; beide Sonette unter dem Namens Kürzel F.

<sup>98</sup> Tizians Geliebte, von ihm selbst gemalt, zu dem jungen Pater, der sie betrachtet. In: *Irene 1802* (vgl. Anm. 61), S.282 f.

<sup>99</sup> Die Hoffnung (vgl. Anm. 97). - Es mag für die Bedeutung der Hoffnung für den Dichter selbst sprechen, wenn es in einem Prosatext - es handelt sich um tagebuchartige Briefe - heißt: „Zum Vagabundenleben verdammt, werde ich nicht eher ruhen, als unter den letzten Trümmern meiner Hofnungen begraben.“ *Abentheuerliche Briefe*. Von dem Verfasser des *Fernando*. In: *Taschenbuch für das Jahr 1803*. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Frankfurt a.M., S.145-160; hier S.147.

<sup>100</sup> Vgl. Anm. 69.

<sup>101</sup> In: *Erholungen*. Hrsg. von W[ilhelm] G[ottlieb] Becker. Leipzig 1802. 3. Bdch., S.227 f.

<sup>102</sup> Vgl. Anm. 69.

den Hafen, wie im Schlußvers des Sonetts *an Raison*: „Träum' ich den Hafen, wo die Welle ruht“<sup>103</sup>. In einem späten Kahnfahrt-Gedicht dagegen, veröffentlicht in einem Mitauer Almanach, läßt Boehlendorff das vagierende Ich auf eine erfolgreiche Etappe seiner Lebens-reise zurückblicken:

Fahre, fahre, mein Nachen,  
Auf der zürnenden Woge hin!  
Nach viel Nächten und Tagen  
Hab' ich mich durch die Brandung geschlagen,  
Ist wohl kühner und heller mein Sinn.<sup>104</sup>

Frcyc und Kelletat erklärten für das schönste Lied des Dichters seine 1819 in einer Dorpater Sammlung erschienenen Strophen *Mit dem Pflüger wach und auf*.<sup>105</sup> Der damals seit anderthalb Jahrzehnten durch das Baltikum Wandernde hat das Leben hier nicht als Irrfahrt, sondern als Wallfahrt aufgefaßt. Der Weg des homo viator führt - trotz des fallenden Metrums - nicht bergab, sondern ein Tal - die Welt als Tal verstanden - hinauf, bis der Blick in „den Morgen“, die Ewigkeit, frei ist. Aus dem „Grablied“ (erste Strophe) ist somit dennoch ein „Morgenlied“ (dritte Strophe) geworden. Ein „Pilger“ wie der Angesprochene ist auch der Sänger, der, wie die dritte Strophe andeutet, zugleich sich selbst Mut zuspricht. Er selbst ist der Wanderer, der „oft“ seine Tage klagend zubrachte, aber - kennzeichnend wiederum der Gegensatz - häufiger noch das Zeichen

<sup>103</sup> In: Poetisches Taschenbuch, S.293.

<sup>104</sup> Der Kahn. In: Wega, Mitau 1809 (vgl. Anm. 62), S.131 f. Das Motiv der *navigatio vitae* begegnet auch in dem Sonett *Der Wechsel* (in: Poetisches Taschenbuch, S.410 f.) und in der „Romanze“ *Freudentodt* (ebd., S.340 f.).

<sup>105</sup> Anfangsvers des dritten Teiles eines Zyklus *Im Frühling IS 19*. In: Inländisches Museum. Hrsg. von Carl Eduard Raupach. Bd.1, H.3. Dorpat 1820, S.46. Vgl. Freye: Boehlendorff, S.230; Kelletat: Boehlendorff.

der Hoffnung trug: den „grünen“ „Wanderstab“.

Nur wenige Spuren in Boehlendorffs zu Lebzeiten veröffentlichten Werken erinnern an seine baltische Heimat. Auf dem Wege „nach Italien“ blickt das Ich in dem lyrischen Prosatext *Abenteuerliche Briefe*, sich an einen Freund nördlich der Alpen wendend, in das Land seiner Kindheit zurück:

Der kalte Nordländer streift nach der wärmern Zone und sucht ein Leben, das ihm die schlanken Birken um die stille Heimath her nicht machen können. [...] Säuselte mir unter Platanen stillerer Sinn, der durchdringt und festhält, als unter den Tannen meiner Heimath, wo ich auch ahnete, wie ein Kind?<sup>106</sup>

In dem Gedicht *Das Blümchen* vergleicht ein anderer Italienwanderer ein einzelnes „Blümchen von der Klippen Rande / [...] fern am dunkeln Strande“ mit den Blumen Hesperiens.<sup>107</sup> Auch das Sonett *Der Wechsel* beginnt offenbar mit einer Reminiszenz an die Ostsee:

Ich wohnt' als Kind am weit entfernten Strande,  
Da weilt' auf hohem Meere oft mein Blick.<sup>108</sup>

Vom Sommer 1803 an vagabundierte Boehlendorff durch die baltischen Länder, bis er, zehn Monate vor seinem Tod, auf dem Gut Markgrafen (lett. Mrsrags), Kurland, noch einmal seßhaft wurde. Jenen 21 Wanderjahren verdanken wir neben den freien Rhythmen

---

<sup>106</sup> Abentheurliche Briefe (vgl. Anm. 99), S. 147 f. - Übrigens hat Garlieb Merkel die *Abenteuerlichen Briefe* nicht verdammt: „Sie sind mit lebhafter Einbildungskraft geschrieben und reich an treffenden und gutgesagten Gedanken. Man behauptet, Herr Böhlendorf sei der Verfasser. Das würde mich sehr freuen, denn so hätte er einen großen Theil der Sünden, die er in seinem eigenen Taschenbuch begangen hat, wieder gut gemacht, und bewiesen, daß er, trotz seinen schlechten Gedichten, ein Mann von Geist und Verstände ist.“ Briefe an ein Frauenzimmer, Bd.6 (vgl. Anm. 5), 97. Brief, S.719-724; hier S.720 f.

<sup>107</sup> In: Erholungen. Hrsg. von W[ilhelm] G[ottlieb] Becker. Leipzig 1800. 4. Bdch., S.283 f.

<sup>108</sup> In: Poetisches Taschenbuch, S.410, unter dem Namenskürzel F.

*Der moderne Ossian am kurischen See*<sup>109</sup> noch ein anderes langes Gedicht mit einem Motiv aus Kurland: die angeblich fragmentarisch überlieferte Hexameterhymne *Herbstlied an den Stabburags*.<sup>110</sup> Boehlendorff soll diesen sagenumwobenen vorspringenden Felsen (Tränenfeisen', lett. Staburags) an der Düna in seiner letzten Lebenszeit „mehrmals“ aufgesucht und „öfter besungen“ haben.<sup>111</sup> Die Hymne beginnt mit einer Anrufung an den Felsen; danach erzählt das Ich von seiner Wanderung am Abgrund, bevor es den „heiligen Strom“ preist und schließlich auffordert: „Schau es, o Wand'rer“. In den Anfangsversen dieses Gesanges scheint sich das Schicksal des Dichters abzubilden:

Wunderwürdiges Hörn! Es treibt mich der Geist, dich zu suchen  
 Noch einmal im herbstlichen Mond. Im Frühmond versagtest  
 Du mir Huldigung, kurisches Hörn! Nun will ich's erringen  
 Dir zu flechten im dienstbaren Lied patriotischen Lichtkranz.  
 Lang umirrend auf täuschender Spur, wohl stürzt ich hinab mich  
 Durch die knitternden Aeste des gelbenden Hains an das tiefe  
 Dünagestad. Und unter dem Fuß ha! rauschet der Tod mir.  
 [...]  
 Weder wohin du sinkst, noch den Pfad gewahrst du im Sturze.

<sup>109</sup> Abgedruckt nach dem mit der Ortsangabe „M[arkgrafe]n“ versehenen Manuskript bei Freye: Boehlendorff, S.284-286. Freye, S.235, berichtet, daß noch weitere der spätesten, bisher ungedruckten Gedichte Motive der „kurischen Gegend“ aufweisen. Man darf auf Schellhases Edition (s. o.) gespannt sein. Zwei Gedichte in lettischer Sprache veröffentlichte 1824 und 1825 die *Latweeschu Awises* (Lettische Zeitung) in Mitau (vgl. Freye, S.242, 272, 274).

<sup>110</sup> Abgedruckt in: *Der Stabburags in Kurland*. In: *Album kurländischer Ansichten*. Gezeichnet und hrsg. von Wilhelm Siegfried Stavenhagen. Mit erläuterndem Text von verschiedenen Verfassern [= *Album baltischer Ansichten*. Bd. 1]. Mitau: Selbstverlag d. Hrsg. 1866, S.6 f. Über die Quelle findet man lediglich folgenden Hinweis: „Von seinem Herbstliede an den Stabburags sind noch folgende Verse gerettet.“ (S.6) Eine Angabe, ob der Titel von Boehlendorff selbst stammt, fehlt. - Freye erwähnt das Gedicht nicht.

<sup>111</sup> Ebd.,S.6.

## Ein nicht anerkannter Aufklärer, Schwärmer und Praktiker. Georg von Bock und sein neugefundener Zarenbrief aus dem Jahre 1802

Malle Salupere (Tartu)

Der Name Georg Karl Heinrich von Bock (1758-1812) ist in der baltischen Geschichte wenig bekannt, desto mehr aber wissen wir über das Schicksal seines ältesten Sohnes Timotheus Eberhard von Bock (1787-1836), der 1818 wegen eines Briefes an Alexander I. mit vernichtend kritischer Beurteilung seiner Regierung von diesem für verrückt erklärt und in der Festung Schlüsselburg gefangengehalten wurde. 1827 wurde er als unheilbar irrsinnig von Zar Nikolai I. auf sein Gut Waiseck (Vöisiku) unter Aufsicht entlassen, wo er sich nach 9 Jahren erschossen hat. Diese Linie ist erloschen, doch hat sich in der Familie die Überlieferung erhalten, wonach Timotheus Bocks Urgroßmutter, geb. von Fick (ihr Namensgeber war ein angesehener Staatsmann bei Peter I., der mit vielen Gütern in Livland, darunter auch Waiseck, belohnt worden war), eine uneheliche Tochter Peters des Großen gewesen sei. Vom Standpunkt der Psychologie aus ist es unwichtig, ob die Legende wahr ist oder nicht, denn wenn sie beiden Kontrahenten bekannt war, sie also vermuten konnten, daß sie beide gleichermaßen von dem großen Zaren abstammten, so werden ihre Handlungen begreiflicher: Bock jedenfalls fühlte sich berechtigt und berufen, dem Kaiser die Wahr-

heit zu sagen, ihn an seine anfänglichen Bestrebungen zu erinnern und zum tätlichen Eingreifen zu ermahnen.

Der estnische Schriftsteller Jaan Kross hat 1978 über Timotheus von Bock einen halbdokumentarischen Roman veröffentlicht, der in viele Sprachen übersetzt wurde und im Deutschen unter dem Titel *Der Verrückte des Zaren* erschienen ist.<sup>1</sup> Kross hat für seinen Roman alle bis dahin bekannten gedruckten und archivalischen Quellen über T. Bock herangezogen, darunter eine 1953 in Tallinn erschienene russische Monographie von A. Predtetschenski, der über den Vater seines Helden schreibt:

Georg Karl Heinrich v. Bock ist in seiner Jugend im Militärdienste gestanden. Nach seiner Abdankung lebte er auf seinen Gütern Woi-seck und Arrohof und wurde zum pernauschen Kreismarschall gewählt. Georg Bock ist durch seine Bemühungen bei der Wiederherstellung der Dorpater Universität bekannt geworden. Es ist auch bemerkenswert, daß er ein Anhänger der Idee einer Annäherung des baltischen und russischen Adels gewesen ist [dafür habe ich keinerlei Belege gefunden, M. S.1. In der Bauernfrage war er liberal gesinnt. Es ist bekannt, daß Alexander I. ihm am 9. Januar 1803 einen Brief geschrieben und in diesem seine Ansichten über eine stufenweise Verbesserung des Zustandes der livländischen Bauern gebilligt hat. Alexander war überzeugt, daß die Bauernbefreiung auch für Gutsbesitzer vorteilhaft sein würde. Es liegt außer Zweifel, daß der Brief des Zaren durch ein an ihn gerichtetes Schreiben von Georg Bock veranlaßt wurde. Solche Schriften, die allerlei Vorschläge zu den sozialpolitischen Reformen enthielten, waren zu Beginn der Regierungszeit Alexanders durchaus üblich. Der Inhalt des „Zarenbriefes“ von Georg Bock bleibt unbekannt. Daß aber seine Vorschläge die Bauernbefreiung im Blick hatten, geht aus der kaiserlichen Antwort hervor. Dieser Brief - dessen Text wir ebenfalls nicht kennen - war von dem Sohne des Georg Bock, Timofei Bock, am 20. April 1818 dem Livländischen Landratskollegium übergeben worden.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Jaan Kross: *Der Verrückte des Zaren*. Historischer Roman. München, Wien 1990.

<sup>2</sup> A. Predtetschenski: *Sovremennik dekabristov T. G. Bock*. Tallinn 1953, S. 18.

Diese kurze Information über Georg von Bock läßt sich durch Archivmaterialien wesentlich ergänzen. Ganz unerwartet bin ich vor einigen Jahren in Petersburg auf seinen „Zarenbrief“ gestoßen, und später ist es mir gelungen, noch weitere Materialien zum Thema zu finden. Die Materialien im Umkreis des „Zarenbriefes“ (deutschsprachige Originale mit englischer Übersetzung sowie die deutsche Übersetzung der kaiserlichen Antwort auf insgesamt 70 Folioblättern) befinden sich heute im Nachlaß des Rußlandhistorikers und Akademiemitgliedes Anton Christian Lehrberg (1770-1813) in der Petersburgischen Abteilung der russischen Akademie der Wissenschaften.<sup>3</sup> Der aus Tartu gebürtige Lehrberg, hochbegabt, aber arm, verdankte seine vorzügliche Bildung in Deutschland und England der großzügigen finanziellen Unterstützung Georg v. Bocks, der beabsichtigte, Lehrberg die Erziehung seiner drei Söhne zu übertragen. Elf Jahre lang, in Tartu und Petersburg, ist Lehrberg nicht nur der Hofmeister, sondern auch ein enger Freund sowohl seiner Zöglinge, besonders des ältesten Timotheus, als auch ihres Vaters gewesen.

Es ist merkwürdig, daß Lehrberg, von dem eine Betätigung in der Tagespolitik nicht bekannt ist, diese Materialien mit sich nach Petersburg genommen hat. Demnach ist der Vorwurf seines Liebblingsschülers Timotheus (dessen Plan, Lehrbergs Biographie zu schreiben, nach seiner Einkerkierung von Prof. G. F. Parrot verwirklicht wurde), Lehrberg habe sich den Gegenwartsproblemen entzogen, doch verfehlt. Daß er sich aber selbst dazu nicht vernehmen ließ, ist wohl mit seiner amtlichen Stellung bei der Kaiserlichen Akademie

---

<sup>3</sup> St. Petersburgische Abteilung des Archives der Russischen Akademie der Wissenschaften (AAW). Bestand 149, Reg. 1, Nr. 77. Bei weiteren Hinweisen auf dieses Aktenstück wird im Text das Blatt bezeichnet.

der Wissenschaften verbunden. Auch sein Freund und Kollege auf dem Gebiet der altrussischen Geschichte, J. Ph. G. Ewers (1779—1830), mußte, als er 1810 zum Professor der Dorpater Universität berufen wurde, versprechen, sich künftig nicht mehr, weder mündlich noch schriftlich, zur Bauernfrage zu äußern.<sup>4</sup> Es ist nicht ausgeschlossen, daß Lehrberg bei der Abfassung des Schreibens an den Zaren behilflich gewesen ist und eben deswegen die Materialien aufbewahrt hat.

Die englische Übersetzung auf 25 Blättern ist eine Reinschrift, der deutsche Teil aber stellt meist eine Rohfassung dar, mit breiten Rändern für Verbesserungen und Ergänzungen, oft schwer leserlich, mit einem sonderbaren Abkürzungssystem geschrieben.

Das aufgefundene Material zeigt, daß Georg von Bocks Anteil an den livländischen Bauernreformen gar nicht so unbedeutend gewesen ist und jedenfalls weit über die in der historischen Literatur vertretene Auffassung hinausgeht, wonach er nur ein Mitstreiter F. W. von Sivers' gewesen sei.

Sein erster Brief an den Zaren ist sehr bald nach dem am 8. Oktober 1802 in Kauguri mit Kanonen unterdrückten Bauernaufbruch geschrieben. Nach begeisterter Verherrlichung des jungen Imperators schreibt Bock, er habe aus Mangel an Vertrauen zu sich selbst einen Aufsatz zurückgehalten, in welchem er „die Ursachen, welche den Landmann in seiner bedrückten Lage fesseln, darzustellen und die Mittel, den wesentlichsten Übeln abzuhelpen anzugeben versuchte.“ Nach den neuen Auftritten in Lettland, die der guten Sache mit nachteiligen Folgen drohen, fordere aber sein Herz ihm nunmehr doch

---

<sup>4</sup> Vgl. Stefan Wolle: Die wissenschaftliche Korrespondenz zwischen Gustav Ewers und Philipp Krug. 3. Teil. In: Jahrbuch für die Geschichte der sozialistischen Länder Europas 32 (1988), S.275.

seine Bemerkungen über die Resultate 20-jähriger Erfahrung ab. Seine Meinungen und Ratschläge, die dann den freundlichen Antwortbrief des Kaisers veranlaßt haben, sind einer etwas ausführlicheren Wiedergabe wert:

1. Die Fortschritte, welche die sittliche und die wissenschaftliche Ausbildung der Gutsbesitzer in den letzten 30 Jahren gemacht haben, sind offenbar. Man ist empfänglicher für bessere Grundsätze der Landwirtschaft, man erröthet vor dem Namen der Willkür, deren man sich ehemals laut rühmte.
2. E.K.M. haben aber auch die Mittel zur Verbesserung durch das Creditsystem vermehrt, indem die Gutsbesitzer nun leichter zu den Summen gelangen, die immer dazu erforderlich sind, wenn etwas bedeutendes für die Verbesserung eines Grundstücks geschehen soll [...].
3. Außer diesen Ursachen von dem schmachtenden und kümmerlichen Zustande der Bauern ist noch eine sehr allgemein wirkende - die Unbekanntschaft vieler Gutsbesitzer mit der Not ihrer Leute, die daher rührt, daß die Eigentümer ihre Besitzungen sorglos verpachten. Nichts fürchtet der Bauer so sehr, als ein solches Verhältnis, und er hat Ursache genug dazu. Unbekümmert um das Schicksal der Menschen, unbekümmert darum, ob sie Schonung und hinreichende Unterstützung finden befriedigt sich der Erbherr um nichts, als daß er die stipulierte Summa richtig erhält [...].
4. Die unregelmässige Behandlung der Angelegenheiten der Bauerschaft ist bei der jetzigen Lage der Sachen ein nicht geringes Hindernis des Guten. Bis bessere neue Gesetze an die Stelle der alten getreten sind, müssen diese heilig sein. Nun sagen sie ausdrücklich: daß der Bauer, wenn er Klagen erheben will, sich erst an seinen Erbherrn wenden soll [...]. Dieses Gesetz ist selbst in der Landessprache oft genug erneuert worden, wenn man Auftritte wie die bei der Einführung der Kopfsteuer besorgte. Dennoch hörte man die Bauern, die ohne bei ihren Erbherrn oder bei dem Ordnungsgerecht zu sein in die Gouw. Stadt eilten, und verwies sie nicht, sie wurden in ihren Irrtümern bestärkt, in ihrem Argwohn gegen die Unterbehörden und ihren Erbherrn, und die Folge war, daß man statt einer leichten Correction, die nur wenige betroffen haben würde, genötigt ward [das] Schießgewehr gegen die unglückliche Masse zu brauchen.
5. Aber so verewigen sich das Mißtrauen und der Haß, den Jahrhunderte der Unterdrückung erzeugt und Jahrhunderte des Finster-

nis genährt haben. Die Willkür stimmt sich gegen die Gefahr, die Furcht unterdrückt alle Betriebsamkeit und ein großer Teil des bildsamen Volkes verkümmert unter den Lasten seines Zustandes in einem der fruchtbarsten Länder Europas.

So wie es eine Hauptursache dieser Übel gibt, so gibt es auch vorzüglich ein Mittel ihnen abzuhelpfen. Soll der Bauer von seiner Trägheit zu Fleiß, von seiner Stumpfheit zur Ordnungsliebe, von seinem Mißtrauen zur Achtung und Liebe gegen seine Herrschaften und alsdann aus der Leibeigenschaft zur Freiheit kommen, so müssen zuvorderst ihnen die Rechte und Pflichten nach neu richtigem Maaß unabänderlich bestimmt, so müssen seine Rechte und sein Eigentum ihm gesetzlich zugesichert werden. Was auf einzelnen Gütern in dieser Rücksicht privatim getan worden ist, hat in kurzer Zeit die belohnendsten Früchte getragen: sie wären ohne Zweifel noch reichlicher ausgefallen, wenn es schon möglich gewesen wäre für diese Anordnungen eine öffentliche Sanktion zu erhalten. Aber nie waren die Umstände für diese ersten Schritte günstiger als jetzt. Die Wohltätigkeit und Gerechtigkeit E.K.M. haben alle Herzen mit Ehrfurcht und Vertrauen erfüllt; alle Gutgesinnte sind von dem Wunsche belebt, dem schönen Beispiel unseres erhabenen Monarchen nachzueifern und von E.K.M. milder Weisheit geleitet, werden wir uns dem großen Ziel glücklich nähern. Ein neuer Tag wird über die dunkelste Gegend unserer vaterländischen Provinz aufgehen in der sanften Stufenfolge, die das große Gesetz der Natur ist. Eine Dämmerung im Geiste des Landvolkes ist unverkennbar, so lange schon hat die Religion ihm gepredigt, daß die Pflichten in der Gesellschaft gegenseitig sind; das Bedürfnis nach einem schirmenden Gesetze, nach sicherem Eigentum für sie wird immer reger und allgemeiner und es möge eben so nachteilig sein, die Befriedigung dieses Bedürfnisses noch länger zu verzögern als es kühn zu übereilen.

Aber dieses große Werk würde die Vereinigung von Männern erfordern, die mit vollständigem Lokalkennntnis, mit einem hellen Kopf, mit reinem Willen und mit Ruhe die geprüften Grundsätze zur Einrichtung jedes Landgutes insbesondere anwendeten. Unsere gewöhnlichen Landtage mögen etwa die Vorarbeit einleiten, aber für die Ausführung sind seine Vertagungen unbrauchbar, wie eine vielfältige Erfahrung zeigt, daß diese Versammlungen zu zahlreich sind und aus zu ungleichartigen Mitgliedern bestehen, als daß die Versammlungen dadurch gefördert würden. [...]

Einen der merkwürdigsten Landtagsbeschlüsse lege ich ehrfurchtsvoll hier bei; er ist nicht bestätigt worden - und um so eher der

Verbesserung fähig, deren er noch sehr bedarf. Die Vorrede kündigt freilich das edle Wollen an, aber der Beschluß selbst beruht noch auf zu schwankenden Gründen, um das zu gewähren, was der brave Landrat S. beabsichtigte, gänzliche Beschränkung der Willkür mittelst einer systematischen und durch Berechnung ausgefundenen Bestimmtheit des Gehorchs und Eigentums. Es war vorgeschlagen worden - das ganze Land revisorisch und speziell in den nächsten 20 Jahren durch geschworene Revisoren nach der bewährten schwedischen Methode messen zu lassen. [...]

Statt dessen aber befriedigte man sich damit, nach § 5 ein Verzeichnis der jetzt bestehenden Arbeiten und Abgaben zu fordern und erst auf den Fall daß eine Klage entstände, die Messung zu verordnen. Jene Verzeichnisse sind gemacht worden und mehr als 2/3 der Güter sind noch in ihrem alten chaotischen Zustande. Zum Teil besorgte man sich darüber, daß bei einer neuen Messung die Hakenzahl sich vergrößern möge - wie dies denn wirklich meist der Fall ist - und daß die schon so drückende Last der Naturablieferungen noch erschwert werden möge, doch jetzt All. K. u. Hsch ist durch E.K.M. Großmut diese Besorgnis gehoben und ein wichtiges Hindernis ist weggefallen, das jener heilsamen Maßregel im Wege stand.

Ein 2-ter zweckwidriger Punkt ist in dem 11. § enthalten, nach welchen der Bauer über seine angebliche Arbeit alle Gefälle des Hofes so weit als der entlegenste Hafen liegt, verführen soll. Mehr bedarf es nicht, um den unbilligen Erbherrn oder den gierigen Pächter in den Stand zu setzen, auf die gesetzlichste Weise die wohlhabendste Bauerschaft zu jedem Drucke willig zu machen und verarmen [...]

Zuletzt schlägt Bock vor, den Rechtsschutz der Bauern zu verbessern. In die Statthalterschaft sollten zwei Bauernbeisitzer gewählt werden. Man müsse aus jedem Gute einen Kandidaten vorschlagen, von den Vorgeschlagenen sollten dann zwei ausgewählt werden, wobei wenigstens einer auch schreiben und das Geschriebene lesen können sollte, damit Urteile in der Muttersprache an die Bauern ergehen könnten. Wenn anfangs auch einige Beisitzerstellen unbesetzt blieben, so sei das nicht weiter wichtig, denn die Esten und Letten seien sehr gelehrig und ehrgeizig, und eine solche Möglichkeit würde sie nur anspornen, sich um mehr Bildung zu bemühen. Bock fährt fort:

Wenn diese oder ähnliche Einrichtungen gemacht worden sind und ein Zeitlang bestanden haben, so kann es nicht fehlen, daß der Bauer Achtung für seinen Stand bekomme, Anhänglichkeit an sein Eigentum und an den Boden, den er für sich benutzt, und Vertrauen zum Gesetz. Er wird durch die schönste Hoffnung zum Fleiß ermuntert. Er wird nicht mehr, wie er jetzt noch so häufig tut, was er besitzt, sorglos vergeuden, in der Überzeugung, daß der Besitzer ihm doch soviel zukommen lassen muß als dazu erforderlich ist, sein Leben zu fristen; er wird durch eine zweckmäßige Tätigkeit selbst dessen Achtung abgewinnen. Dann wird es möglich sein, vielleicht schon bei der nächsten Generation das zweideutige, allen Schwachköpfen so unverdauliche Wort Freiheit auszusprechen. Dann wird der Bauer erfahren, daß er frei war, ohne es zu wissen, und wird die Lage, in der er sich glücklich fühlte, nicht mehr zu verlieren wagen, um nach einem Phantom zu haschen und in der Abhängigkeit von schirmenden Gesetzen, über die das Auge des weisen und gnädigen Monarchen wacht, die einzig mögliche und beste Art der Freiheit nähren - bürgerliche Freiheit. [...]

Wahrlich, es fehlt dem Landmann nicht an Anlagen und Gesinnungen, die ihn der Entwicklung fähig machen, wenn auch seine gewöhnliche Denkart eine eigene Behandlung erfordert. Ich habe mehrere dahin gehörige Versuche und Erfahrungen gesammelt zum Nutzen derer, die mir dereinst hier folgen. Vielleicht sind diese Bemerkungen für den Gesetzgeber brauchbar wie eine topographische Karte dem Feldherrn; aber ohne weiteren Befehl wage ich es nicht, sie E.K.M. zu Füßen zu legen. (Bl. 32-35)

Die Geschichte der Baltischen Agrargesetzgebung und Bauernbefreiung ist hinlänglich bekannt und erforscht. Bei Alexander Tobien<sup>5</sup> und Juhan Kahk<sup>6</sup> ist die ganze einschlägige Literatur zu finden: Diese zwei Autoren sind nach der gründlichen Durcharbeitung derselben Materialien aber zu diametral entgegengesetzten Folgerungen gekommen, was mit den je unterschiedlichen Klasseninte-

---

<sup>5</sup> Alexander Tobien: Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert. I Bd. Berlin 1899.

<sup>6</sup> Juhan Kahk: „Ostseiski putj“ perehoda ot feodalisma k kapitalismu (Der „bal-tische Weg“ des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus). Tallinn 1988.

ressen zu tun hat; ich schließe mich im folgenden an die dem estnischen Landvolk verbundene Darstellung J. Kahks an.

Tobien hat dem residierenden Landrat Friedrich von Sivers sehr übelgenommen, daß er den bisher unbestätigten Landtagsbeschluß aus dem Jahre 1797 dem Kaiser aus eigener Initiative zur Bestätigung vorgelegt hatte. Eben denselben Beschluß hatte auch Bock beigelegt und den Herrscher auf einige Punkte aufmerksam gemacht. In seiner Antwort an Sivers<sup>7</sup> übernimmt Alexander I. zum Teil sogar Formulierungen Bocks und empfiehlt „Zusätze, die dem jetzigen Zeitalter entsprechen.“ Nicht alle seine Bemerkungen rühren von Bock her, aber was das Klageforum der Bauern betrifft, so wäre der Kaiser wohl kaum darauf aufmerksam geworden, wenn Bock die Lage nicht vorher geschildert hätte. Der von Bock erläuterte und im kaiserlichen Brief an Sivers als „eine grosse Ungerechtigkeit“ bezeichnete § 11 blieb dennoch unverändert, und alle baltischen Historiker haben dies absichtlich übersehen. Besonders A. Tobien hat sich bemüht zu zeigen, daß die Ritterschaft in allem vollkommen uneigennützig gehandelt und sich dem kaiserlichen Willen ganz gefügt habe. Freilich wäre es ja auch wider die Natur gewesen, wenn eine homogene Korporation aus anderthalbhundert Familien die ihr zustehende unumschränkte Gesetzgebungsmacht über eine halbe Million Menschen, die für ihren materiellen Wohlstand zu sorgen hatten, nicht für ihre eigenen Interessen ausgenutzt hätte. Hier konnte auch der Kaiser nur empfehlen und ablehnen oder bestätigen. Daß dies aber nach dem Willen der Ritterschaften geschehe, dafür sorgten einflußreiche Freunde und, wo nötig, auch reichliche Bestechungen.

---

<sup>7</sup> Diese Antwort findet sich gedruckt bei Tobien: Agrargesetzgebung, S. 163.

Die kaiserliche Antwort an G. Bock vom 9. Januar 1803, deren englisches Original sich im Livländischen Ritterschaftsarchiv befinden soll, wurde erstmals von Tobicn<sup>8</sup> veröffentlicht und in seiner russischen Ausgabe<sup>9</sup> ausführlich referiert. Die bei Lehrberg erhaltene Übersetzung, die wir hier vorstellen, weicht unbedeutend davon ab, ist aber in besserem Stil gehalten. Die von beiden Korrespondenten gebrauchte englische Sprache zeigt wieder Bocks gute Menschenkenntnis. Alexander war ein großer Anglomane und immer bemüht, seine deutsche Herkunft zu unterdrücken, Bock wie alle seine Hausangehörigen beherrschte das Englische perfekt und wußte damit dem Kaiser zu gefallen. Dessen Antwort ist übrigens ziemlich allgemein, außer der Erlaubnis, die erwähnten „Bemerkungen“ abzuschicken. Aber überlassen wir dem Zaren selbst das Wort:

Ihre Darstellung des Zustandes und Ihre Winke für die künftige Wohlfahrt der Bauernschaft in der Provinz Livland gereichen Ihnen sehr zur Ehre um der Gesinnung willen, die Sie für eine Menschenklasse veräußern, welche im allgemeinen noch zu sehr vernachlässigt und verachtet wird, ob sie doch eigentlich die größte Masse und die wahre Stärke jeder Nation ausmacht. Auch Ihre Bemerkungen in Rücksicht auf eine allmählich fortschreitende Verbesserung ihrer Lage sind äußerst richtig und treffen vollkommen mit meinen eigenen Ideen darüber zusammen: sie müßten meinen wärmsten Beifall finden, da die innere Zufriedenheit und das Glück meiner Untertanen Gegenstände sind, die mir so sehr am Herzen liegen, daß jedes vernünftige Bestreben zu diesem wünschenswerten Ziele zu gelangen mir das höchste Vergnügen gewähren muß. Das Benehmen des Livländischen Adels, der auf diese Weise bemüht ist, den Zustand seiner Bauern zu verbessern, erweckt meine aufrichtigste Wünsche für einen glücklichen Erfolg und ist im höchsten Grade preis würdig. Es wird sich die dort erfolgte Verbesserung ihrer Güter belohnen und die Glückseligkeit, welche sie um sich her verbreitet, wird am Ende zu ihrem eigentlichen wesentlichen Vorteil ausschlagen. Ich sehe mit Vergnügen den Bemerkun-

---

<sup>8</sup> Vgl. ebd., S. 165 f.

<sup>9</sup> Riga 1900, S. 171.

gen entgegen, deren Sie in dem letzten Teil Ihres Briefes erwähnen, als fernerer Beweisen Ihres Eifers für das allgemeine Beste und verbleibe Ihr aufrichtig ergebener. (Bl. 38)

Diese Antwort hat in Woiseck die größte Begeisterung hervorgerufen, was sich auch im Konzept des Begleitschreibens zu den „Bemerkungen“ Bocks widerspiegelt, dessen Ende so lautet: „Empfangen Sie gnädigster Herr noch den Dank eines Menschen, den Ihr großmütiger Beifall unaussprechlich glücklich macht und neue Kraft, neues Leben gibt.“ (Bl. 37)

Diese zweite Sendung an den Kaiser umfaßt 54 Folioseiten und trägt die Aufschrift „Erfahrungen meiner 18-jährigen Wirtschaft“. Es ist eine höchst aufschlußreiche und lebendige Quelle für die Bereicherung unserer geringen Kenntnisse über das wirkliche Leben auf livländischen Gütern am Ausgange des „philosophischen Jahrhunderts“, gesehen mit den Augen eines Gutsbesitzers, der im Gegensatz zu den meisten seiner Standesgenossen in der Bauernschaft nicht eine nur menschenähnliche feindliche Masse sieht, die nur die Sprache der rohen Züchtigung versteht, sondern seinen „Seelen“ alle menschlichen Eigenschaften zuerkennt und diese auch auszunutzen weiß.

Bock schreibt, daß er, nachdem seine Mutter 15 Jahre lang das Gut allein bewirtschaftet habe und 1783 gestorben sei, im Alter von 25 Jahren aus England zurückgekehrt sei. Was er dort gemacht hat und wie lange er dagewesen ist, bleibt unklar. Daß er zur gleichen Zeit Offizier des Semenowschen Garderegiments war und bis zum Kapitän befördert worden ist, ist in diesen Jahren durchaus möglich gewesen. Jedenfalls wurde er in England „hingerissen durch den Anblick des Landvolks und ward ein Schwärmer der Freiheit.“ Als er aber den Plan, „die Woisecker bald alle zu Engelländern zu ma-

chen", einem älteren Freunde mitteilte, erklärte dieser ihn für „zu feurig und unerfahren, die Bauern aber zu unwissend und unvorbereitet.“ Übrigens bestärkte dieser Freund Bocks Entschluß, „diesem Ziele entgegenzu]streben, und den Anfang damit zu machen, das Zutrauen der Menschen zu gewinnen und sie zu Planordnung und Arbeitsamkeit zu gewöhnen.“

Bock war bei seiner Rückkehr aus England zwei Jahre älter als Alexander bei der Thronbesteigung (25 und 23 Jahre), und beide hatten im Hinblick auf ihre Untertanen gleiche Vorsätze. Beide mußten fast das gleiche Schicksal mit ihren Plänen zur Bauernbefreiung erleben. Bei Alexander gesellte sich zu den abratenden oder eine nur „stufenweise Verbesserung“ empfehlenden Stimmen auch G. v. Bock, dessen *Erfahrungen* wohl dazu beigetragen haben, daß Alexander während des livländischen Landtags im März 1803 einen kaiserlichen Befehl erließ, der dem Generalgouverneur vorschrieb, der Behandlung der Emanzipationsfrage auf dem Landtag entgegenzutreten und es dem jeweiligen Gutsbesitzer zu überlassen, „einzeln diejenigen Anordnungen mit seinem Eigentum zu treffen, die ein jeder für sich nützlich findet“. Tobien hat hierin einen Sieg der sogenannten „Stroganowschen Partei“ unter den vertrauten Ratgebern Alexanders gesehen<sup>10</sup>, aber es ist durchaus denkbar, daß es sich um ein Ergebnis der *Erfahrungen* Georg von Bocks handelt.

1784 war in Livland die in Rußland seit den Zeiten Peters I. für alle männliche Seelen geltende Kopfsteuer eingeführt worden. Bock erzählt:

Die Bauern waren überzeugt, daß sie dadurch frei geworden und dem vorigen Herrn gar nichts mehr schuldig wären. Sie sandten Emissaire herum, um sich zu verbinden, hatten den Johannistag

---

<sup>10</sup> Tobien: Agrargesetzgebung, S. 175-176.

verabredet, um sich in Possess zu setzen, konnten aber so lange nicht warten und brachen auf einigen Orten schon 3 Wochen früher aus. Auch die Woiseckschen Bauern stellten acht Tage früher keine Arbeiter, sondern meldeten an, daß sie am Johannistage in pleno erscheinen würden. Mein alter Ökonom erschien blaß und zitternd mit der Nachricht und bat mich flehentlich alles, was ich an Wert habe, einzupacken und mit ihm zu fliehen.

Das ganze Ereignis ist von Bock ausführlich auf 9 Seiten geschildert und sollte den Zaren wohl dazu veranlassen, Parallelen mit der Behandlung der unglücklichen Landbevölkerung in Kauguri zu ziehen. Von diesen Ereignissen in Woiseck hat sich in den Dokumenten keine Spur erhalten, was nochmals beweist, daß die Bauernunruhen ziemlich unterregistriert sind und daß sowohl die Gutsherren als auch die Bauern, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, interessiert waren, insbesondere deren organisatorische Seite zu verschweigen. Daß man einen gleichzeitigen Aufstand oder gar ein Blutbad in der Johannisnacht beabsichtigte, darüber hat auch M. Stepermanis einzelne Hinweise gefunden, aber er bezweifelt, daß diese Nachrichten begründet seien.<sup>11</sup> Ich möchte nochmals unterstreichen, daß wir unsere Vorfahren stark unterschätzen.

Weiter berichtet Bock, wie er im vierten Jahr seiner Wirtschaft auf die Klage, daß der Bauer wie ein Vogel auf dem Dach sich niemals sicher fühlen könne, erklärte:

Ihr sollt alle feste Grenzen, eine auf ewig bestimmte Gehorchliste und Gesinde als euer Eigentum bekommen, und es gehört euch dann gegen die einmal mäßig bestimmte Abgaben, wie mein Gut mir gehört - dann werdet ihr wohl Lust haben, eure Felder zu verbessern, die wie ihr bei mir seht dreimal mehr tragen können und ich werde bald den Anfang damit machen. Sie schienen es nur halb zu glauben und schwiegen.

---

<sup>11</sup> M. Stepermanis. *Zemnieku nemieri Vidzeme 1750-1784*. Riga 1956, S.338.

Als der Landvermesser schließlich doch kam, seien die Bauern mehr erschrocken als froh gewesen, zuletzt aber seien sie doch alle zufriedengestellt und bald von den Bauern der Nachbargüter beneidet worden.

Wenn wir bedenken, daß die meisten livländischen Güter noch ein halbes Jahrhundert später unvermessen waren und die Bauernländereien in sogenannten Schnurstücken - schmale Streifen von Dorffeldern und -wiesen - lagen, so scheint es seltsam, daß eine solche Initiative auf einem der größten Güter Livlands von den Agrarhistorikern gar nicht gewürdigt, ja einmal nicht bemerkt worden ist. Doch zeugen die Wackenbücher, daß die Messung und Bestimmung des Gehorchs auf Woiseck schon im August 1796 beendet war, und acht Jahre später sehen wir, daß Woisecksche Bauern beträchtlich mehr Pferde und Vieh besaßen als durchschnittliche livländische Bauern.<sup>12</sup>

Bock berichtet, wie bei den Bauerunruhen der Jahre 1796/97 (Thronbesteigung Pauls I. und Aufhebung der Statthalterschaft) die Emisäre wieder von Gut zu Gut gingen, jedoch nur sehr wenige Bauern (meist solche, die bei der Landvermessung Land verloren hatten) auf ihre Seite ziehen konnten; bei den darauffolgenden Unruhen von 1802 aber schließlich gar keinen Erfolg mehr hatten; seine Leute hätten sich sogar bemüht, allen ihren Pflichten und Abgaben mit besonderer Pünktlichkeit nachzukommen.

Bock erzählt auch von der vorzüglichen Arbeit der Bauern in der Spiegelfabrik bei Woiseck, davon, wie er die Diebereien bei den Branntweinfuhren und beim Korndreschen abgeschafft habe, und kommt zum Schluß: „Solche Züge beweisen, daß es nur einer rich-

---

<sup>12</sup> Estnisches Staatliches Historisches Archiv (ESHA), Bestand 567, Reg. 3, Nr. 230.

tigen und mehr milden und ernsten als strengen Behandlung bedarf, um die zerstreuten edlen Keime bald dahin zu bringen, daß sie das Unkraut überwuchern." In den letzten drei Mißerntejahren seien die Woisecker dank des gutkultivierten und allgemeinen Kartoffelanbaus gut ausgekommen. Der Kartoffelbau war im übrigen noch sehr wenig verbreitet. In Estland hat sich um dieselbe Zeit der damals weltbekannte dramatische Schriftsteller August von Kotzebue um die Einführung dieser Kultur verdient gemacht.

Etwa ein Viertel des Textes hat Bock der Beschreibung seiner Verwaltung des lettischen Gutes Ronneburg (es gehörte seinem Schwiegervater) gewidmet. Bock schreibt, sein Vorgänger sei es überdrüssig gewesen, „weil er den Leuten viele Wohltaten erwiesen hatte und sie dennoch beständig klagten und oft sehr widerspenstig waren." Bock meint, „Ronneburg steht unstreitig auf einer höheren Stufe von Geisteskultur als Woiseck, und es ist ein Spiel mit solchen Menschen alles Gute auszurichten." Den Grund, warum diese Leute der Kultur so viel näher seien, erblickt er hauptsächlich darin, daß sie einen vortrefflichen alten Prediger, „geschmückt mit allen Tugenden seines Standes" haben, und daß ein Drittel von ihnen Herrnhuter sei, deren Gesetz ihnen keine Schwelgereien erlaube. Allerdings verschweigt Bock auch nicht die nachteilige Wirkung dieser pietistischen Zusammenkünfte, die er in den häufigen Nervenankämpfen vor allem einiger Frauen zu erkennen glaubt.

Was die Charakteristik der Letten betrifft, so hat der öselsche Prediger F. W. Willmann schon 1780 gemeint, der Lette sei „sanfter in seinen Sitten und bescheidener in seinem Wesen", weil er sowohl geistliche als weltliche Bücher zum Zeitvertreib habe, während der Este seine Zeit in den Krügen und auf den Jahrmärkten verschwende.

(Willmann beabsichtigte um diese Zeit die Herausgabe seiner Erzählungen „Juttud ja teggud“).<sup>13</sup> Noch interessanter aber sind die Gedanken des langjährigen Dorpater Kreiskommissars August Böhm über den Zustand der livländischen Kronbauern, „alier-untertänigt“ dem Kaiser übergeben im Mai 1803.<sup>14</sup> Es ist hier nicht der Ort, auf die Letten-Charakteristik Böhm's näher einzugehen, einige Hinweise seien aber erlaubt. So heißt es etwa bei Böhm:

Der lettische Bauer ist ein ziemlich gebildeter Mensch, der in seinem Betragen, in seiner häuslichen Verfassung und in seiner ganzen Wirtschaft nicht anders als für einen guten und ordentlichen Menschen betrachtet werden kann.

Böhm erklärt dies unter anderem damit, daß „diese Klasse von Menschen unter sich verträglich, arbeitsam und nicht der Liederlichkeit ergeben ist.“ Die Esten, die Böhm in 33 Jahren näher kennengelernt hatte, werden in allen Stücken in entgegengesetzter Weise charakterisiert.

Kommen wir nach diesem kleinen Ausflug in die unterschiedlichen Charakteristiken der Esten und Letten zurück zu Bocks Erfahrungen, die am Ende folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Allenfalls habe ich mich überzeugt, daß die Planlosigkeit als der erste Hindernis zum Fortkommen angesehen werden muß und wenn diese gehoben wird, man schon viel in der Achtung und Zutrauen der Bauern gewinnt. Den Grund der letzten Unruhen erblickt er darin, daß die Verwalter zu viel Vertrauen und Macht besitzen und die Herren sehr geneigt sind, einen Funken für eine verzehrende Flamme zu halten [...] Gährungen sind bei dem Übergange von der Einfalt zur Vernunft, von der höchsten Sklaverei zu einer freieren Lage ein Übel, das mir so unvermeidlich vorkommt, wie die Kin-

---

<sup>13</sup> Vgl. dazu Malle Salupere: Täiendust teadmistele F. W. Willmani kohta. In: Keel ja Kirjandus (Sprache und Literatur) 3. (1982), Taf. XII.

<sup>14</sup> Die Kopie dieser Sendung befindet sich in Tartuer Ratsarchiv: ESHA, f. 995, Reg. 1.Nr. 1819.

derblattern, die aber auch aufhörten, gefährlich zu sein, wenn man es durch eine weise Aufklärung inokuliert.

Nichts ist gewisser, als daß jede Neuerung mächtigen Hindernissen begegnet und daß man oft Vorurteile zu bekämpfen hat, die hartnäckig widerstehen, aber bei einigem Ausdauer allemal der Vernunft weichen, zumal wenn man sie in seinen Gegnern voraussetzen weiß. Ich habe darüber meine Bemerkungen nicht allein bei unserem Landvolk, sondern auf unseren Landtagen gemacht, deren merkwürdigste Züge ich zum Beschluß aufzeichnen will. (Bl. 64).

Dieser „Beschluss“ umfaßt acht Seiten der Handschrift und behandelt die Zeit von der Einführung der Statthalterschaft, worin der Adel „nichts als die Aufhebung seiner Rechte“ sah. Als die Statthalterschaft „1796 endete, war die Freude nicht groß - der größere unbefangene Teil bedauerte der vielen guten, der jetzigen Zeit anpassenden Einrichtungen zu verlieren [...]. Unterdessen versammelte sich der Adel, die alte Verfassung ward organisiert, und viele kamen sich vor, als wenn sie Kleider ihrer uralten Väter angezogen hätten - es paßte nicht mehr.“ (Bl. 68)

Hier hat Bock, wenn er von „vielen“ spricht, seine Mitbrüder stark überschätzt: die Privilegien der Ritterschaft waren und blieben heilig und unantastbar, und hier hörte alle Vernunft auf. Sogar Alexander Tobien teilt in seinem 1925 erschienenen Buch *Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus* den russischen und auch schwedischen Herrschern Gnade und Ungnade nur nach ihrem Verhältnis zu der Sonderstellung des baltischen Adels zu. So werden Katharina II. und Alexander II. getadelt, Paul aber laut gerühmt.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Vgl. Alexander Tobien: *Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus*. Bd. 1. Riga 1925, S. 78-86.

Bock berichtet von seinem 1797 gemachten Vorschlag, künftig nicht alle Gutsbesitzer, sondern nur 47 Deputierte auf dem Landtag zu versammeln und den monatlichen Wechsel des residierenden Landrats abzuschaffen. Der Widerstand gegen diese Vorschläge, die auch von anderen klardenkenden Köpfen in den Jahren 1830 und 1835 erneuert wurden, ist aber so heftig gewesen, daß der erste beständig residierende Landrat erst 1875 gewählt wurde und die Verfassungsänderung vom Landtag erst 1882 bestätigt wurde.

Dieses Beispiel illustriert am besten, was ein Ritterschaftskörper eigentlich vorstellte. Sogar wenn sie nichts zu verlieren hatte, war die ungebildete Mehrheit ängstlich gegen jede Veränderung. In der Bauernfrage aber hatten sie unmittelbare Verluste vor Augen, und nur sehr wenige erkannten die künftigen Vorteile. So mußte jedes Zugeständnis ihnen buchstäblich abgezwungen werden. Dabei kam der eigentliche Zwang von einem weder von den baltischen noch von den panslawistischen Historikern berücksichtigten Faktor - dem Landvolk selbst. Auch die Regierung ist einfach gezwungen gewesen, etwas zu unternehmen, um „die wahre Nationalkraft“ arbeits- und rekrutierungsfähig zu erhalten. Diese Kraft ist bei weitem nicht nur das passive Objekt der väterlichen Fürsorge oder räuberischen Ausbeutung des Gutsherrn gewesen, sondern hat stets selbst für ihre Rechte dem Herrn gegenüber gestanden und gehandelt. Dies zeigen auch Bocks Aufzeichnungen. Einen großen „Bauernfreund“<sup>4</sup>, wie Tobien meint<sup>16</sup>, können wir ihn kaum nennen, aber wissentlich oder unwissentlich war er der Herderschen Fortschrittstheorie gefolgt und hatte praktische Schritte in diesem Geiste vorgenommen. Ebenso wie Herder war auch er davon überzeugt, daß die dauernde

---

<sup>16</sup> Vgl. ebd. Bd.2. Berlin 1930, S.29.- Tobien erläutert sein Urteil nicht, er erwähnt Bock nur unter den politischen Freunden Friedrich von Sivers'.

Wohlfahrt des Menschengeschlechts wesentlich und allein auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründet ist.

Georg Bock ist am 9. Oktober 1812 gestorben, als seine drei Söhne auf verschiedenen Schlachtfeldern kämpften, Napoleon Moskau eingenommen hatte und niemand wußte, womit das enden sollte.

## Die Bedeutung der Familie Ostermeyer für die litauische Kultur

**Rita Šlaitaite (Vilnius)**

Hier wird die Rede von einer Pfarrerrfamilie sein, die aufopfernd auf dem „Gefielde“ der litauischen Kultur wirkte und die geistige Beteiligung daran innerhalb von drei Generationen aufrechterhielt. Unter unterschiedlichen Bedingungen wirkend haben die Ostermeyers aufrichtig alles von ihnen Abhängende der Kultur des kleinen Volkes gegeben, sie aufzubewahren, zu pflegen und zu schützen versucht, sie sind gegen ihre geistige Zerstörung aufgetreten und haben sich um die Erhaltung ihrer Würde bemüht.<sup>1</sup>

Der bedeutendste von ihnen ist der in Westpreußen (Marienburg) geborene Sohn eines Weisgerbers Gottfried Ostermeyer (1716-1800), dessen Urahnen im Bayerischen und Österreichischen zu suchen sind. In Thorn hat er das Gymnasium besucht, am Königsber-

---

<sup>1</sup> Vgl. zum folgenden Vytautas Vanagas: Gotlridas Ostermejeris - pirmais lietuviu literatūros istorikas. In: Literatra ir kalba. Bd.5. Vilnius 1961, S.395-432; Vaclovas Biržiška: Aleksandrynas. Biographies, bibliographies and bio-bibliographies of old lithuanian authors to 1865. Bd.2. Chicago 1963, S.101-107, 130-136, 140 f, 268-270, 391-193; Jurgis Lebedys: Senoji lietuviu literatūra. Vilnius. 1977; Paul Rudolf Ostermeyer: Die Ostermeyer alias Ostermayr. Genealogische Studie. In: Altpreußische Monatsschrift XV (1903), S.551-592; ders.: Verstreute Nachrichten über die Ostermeyer ohne Rücksicht auf die Namensschreibung und Stammverwandtschaft. 4 Hefte. Königsberg 1904, 1906, 1907, 1909.

ger Albertinum Theologie studiert (1737-1740) und schließlich sich in der Provinz Litauen niedergelassen (ab 1744 Präzentor in Trempen, ab 1752 Pfarrer daselbst). Während eines Studienzeitaufenthalts in Litauen (Kleinlitauen) freundete er sich mit einem damals bekannten Kenner der litauischen Sprache, dem Pfarrer von Werden Fabian Kalau ( 1691 -1747) an, der sich an der Übersetzung des Alten Testaments für die 1735 herausgegebene litauische Bibel und an der Überprüfung anderer litauischen religiösen Schriften beteiligte. Der Mann muß einen großen Einfluß auf den Jüngeren ausgeübt haben; der größte Magnet war aber seine Tochter, die Gottfried Ostermeyer im Jahre 1747 heiratete. Seine öffentliche Tätigkeit beginnt vor 1770 mit der Mitwirkung an der Korrektur des Schulbuchs von G. Chr. Reccard (*Lehrbuch, darinnen ein Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften*, 3. überarbeitete Ausgabe). Vorher beschäftigt ihn seine Familie, in der 10 Kinder geboren werden (von denen nur zwei am Leben bleiben: seine äußerst kluge und gelehrte, aber kinderlose Tochter Justine sowie sein Sohn Siegfried, von dem später die Rede sein wird). Seine Person mag einen großen Einfluß auf den Sohn ausgeübt und diesen von ihm auf seine Kinder weitergeleitet haben, da, mit Gottfried Ostermeyer angefangen, sich der größte Teil des kommenden Geschlechts für den Stand der Geistlichen entschließt. In dem *Väterlichen Rat an seine Kinder* schreibt er:

Nr. 12 Schätzet Niemand nach seinem äußern, sondern innern Charakter. Ein christlicher und frommer Bauersmann muß in eurem Herzen immer größer seyn, als ein gottloser und lasterhafter König!...] ]

Nr. 14 Leset täglich etwas aus einem erbaulichen Buche mit Andacht und Aufmerksamkeit. Man wird dadurch vor Verwilderung bewahrt und bey einem heiligen und göttlichen Sinn erhalten.<sup>2</sup>

Das war wohl Motto seines Lebens. Und er versuchte es, für das arme Litauervolk auftretend, ins Leben umzusetzen.

Um die Rolle der Familie Ostermeyer für die litauische Kultur sich deutlich vorstellen zu können, muß man einen kurzen Sprung in die komplizierte Vergangenheit des litauischen Bodens machen und zwei Entwicklungswege feststellend den einen, der unter dem Einfluß des preußischen Staates stand, und einen anderen unter dem des polnischen und später des russischen. Die beiden Teile gingen unvermeidlich unterschiedliche Wege. Nicht nur wegen verschiedener Staatszugehörigkeit, sondern auch der Religion wegen, die im Westen evangelisch ('Kleinlitauen'), im Süden und Osten dagegen katholisch ('Großlitauen') war. Der kulturell unterschiedliche Entwicklungsgang begann ungefähr am Anfang des 15. Jahrhunderts, als das kriegerische Litauen die Streitgebiete an der Ostsee endgültig dem Deutschen Orden zuzuerkennen gezwungen war (1422) und nach einem aussichtslos mutigen Versuch, seine Selbständigkeit zu erhalten (die Tätigkeit [1392-1430] des Großfürsten Vytautas [Witold]), allmählich von der Polnischen Krone und Ende des 18. Jahrhunderts vom Russischen Reich verschlungen wurde (1795).

Mit der friedlichen Hinwendung des preußischen Herzogs Albrecht zur Reformation wurde Königsberg zum Bollwerk des Lutherischen, von wo aus man auch Einfluß auf den großlitauischen Boden aus-

---

<sup>2</sup> Zitiert nach: Paul Rudolf Ostermeyer: *Verstreute Nachrichten über die Ostermeyer[...]*J. Königsberg 1904, S.41.

<sup>3</sup> Vgl. zum folgenden Zenonas Ivinskis: *Lietuvos istorija. Iki Vytauto Didžiojo mirties*. Roma. 1978; Vanda Daurirdaite-Sruogiene: *Lietuvos istorija*. 7.Aufl. Chicago 1987.

züben suchte; hier wurde das erste litauische Buch, die von Martynas Mavydas (Moswidius) stammende Übersetzung des lutherischen Katechismus (1547), herausgegeben. In Großlitauen entstand mit der Zeit eine Rivalität zwischen dem reformatorischen und dem katholischen Element, die mit dem Sieg der Katholiken endete. Bei diesem Gefecht hat die litauische Sprache ganz gut 'abgeschnitten': man begann sich für sie zu interessieren und sie zu pflegen. Mit dem Ausklang des religiösen Kampfes wurde im ostpreußischen Teil auch weiterhin, wenn auch nicht so intensiv, für den Fortbestand der litauischen Sprache gesorgt, weil das Wort Gottes das Volk in der eigenen Sprache erreichen sollte. Im polnischen Teil dagegen war man bemüht, die polnische Sprache siegen zu lassen. Natürlicherweise erreichten die beiden Teile im 18. Jahrhundert einen unterschiedlichen Stand der Sprachkultur. In Kleinlitauen floriert die Herausgabe der litauischen Bücher, in Großlitauen ist dagegen der tiefste Niedergang festzustellen, insbesondere an der Qualität der Schriften, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß es sich fast ausschließlich um religiöse Literatur handelt.

Um die weltliche litauische Literatur kümmerte man sich noch kaum. Wenn überhaupt, dann entstand sie entweder für den engeren Bekanntenkreis oder für die Autoren selbst. Das berühmteste Beispiel an Weltliteratur in Kleinlitauen ist die von Pfarrer Kristijonas Donelaitis (Donalitus) (1714-1780) in Hexametern geschriebene Dichtung *Die Jahreszeiten*, die die Krönung nicht nur der Literatur des 18. Jahrhunderts ist, sondern der alten litauischen Literatur überhaupt.

Das 19. Jahrhundert bringt das allmähliche 'Einschlafen' der Litauer in Kleinlitauen und das 'Aufwachen' der inzwischen im Be-

sitz des Russischen Reiches sich befindenden Litauer in Großlitauen mit sich. Die Kleinlitauer verlieren immer mehr ihre Identität, die Großlitauer finden sie dagegen nach und nach. Das Werden des Volkes wird grausam unterdrückt, die Aufstände der Jahre 1831 und 1863 werden blutig niedergeschmettert; nach dem ersten wird die Universität in Vilnius (Wilna) geschlossen und nach dem zweiten der Druck der litauischen Sprache in lateinischen Buchstaben verboten. Das Volk wird nicht nur zur Russifizierung, sondern auch nach und nach zum Wechsel des Glaubens gezwungen. Ungeachtet dessen wächst die innere Gegenwehr mehr und mehr. Beim 'Aufwachen' der Großlitauer spielt Ostpreußen eine wichtige Rolle: hier wird die geistige Nahrung vervielfältigt. Die massenweise von den heimlichen Zustellern gelieferten Bücher werden als die gefährlichste Waffe angesehen und mit Gewalt bekämpft. Ein rinnender Fluß läßt sich aber schwer aufhalten, und das Druckverbot wird 1904 aufgehoben.

Aus der geschilderten historischen und kulturellen Situation geht deutlich hervor, welche wichtige Rolle jede aufgeklärte Seele für das arme, ewig unterdrückte Bauernvolk spielte und von welcher Bedeutung sie war. Gottfried Ostermeyer verdient besondere Hervorhebung, weil er nicht zu den Einheimischen gehörte und, gehoben gesprochen, 'Titanisches' leistete, wenn man seine Tätigkeit mit der der Zeitgenossen vergleicht.

Das litauische Buchwesen hatte in Kleinlitauen gewisse Traditionen. Die evangelischen Pfarrer, die die religiösen Schriften übersetzten, folgten den von ihren Vorgängern bestirnten Richtlinien. Mit der Zeit verwischten sich aber diese Umrissse, und die Sprache

der Übersetzungen wirkte veraltet und verkalkt. Natürlicherweise führte das zur Notwendigkeit einer Erneuerung.

Anfang des 18. Jahrhunderts entsteht ein Sprachstreit, dessen Auslöser der Pfarrer von Gumbinnen, M. Mörlin (1641-1708), ist. Er vertritt die Meinung, daß man sich nach der Volkssprache richten sollte. Als Beispiel dafür werden die *Fabeln Aesopi* von Mörlins Anhänger J. Schulz ins Litauische übersetzt und ein Buch von Ph. Ruhig *Betrachtungen der Litauischen Sprache in ihrem Ursprung, Wesen und Eigenschaften* (1747) verfaßt, das zum ersten Mal drei litauische Lieder enthält, auf die zunächst Lessing, später auch Herder aufmerksam werden.<sup>4</sup> Das Volkstümliche wirkt endlich nicht mehr abstoßend und uninteressant.

Ende des Jahrhunderts kommt es zum zweiten Sprachstreit um eine Reform der Gesangbücher zwischen Konservativen und Neuerern, der sich in einer zehnjährigen Zeitspanne zur literarischen Polemik ausdehnte. Der Auslöser dieses Streites war Gottfried Ostermeyer, der im Jahre 1781 ein litauisches Gesangbuch *Giesmes szwentos ba 7. nyc 7. ioje ir namej giedojamos su noba 7. noms maldomis i menas knygas suglaustos* herausgab. Es enthielt 508 Lieder, von denen 80 von ihm persönlich geschrieben oder übersetzt worden waren. Die von den anderen Autoren verfaßten wurden meistens von ihm verbessert. Nach dem Erscheinen des Gesangbuches wurde Ostermeyer sehr scharf von den Brüdern Mielcke (litauisch Milkus) angegriffen, die vorhatten, ihr eigenes Gesangbuch herauszugeben (das dann aber erst 1806 erschien). Die beiden Konfliktparteien vertra-

---

<sup>4</sup> Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: Werke. Fünfter Band: Literaturkritik. Poetik und Philologie. Hrsg. von Herbert G. Göpfert. München 1973, S.106 ff. (33. Literaturbrief); zu Herder vgl. HW 3, S.217 und öfter.

ten im Grunde genommen dieselbe Meinung, was das Übertragen der Gesänge anbetraf, und zankten sich wegen Kleinigkeiten, die meistens nur für sie prinzipiell waren. Zum Schluß aber haben sich alle beide als Verlierer gezeigt, weil ihre Gesangbücher sich als unzuverlässig erwiesen haben und letztlich in die Makulatur gewandert sind: man blieb bei den alten, die sich die Konservativen gewünscht hatten (gerade die wurden wiederholt herausgegeben). Ungeachtet dessen kam diese Auseinandersetzung der litauischen Sprache sogar sehr zugute. Außer dem, daß die Pfarrer durch die leider verlorengegangenen Rundschreiben zur Lösung der Sprachprobleme gezwungen waren, entstanden viele gedruckte Schriften, besonders durch Ostermeyer, weil Mielckes einen mehr stillen, 'hintergründigen' Kampf führten, Ostermeyer dagegen mit seinen Schriften in die Öffentlichkeit ging und vor den Augen aller mit dem Opponenten diskutierte. Dadurch sind Sprachfrüchte entstanden, die heute in der Geschichte des litauischen Schrifttums einen festen Platz haben.

Bei den Brüdern Mielcke, genauer bei Christian Göttlich Mielcke (1736-1806), waren es das *Litauisch-deutsche und Deutsch-litauische Wörter-Buch* (1800), die *Anfangs-Gründe einer Littauischen Sprach-Lehre* (1800), die litauische Übersetzung einer Predigtauswahl von J.G.Heym sowie das schon erwähnte Gesangbuch *Senos ir naujos krikbezoniškios Giesmes* mit insgesamt 566 Liedern, von denen 102 von Mielcke bearbeitet worden waren. Er beteiligte sich aktiv an den Übersetzungen, hat viele königliche Erlasse ins Litauische übersetzt und eine originelle, ungedruckt gebliebene Dichtung von 333 Zeilen über die Geschichte des Kirchendorfes Pilkallen hinterlassen, in der er die Vergangenheit des Landes schildert, die

Aggression des Deutschen Ordens gegen die Preußen und Litauer verurteilt, für den Protestantismus eintritt und die preußischen Herzöge und Könige verherrlicht.

Gottfried Ostermeyer hat seinerseits eine große Menge von Schriften verfaßt und gedruckt (weit über tausend Seiten in Octavo); die reifsten und herausragendsten sind die *Neue Littauische Grammatik* ( 1791 ) und die *Erste Littauische Liedergeschichte* ( 1793). Seine Grammatik war ein Versuch, die sprachlichen Erscheinungen auf etwas andere Weise zu gliedern, den syntaktischen Teil beträchtlich auszuweiten, einen Abschnitt über die Prosodie einzuführen und eine historische Übersicht über die Grammatiken der Vorgänger zu geben. Das Bleibende, was Ostermeyer als Begründer der litauischen theoretischen Dichtkunst gelten läßt, ist der Abschnitt seiner Grammatik über die Prosodie. Damit legte er den Grundstein für die Theorie der litauischen Dichtkunst; was seine Vorgänger kritisiert und praktisch analysiert haben, hat er systematisiert und theoretisch verallgemeinert. Dieselben Probleme hat auch Mielcke in seiner Grammatik berührt und vertieft; Ostermeyer gebührt aber der Ruhm, der erste gewesen zu sein.

Schade bloß, daß wir von seinen Litauischkenntnissen zu wenig Beweise haben, weil sein Gesangbuch verschollen ist, und deshalb die Fähigkeiten des Mannes auf dem Gebiet, auf dem er sich selbst für groß hielt, verborgen sind. Es sind zwar manche Psalmenübersetzungen in anderen, späteren Gesangbüchern anzutreffen, die von seiner Kunst zeugen, aber das ist eben zu wenig, um eine tiefere Verallgemeinerung vornehmen zu können.

Das andere oben genannte Werk, die *Erste Littauische Liedergeschichte*, läßt uns Ostermeyer den Titel eines Urhebers der litau-

sehen Literaturgeschichte geben. Es enthält viele Informationen über die Gesangbücher und ist teilweise selbständig verfaßt. Das Werk ist aus dem Stoff des Streites mit Miclcke entstanden, weil eine Polemik zu führen, ohne den Überblick über die Gesangbücher und das ganze kleinlitauische Schrifttum zu haben, unmöglich gewesen wäre. Durch dieses Buch bekommt man einen Einblick in die Entwicklung der litauischen Gesangbücher. Jedes dem Autor zugängliche Buch wird genau beschrieben und ausgelegt, deswegen findet man hier Tatsachen, die nirgendwo sonst zu finden sind.

Die anderen, kleineren Schriften haben keine so große, bleibende Bedeutung für das litauische Schrifttum wie die oben erwähnten. Sie sind die Kinder ihrer Zeit und als solche haben sie in ihrem 'Geburtsmoment' eine gewisse Rolle gespielt. Hier sind die beiden umfangreichen Bücher *Kritischer Beytrag zur altpreußischen Religionsgeschichte* (1780) und *Gedanken von den alten Bewohnern des Landes Preußen* (1780) sowie seine im *Preußischen Archiv* erschienenen Artikel *Zuverlässigkeit der vorhandenen Nachrichten von dem ehemaligen Goezzendienst in Preußen* (1790) und *Heber die drei Gottheiten der alten Preußen Perkun, Pykull und Potrimp - Gegen Hartknoch* (1793) zu nennen. Mit seinem *Kritischen Beytrag* wollte Ostermeyer die Lücken der Religionsgeschichte der Prußen und Litauer füllen und ein leicht greifbares Buch für seine Amtskollegen schaffen. Er hat in dem Sinne viel geleistet und aus allen ihm zugänglichen Quellen die Welt der altpreußischen religiösen Vorstellungen zusammengestellt. Seine Ausführungen, insbesondere die etymologischen, gehen leider recht oft in die falsche Richtung. Das Werk ist kompilatorisch und mehr als geschichtliches Faktum zu

erwähnen, aus welchem man viele Tatsachen über das damalige Leben in Kleinlitauen ziehen kann.

Ähnliches wäre auch über *Die Gedanken von den alten Bewohnern des Landes Preußen nebst angehängter kritischer Untersuchung dessen, was von ihrem Ursprünge ohnlängst zu Halle verstorbenen Professor Herr Johann Thunmann in einer besonderen Schrift hat behaupten wollen und einer Ehrenrettung wider den Berlinischen Oberkonsistorialrath Dr. A. F. Büsching in der Vorrede* (1780) zu sagen. Schon dem genauen Titel des Buches ist zu entnehmen, worum es sich hier handelt. Der abwertende Ton den baltischen Völkern gegenüber, der sich in Johann Thunmanns *Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker*<sup>5</sup> findet (Thunmann nennt sie insgesamt „Letten“), hat Ostermeyer tief beleidigt, und er verteidigt empört Satz für Satz die Ehre der einheimischen Bevölkerung. Eine wissenschaftliche Widerlegung der Thunmannschen Behauptungen könnte man dies nicht nennen, eher eine Meinungsäußerung.

Außer den schon erwähnten Schriften hat Ostermeyer auch andere geschrieben (*Versuchte Erkläerung der Namen, mit welchen ehemals Preußens Landschaften belegt worden*, 1780; *Über den Namen der Landschaft Culm*, 1783; *Historische Nachrichten vom Tremperischen Kirchspiel*, 1793; *Ueber die ostpreußischen Kirchen, in welchen Gottesdienst in Littauischer Sprache gehalten wird*, 1795; *Ueber die Schullehrer bei den Kirchen in unserm Litauen*, 1798; usw.), einen kleinen Auszug von Thomas a Kempis übersetzt (*Szir-*

---

<sup>5</sup> Vgl. Johann Thunmann: *Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischen Völker*. Nachdruck Hamburg 1979 (= *Linguarum minorum Documenta Historiographica*, Bd.3).

*dingas Pagraudenimas /.../*, 1781 J, sich an der Vorbereitung der *Agende (1715)* beteiligt sowie die zur Zeit als verschollen geltenden Schriften *Die letzte Woche des irdischen Lebens unsers Herren Jesu Christi (1797)* und *Das neue Leben unsers Herrn Jesu Christi auf dieser Erde von seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt aus den davon vorhandenen Quellen in einen historischen Zusammenhang gebracht (1820* hrsg. vom Sohn Siegfried) verfaßt, in denen seine langjährige Predigerpraxis sich widerspiegeln sollte. Da aber kein Forscher die zuletzt erwähnten Werke zu Gesicht bekommen hat (genauso wie den ersten der vier Teile der *Apologie des neuen Litauischen Gesangbuches wider die Mielckischen Beschuldigungen, 1789-91*), kann sich keiner ausführlicher über diese Schriften äußern.

Was den Umfang und den Themenkreis des Lebenswerkes von Gottfried Ostermeyer angeht, so hat er hierin alle seine Vorgänger übertroffen: keiner vor ihm ging so weit in die Breite. Seine Leistungen blieben auch von der preußischen Regierung nicht unbemerkt. Alle Nachkommen des Ostermeyerischen Geschlechts erhielten das Recht auf ein Stipendium, wenn sie Theologie studierten. Sie wurden von dem guten Ruf ihres Vorgängers begleitet und wirkten beinahe alle in der Provinz Litauen, indem sie sich an der Kulturarbeit der Litauer beteiligten.

Der Sache des Vaters Gottfried am treuesten blieb sein Sohn Siegfried Ostermeyer (1759-1821), der 1776-80 an der Universität Königsberg Theologie studierte, anschließend zwei Jahre am dortigen Litauischen Seminar als Dozent und später als Prediger tätig war. Zu Lebzeiten Siegfrieds hatten die Litauer kaum Aussicht auf ihre Erhaltung; er erlebte schmerzhaft das Verschmelzen der Litauer mit

den Deutschen. Mit seinem Buch *Ist es anzuraten die littauische Sprache zu verdrängen und die Littauer mit den Deutschen zu verschmelzen'* (1817) trat er auf die litauische Seite. Mit diesem Buch bezog er die Stellung der Konservativen, die in die Schulreform in der Variante, wie sie beabsichtigt war, nicht einwilligen wollten, weil sie praktisch die Verdeutschung der Bevölkerung bedeutete. Da Siegfried Ostermeyer auch Schulinspektor des Kirchspiels war, verstand er mehr davon als andere. Seine Schrift konnte verständlicherweise nichts ändern, immerhin war es aber ein kühnes Auftreten und führte auch zu einer Polemik. Hier zeigte er nach Stil und Art und Weise Ähnlichkeit mit seinem Vater. Siegfried Ostermeyer übersetzte wie alle Pfarrer Lieder und andere evangelische Schriften ins Litauische, war Mitarbeiter des *Gemeinnützigen Wochenblattes* und veröffentlichte dort seinen gesammelten Stoff über die litauische Sprache. In die litauische Kulturgeschichte ist er vor allem wegen der Schrift *Ist es anzuraten die littauische Sprache zu verdrängen [...]* eingegangen.

Vier Söhne Siegfrieds sind seinem Vorbild gefolgt: alle sind in verschiedenen Teilen Kleinlitauens evangelische Pfarrer geworden und haben sich auch an der Förderung des Litauischen mit verschiedenen Übersetzungen beteiligt. Der bekannteste von ihnen ist der älteste Sohn Siegfrieds Natanael Friedrich Ostermeyer (1784-1827), der 1801-1805 an der Königsberger Universität studierte, danach zunächst als Lehrer und Präzentor, ab 1815 als Pfarrer tätig war. Außer dem Dichten von Liedern beteiligte er sich an der Vorbereitung des litauisch-deutschen Wörterbuchs und übersetzte deutsche Artikel ins Litauische für die litauische Presse. Seine größte Leistung

ist sein Beitrag zur Herausgabe der ersten litauischen Zeitung *Nusidavimai Dievo karalysteje* 1823.<sup>6</sup>

Mit Gottfried Ostermeyer angefangen, möchte man auch mit ihm schließen. Er ist eine herausragende Gestalt in dem Sinne, daß er nach dem Umfassenden strebte. Der Versuch, das Ganze aus der historischen Sicht aufzufassen, unterscheidet ihn von den anderen Zeitgenossen. Dies vollzieht er auf dem Niveau seines Jahrhunderts und eines allgemein ausgebildeten Pfarrers, abgeschnitten von den neuen wissenschaftlichen Strömungen, sich als einen Auf- und Erklärer sehend. Seine menschliche Größe besteht darin, daß er in der Zeit, wo das litauische Weltbild in Kleinlitauen zusammenzubrechen begann, den Untergang mit allen Mitteln zu stoppen versuchte und, aufrichtig aus dem offenen Herzen, intuitiv den Herderschen Ideen folgte und seinem Prinzip des Eigenwerts aller Kulturen verpflichtet war. Seine Rolle als Wissenschaftler ist vorsichtig einzuschätzen: strebt jemand in die Breite, so kann er in die Tiefe nicht sehr erfolgreich eindringen.

Vater, Sohn und Enkel Ostermeyer könnte man als Verteidiger des Litauischen ansehen, dieses feinen geistigen Gewebes, das sich kaum mit Worten ausdrücken läßt, aber deutlich bei einer Nation zu spüren ist. Und sie sind gegen jeden aufgetreten, der das Vorhaben hatte, dieses Gewebe zu zerreißen.

---

<sup>6</sup> Vgl. Domas Kaunas: *Lietuviu periodikos pirmtakas*. Vilnius 1991.

## Ein miserabler Kritiker, mit Charakterdefekten? Plädoyer für eine Neueinschätzung Garlieb Merkels

Jörg Drews (Bielefeld)

... aber es ist nun einmal mein Loos gewesen, fast immer in der Literatur einen einsamen Pfad zu gehen. Vielleicht meine Schuld; vielleicht ein Verdienst.

Garlieb Merkel an Elisa von  
der Recke, 9. August 1827

Garlieb Merkels Charakterbild schwankt nicht in der Geschichte, und gerade das scheint mir ein Problem zu sein, wenn Charakterbild hier mehr als nur die Summe persönlicher Charakterzüge, nämlich Art und Rang seiner Leistung als Literaturkritiker, Literatur- und Kulturjournalist und Publizist meinen soll. Merkel gilt gemeinhin als der Thersites von Potsdam und Berlin, als der Kritiker und Redakteur, der zwischen 1799 und 1806 durch den scharfen, bisweilen schmähenden Ton seiner verständnislosen literaturpolitischen und literarästhetischen Ausfälle gegen die Frühromantiker, gegen die Berliner literarische Gesellschaft und gegen Goethe einen großen Teil seiner Zeitgenossen gegen sich aufbrachte und von der Nachwelt als nicht viel mehr denn eine 'quantité négligeable' zu betrachten sei, und wenn man ihm wenigstens gewisse Verdienste um Erfindung bzw. Schaffung dessen zuspricht, was wir heute als 'Feuil-

leton' in einer besseren Zeitung erwarten, so wird doch gleich bei der Erwähnung der *Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur* und des *Freimüthigen* die Summe gezogen, hier trete erstmals „ein hemmungsloser bürgerlicher Kulturjournalismus“<sup>1</sup> in Erscheinung. Merckels Bild gleicht gewissermaßen immer noch dem, welches die Verantwortlichen der *Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel* von 1806 als Frontispiz für ihre Schmähschrift stechen ließen: da ist er als warzenübersäter Fettsack zu betrachten. Er gilt bis heute als der plumpste und dümmste der Kämpfer gegen die Frühromantik, und als besonders mißgünstig und vor allem schon zum Zeitpunkt ihres Erscheinens obsolet gelten auch seine merkwürdig schnöden Attacken auf Goethe - alles in allem also vielleicht ein „großer politischer“, aber eben ein „miserabler ästhetischer [...] Kritiker“<sup>2</sup>. Glaubt man seinen romantischen Gegnern und deren Entourage in Berlin sowie auch anderen Zeugen, so hat Garlieb Merkel sich überdies durch seine Prahlerei und Unverschämtheit und sein despotisches Wesen bei zahllosen Gelegenheiten, bei denen er offenbar die Kontrolle über sich verlor, in Berlin in den Jahren kurz nach 1800 ziemlich unmöglich gemacht. Obendrein hat ja die siegreiche Sache der Romantiker und Goethes den Göttern wie auch

---

<sup>1</sup> Lutz Vogel: „Ästhetische Prügeleien“. Literarische Fehden in Berlin und Weimar (1800-1803). In: Hans-Dietrich Dahnke/Bernd Leistner (Hrsg.): *Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts*. Berlin, Weimar 1989. Bd. 2, S.358-415; hier S.360.

<sup>2</sup> Eberhard Haufe im Nachwort des von ihm herausgegebenen Bandes Carl Gustav Jochmann: *Die unzeitige Wahrheit. Aphorismen, Glossen und der Essay 'Über die Öffentlichkeit'*. 3. Aufl.; Leipzig, Weimar 1990, S.241.

den Literaturgeschichtsschreibern natürlich mehr gefallen als die seine.

Umgekehrt aber: Wüßte man nicht von den degoutanten Bizarrieriesen, die Garlieb Merkel sich offenbar im Umgang allgemein und vor allem in Berlin wirklich geleistet hat, und läse allein die *Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten* [später: *neuesten*] *Produkte der schönen Literatur* (1800 bis 1802), so hätte man doch zumindest allen Grund, ihn für einen zwar oft unzutreffend urteilenden, häufig aber auch respektlos scharf hinsehenden, witzig und unterhaltsam formulierenden Kritiker zu halten, der sich im Ensemble der Literaturkritiker um 1800 durchaus sehen lassen kann. An seinem Bild in der Geschichte ist er selbst sicher nicht unschuldig, aber je unvoreingenommener man sich in seine publizistischen Aktivitäten und literaturkritischen Schriften versenkt und dabei auch die Zusammenhänge und den von allen Seiten angeschlagenen Ton jener „Ästhetischen Prügelei“ von 1799 bis ca. 1803 berücksichtigt, desto mehr scheint einem zumindest eine Teil-Revision der bisherigen Einschätzung Garlieb Merkels am Platz; außerdem wird man dessen gewahr, daß große Teile seiner literaturkritischen und publizistischen Tätigkeit offenbar nicht nur nicht ausreichend erforscht, sondern sogar bis heute auch Autoren unbekannt sind, die sich sehr dezidiert über Merkel und seine Publikationsorgane äußern. Die Geschichtsschreibung ist bekanntlich sehr häufig die der Sieger, und manchmal weiß sie es noch nicht einmal, und wenn zu diesem Sieg noch hinzukommt, daß Garlieb Merkel besonders eklatante Charakterschwächen hatte - aufbrausendes Wesen und Neigung zu bisweilen geradezu albern haltlosen Anschuldigungen gehörten sicher dazu -, und daß sein Rang als Literaturkritiker sicher unter dem der

Schlegels liegt, so konnte er kurz- und langfristig natürlich nur unterliegen.

Aber wer *Sacrilegia* begeht, hat ja manchmal auch gute Gründe dafür, und nicht nur individuell-psychologische. Eines feinen Tons haben sich praktisch alle nicht befließigt, die sich zwischen 1799 und 1803/4, zum Teil auch bis 1806, bis der Einmarsch Napoleons in Berlin dem Spuk ein endgültiges Ende bereitete, da einmischten. Das fängt mit Goethe und Schiller an, die mit den *Xenien* ein durchaus nicht nur angenehmes Beispiel gaben für den anmaßenden Ton, der nun also erlaubt sein sollte im Literaturkampf; das setzt sich fort mit der hochfahrenden Genialischkeit, mit der die Frühromantiker auf den athenäischen Plan traten, und eigentlich brauchten sich weder Goethe noch die Romantiker zu wundern, daß ein Teil der Pfeile und insbesondere der *Xenien-Pfeile* wieder zu ihnen zurückkamen. Nicht nur ihre Anhängerschaft war gelehrig, sondern auch die Truppe ihrer Gegner, von Schadow angefangen und bei Garlieb Merkel zunächst aufgehört, der durch die von den Autoren des „Polarsternbundes“ 1806 zusammengestellte, bereits erwähnte Schmähschrift den letzten großen Schlag abbekam. Merkel ist aber noch etwas mehr und anderes als ein peinlich später Anhänger einer rationalistischen Ästhetik, ein banausisch nüchterner und subalterner Goethe-Kritiker und theorie-unfähiger Schmäher der Schlegels; er ist insbesondere nicht eigentlich ein Goethe-Verächter, und es täte jedenfalls not, die einzelnen seiner Urteile oder Wertungen genauer unter die Lupe zu nehmen. Ansätze dazu gibt es, zunächst schon in der vorzüglichen Arbeit von Winfried Theiss, *Garlieb Merkel als Rezensent Jean Pauls*<sup>3</sup>, sodann in Rainer Schmitz' kommentier-

---

<sup>3</sup> Winfried Theiss: *Garlieb Merkel als Rezensent Jean Pauls*. In: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 8 (1973), S.78-99.

ter Dokumentation *Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung*<sup>4</sup>, und nicht zuletzt in den Aufsätzen von Heinz Härtl und Lutz Vogel *Athenäum-Polemiken*<sup>5</sup> und „Ästhetische Prügeleien“. *Literarische Fehden in Berlin und Weimar (1800-1803)*<sup>6</sup>.

Kein Zweifel, die *Briefe an ein Frauenzimmer* waren darauf aus, die Frühromantiker und ihre Berliner Parteigänger und bis zu einem gewissen Grad auch die Berliner Parteigänger Goethes aufs Korn zu nehmen, da es bei diesen „belletristischen Gurkenhändlern“<sup>7</sup> und diesem „literarischen Stutzerheer“<sup>8</sup> sich um Leute handle, deren hochfahrendes Wesen sich mit einer unerträglichen, undurchdachten Devotion gegenüber Goethe verbinde:

Jener preist Ihnen Göthe mit lächerlichem Enthusiasmus. Ist er wirklich im Stande, die Schönheit seiner Schriften von den Fehlern derselben zu sondern, sie zu empfinden? Nicht doch! Göthe ist Mode und so prunkt er [nämlich der „literarische Stutzer“<sup>14</sup> und leere „Enthusiast“, J.D.] damit, sein Anhänger zu seyn, wie Bediente mit der Livree eines Fürsten.<sup>9</sup>

Merkel geht es also bei der Veröffentlichung der *Briefe an ein Frauenzimmer* vor allem um den Kampf gegen einen modischen Enthusiasmus, eine Schwärmerei nicht nur für Goethe, sondern auch

---

<sup>4</sup> Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung. Hrsg. von Rainer Schmitz. Göttingen 1992.

<sup>5</sup> Heinz Härtl: Athenäum-Polemiken. In: Hans-Dietrich Dahnke/Bernd Leistner (Hrsg.): Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin, Weimar 1989, Bd.2, S.246-357.

<sup>6</sup> Vogel: „Ästhetische Prügeleien“ (Anm. 1).

<sup>7</sup> Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, 1. Brief (1800), S.8.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd., S.9 f.

für Jean Paul, wobei sicher hinzukommt, daß Merkel selbst gewiß ein Mann der Prosa war und nach einem literarischen Herkommen aus den poetischen und poetologischen Traditionen der Aufklärung, insbesondere Alexander Popes und Voltaires, kaum viel Sinn hatte für die neue literarische Sprache, die sich zunächst Anfang der siebziger Jahre bei Goethe und dann erneut in der Frühromantik ankündigte bzw. konstituiert hatte. „[...] berauschen“, schreibt Merkel barsch, „lasse ich mich nun einmal nicht“<sup>10</sup> - dies, als er anhebt, den ersten Band von Jean Pauls *Titan* zu besprechen, vor dem geistigen Auge „hundert schöne Enthusiastinnen, die bei Richters Schriften vor dunklen Gefühlen fast in Ohnmacht fallen.“<sup>11</sup> Diese „Enthusiastinnen“<sup>44</sup> hatte er schon 1797 ff. in Weimar gesehen und dann in Berlin, und gerade ihnen will er „Belehrung unterhaltend“<sup>12</sup> geben in seinen Briefen. Die Wortwahl weist auf den literaturtheoretischen Hintergrund: es ist die Poetik der Aufklärung, auf welche auch die vielen Motti aus Popes *Essay on Criticism* deuten, die den *Briefen* vorangestellt sind. „Meine Urteile sollen gründlich, beweisend, aber zugleich verständlich sein, jedermann verständlich“<sup>44</sup>, heißt es im 1. Brief<sup>13</sup>, und mir scheint, daß dies nicht nur auf mehr literaturjournalistische Absichten denn auf literaturtheoretischen Ergeiz deutet, sondern sich vor allem auch gegen das Fragmentarische, Hingeworfene, nicht Durchdiskutierte vieler der im *Athenäum* publizierten Texte richtet, insbesondere gegen *Blütenstaub*, *Fragmente* und *Ideen* von Novalis und Schlegel. Garlieb Merkel argumentiert noch mit Kategorien wie 'Geschmack'; „verderbtesten Geschmack“<sup>44</sup> diagnos-

---

<sup>10</sup> Brief (1800), S.34.

<sup>11</sup><sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Vorbericht (September 1800), S.IV.

<sup>13</sup> 1.Brief (1800), S. 15.

tiziert er bei Jean Paul bei gleichzeitigem „glänzenden Genie“<sup>14</sup>, und weiß: „[...] auch der Geschmack, auch der Verstand haben Ansprüche, und zwar sehr wichtige, an jedes Kunstwerk zu machen.“<sup>15</sup> Konsequenterweise ist er eher ein Parteigänger der Populärphilosophie Garves und vor allem Johann Jakobs Engels, dessen *Der Philosoph für die Welt* und dessen *Lorenz. Stark* er positiv bespricht, was indirekt gegen Fichte, Novalis, die Schlegels, Schelling und Schliermacher gerichtet ist, die ihm allesamt dunkel, schwer verständlich, spekulativ und haarspalterisch vorkommen. Sinn für Komik läßt er vermissen, auch für Verwandtes - Sarkasmus, Zynismus als Stilhaltung, Ironie - hat er keine Ader, und eine zentrale Errungenschaft der deutschen Literatur und Lyrik, die Sprache der Unmittelbarkeit und der Innigkeit in der Lyrik, ist ihm entgangen, sei's aus konstitutionellen Gründen, sei's weil ihn dies seine literarische Sozialisation nicht gelehrt hatte; es klingt fast wie die Parodie hochaufklärerischer Ästhetik des Gedichts, wenn er fordert: „Echte Poesie muß auch dann noch Poesie seyn, wenn ihre Wortfügung in Prosa aufgelöst wird“<sup>16</sup> - was schon seine Zeitgenossen, ja sogar seinen Freundenbarer Unsinn erschien, aus einsehbaren Gründen: es bedeutet die Herabwürdigung der Poesie zum Ornament, zum rhetorischen Gefäß, das anmutig eine Idee, einen Stoff, eine Lehre zu transportieren hat. Konsequenterweise muß Merkel Tiedges *Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf* hochschätzen - im Hintergrund taucht Ewald von Kleist auf, und seine Literatur als anachronistisches Dichtungsideal - und das Lehrgedicht *Urania* ausführlich und positiv besprechen, während natürlich jede Art von

---

<sup>14</sup> 3. Brief (1800), S. 35.

<sup>15</sup> Ebd., S. 36.

<sup>16</sup> 5. Brief (1800), S. 65.

Vermischung von Gattungen, also etwa Autobiographie und Dokumentation bei August Kotzebues *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens*, ihm in seinem Purismus zuwider ist.<sup>17</sup> Extrem scharf wird sein Tadel am Mäandrieren der Sprechweise zwischen historischer Reflexion, philosophischer Rede und „poetischen Floskeln“ bei einem berühmten Text des Autors, den er gleich zu Beginn seiner *Briefe an ein Frauenzimmer* gegen sich aufbrachte: Jean Pauls *Der 17te Julius, oder: Charlotte Corday*<sup>18</sup> ist Merkel ein absolut ärgerliches Beispiel eines nicht nur launigen, sondern übel willkürlichen und auch die Würde des Themas verletzenden Verstoßes gegen die Konsistenz des Tons und die Eindeutigkeit der Gattung. Daß Jean Pauls *Titan* ihm gerade unter *Geschmacksge-si-ch-t-s-p-u-n-k-t-e-n* mißfallen mußte, ist nach dem Gesagten und Zitierten deutlich; seine Haltung zu Jean Paul ist allerdings schon untersucht worden<sup>19</sup>, so daß ich mich auf ein kleines Zitat aus der zweiten der *Titan*-Besprechungen beschränken will, wo er nicht nur ein Mal seinen „Schauder vor dem gothischen Unwitz“ Richters, auch nicht nur seinen Mißmut über den „bildernden Bombast“ äußert, der ärger sei als bei Cyrano de Bergerac oder Lohenstein - eine unfreiwillig treffende Einordnung! -, sondern wo ihm zugleich mit einem Fehlurteil eine boshaf-witzige Formulierung gelingt (was übrigens gar nicht so selten ist bei ihm!): „In dem komischen Anhange [zum *Titan*] brechen zwei den Hals, der Luftschiffer Gianozzo einmal und der Witz des Verfassers zehntausendmal.“<sup>20</sup> Gerade was Merckels Urteil über Jean Paul angeht, steht man übrigens vor dem Paradox, daß Merkel dem

---

<sup>17</sup> Vgl. 62.Brief (1802), S. 195-208.

<sup>18</sup> 10.Brief (1800), S. 148-151.

<sup>19</sup> Vgl. Theiss: Garlieb Merkel (Anm. 3).

<sup>20</sup> 37.Brief (1801), S.598.

literarischen Rang des Autors sicher nicht gerecht wird, daß er aber doch sehr präzise formuliert, wo die Schwäche des Jean Paulschen Witzes und seiner Schreibweise überhaupt liegt, so daß selbst Hendrik Birus Merkels Kritik „beschränkt doch treffsicher“<sup>21</sup> nennen muß.

Wenn also Merkel an einer summarischen Rekapulation seiner literarästhetischen Position als drei für ihn höchste Namen „Wieland, Engel oder Göthe“<sup>22</sup> nennt, so hätte dies ja quasi seine innere Logik - wenn da nicht eben der Name Goethe wäre. Merkels Haltung zu Goethes Werk und Person verdient einen genaueren Blick. Es war zunächst einmal sicher die „unbändige Arroganz“<sup>23</sup>, die ihm wie bekanntlich nicht wenigen Augenzeugen der neunziger Jahre an Goethe aufgefallen war, und noch vor allem Literarischen muß ihm dies Abweisende, dieser zumindest als Haltung vorgeführte Hochmut Goethes schon bei den Begegnungen in Weimar 1797 mißfallen haben. Als dann die Goethe-Verehrung durch die Frühromantiker hinzukam, festigte sich bei Merkel offenbar die Antipathie gegen diese Installierung und Selbstinstallierung Goethes als „Monarch der Literatur“, ja sogar als „Halbgott“<sup>24</sup>. Man hat aus Merkels Kritiken, Briefen und Aufzeichnungen den Eindruck, daß ihm der Ton der böartigen Attacke, der Schmähung und persönlichen Herabsetzung in der literarischen Auseinandersetzung zunächst gar nicht lag und daß die Zuspitzung seines eigenen literarischen Tones erst erfolgt, als insgesamt das Klima im Literaturkampfraucher geworden war. Goethe nimmt er vor allem die *Xenien* übel, weil diese in

---

<sup>21</sup> Hendrik Birus: Vergleichung. Goethes Einführung in die Schreibweise Jean Pauls. Stuttgart 1986, S.81.

<sup>22</sup> Briefe an ein Frauenzimmer, 1.Brief (1800), S.15.

<sup>23</sup> 6.Brief(1800),S.89.

<sup>24</sup> 5.Brief (1800), S.82.

einem nie gekannten Maße Aggressivität in die Kritik eingeführt hätten: „[...] als die 'Xenien' erschienen waren, kilTund biß man in allen Winkeln, und that es noch, da nichts leichter ist, als Anzüglichkeiten zu sagen...!“<sup>25</sup> Das läßt sogar Lutz Vogel gelten:

Während die beiden Initiatoren des Streites in der Erkenntnis, daß sie mit den Xenien keinen heilsamen Weg eingeschlagen hatten, sich aus den Kontroversen zurückzogen und konstruktiverem Schaffen zuwandten, blieb die Tendenz wachsender Gereiztheit und Animosität, die Neigung zu Faktionsgeist und Schmähsucht vol-laufwirksam. Und eben die Xenien machten sich dabei als folgen-schweres Exempel bemerkbar: Es fanden sich genug Leute, die ohne Skrupel zuschlugen, wo immer es Gelegenheit dazu gab; un-ter Berufung auf den Xenien-Fall schien nun alles nicht zu Recht-fertigende erlaubt.<sup>26</sup>

Dann aber sieht er auch einen Niedergang in der Qualität von Goethes Werken selbst, das heißt er kreidet Goethe nicht nur den 1797 erhobenen böartigen Ton in der Bekämpfung literarischer Feinde an, nimmt ihn auch nicht nur in Sippenhaft im Zusammenhang mit den Frühromantikern, die er als Zweckalliierte - in beiderlei Richtung - Goethes sieht. Vielmehr wägt er auch die Produktion Goethes ab und glaubt befinden zu müssen: „Wenn man Göthes neueste Werke mit seinen altern, z.B. Wilhelm Meister mit Werther, Herrmann mit Tasso usw. vergleiche, so sey es unverkennbar, daß sein Genius im schnellen Sinken sey.“ Wie immer man dies als literarisches Urteil einschätzt - auffällig daran ist, daß also die Literatur des jüngeren Goethe höher geschätzt wird, die Literatur des enthusiastischen Autors, des Sturm- und-Drang-Autors, was ja wohl seinerseits wieder in Widerspruch steht zu Merkels aufkärerischer Literaturästhetik -; seine Urteile über Goethes Werke sind jedenfalls so komplex, daß genaueres Hinsehen lohnte. Mag sein, daß

<sup>25</sup> Ebd., S.69.

<sup>26</sup> Vogel. „Ästhetische Prügeleien“, S.359.

die Schlegelschen Elogen auf den *Wilhelm Meister* und auf *Herrmann und Dorothea* Merkel gewissermaßen automatisch zur Opposition veranlaßten (bei *Herrmann und Dorothea* kommt noch hinzu, daß er dem Gedicht nicht seine - seiner Einschätzung nach - mißliche Zwischenstellung zwischen Epos und Idylle vergeben konnte (einmal nennt er *Herrmann und Dorothea* gar eine „Elegie“), doch bleibt die Konsequenz festzuhalten, mit der er immer wieder gerade den *Werther* aufs höchste lobt.

Ich denke, daß Merkel in einem ganz unverächtlichen Sinne auch die Literaturkritik bzw. die literarische Publizistik als Teil eines Kampfes von Lagern auffaßte und sich bisweilen *Kampfpositionen* wählte, die nicht unbedingt seine wahren ästhetischen Positionen sein mußten. Im Zuge des Hin und Her der Argumente und je nachdem, welche Behauptungen der Gegner aufstellt, läßt Merkel dann auch einmal das Visier fallen und statuiert klar, was er in welchem Rang sieht: Angesichts eines orientierungslosen Mischmaschs von Namen, den er in einer Zeitschrift findet, sagt er ganz unmißverständlich, wo für ihn oben ist: Goethe und Schiller sind „zwei der größten Dichter, die Europa besitzt.“<sup>27</sup> Es beweist ja durchaus Augenmaß und ist keineswegs, wie schon immer ganz pikiert angemerkt wurde, degoutante Respektlosigkeit, wenn Merkel im übrigen bei Durchsicht von irgendwelchen Taschenbüchern und Musenalmanachen konstatiert, daß diese Bändchen wohl nur dadurch zustandekamen, daß weniger berühmte *und* berühmte Autoren hier ihre Schreibtische ausräumten und daß auf diese Weise sowohl Goethes *Poläophron und Neoterpe. Ein Festspiel* wie auch *Der Zauberböte zweiter Theil* ihren Weg in irgendwelche Sammlungen fan-

---

<sup>27</sup> Briefe an ein Frauenzimmer, 46.Brief (1801), S.735.

den: Der Autor fühlte sich gedrängt oder war unfähig, etwas wegzuerwerfen oder (zumindest zunächst noch) verschlossen zu halten, der Verleger aber spekulierte darauf, daß der Name Goethe auf jeden Fall dem Bändchen aufhelfen würde: „Wie gewöhnlich war der Verleger zufrieden, nur Göthens Namen im Register aufführen zu können [...]“.<sup>28</sup> Daher spricht Merkel auch ganz ungeniert aus, was nur Frömmigkeit bzw. Bigotterie sich auszusprechen scheute: Daß das eine ein „allegorisches Gelegenheitsstück“<sup>29</sup> ist, und nur das: „Dieses Festspiel, das manchem ziemlich lahm erscheinen wird, ist von Göthe“<sup>30</sup> - und daß das andere doch sehr peinlich fragmentarisch und dürftig sei, dieser *Entwurf zu einem dramatischen Märchen* namens *Der Zauberflöte zweiter Theil*. Woraus er dann ein paar Zeilen zitiert, die sein Urteil ziemlich gut belegen. Wie hatte er an anderer Stelle in Abwehr der bei den Schlegels herrschenden Goethe-Idolatrie gesagt - : „aber berauschen lasse ich mich nun einmal nicht.“<sup>31</sup> Berauschen nicht, aber daß er durchaus zu Bewunderung Goethes zu bewegen war und daß seine Stärke als Kritiker nicht so sehr im Begrifflichen, sondern in bildhaften Charakterisierungen liegt, kommt auch heraus bei Ausführungen über Goethes *Werther*:

Wie Minerva mit Schild und Helm aus Jupiters Haupte hervorging, sprühen gleichsam die Ideen, welche Leidenschaft eingibt, schon mit ihrem vollendeten Ausdrücke aus dem Herzen. Die Kunst würde vergebens sie nachzubilden versuchen, und wenn sie an ihnen bessern will, verwischt sie gewöhnlich nur Schönheiten. [...] Göthe schreitet wie ein junger, feuriger Held, dessen rasche, bestimmte Bewegung, dessen funkelnder, umherschweifender Blick uns zu-

---

<sup>28</sup> 51.Brief (1802), S.21.

<sup>29</sup> 18.Brief(1801), S.288.

<sup>30</sup> Ebd.,S.289.

<sup>31</sup> 3.Brief(1800), S.34.

blitzt, eben hab' er eine kühne That vollbracht, oder gehe hin, sie zu vollziehen.<sup>12</sup>

Gang, Auftreten, Stilgestus vor allem des jungen Goethe sind da durchaus getroffen - beide Stellen bezeugen Gefühl für Qualität und literaturkritisches Gespür, sinnlich zu loben und überzeugend eine Gestalt vors Auge des Lesers treten zu lassen. Es ist keineswegs einfach banausisch, sondern erheiternd nüchtern und genauerer Erwägung wert, wenn Garlieb Merkel umgeben von Berliner Goethe-Schwärmerei sowohl bei den Autoren von *Karat* wie auch bei den Damen in den literarischen Salons ganz uneingeschüchtert und trocken dagegen hält, die ersten vier Zeilen der *Metamorphosen der Pflanzen* als „matt“<sup>33</sup> bezeichnet und Goethe so einschätzt:

Es lassen sich auf dem Felde der Schriftstellerei zwar wichtigere Verdienste erwerben, als die seinen sind: aber auch diese sind nicht verächtlich. Wir besitzen von ihm etwa ein Viertelhundert gelungene Gedichte, ein Dutzend Dramen, von denen sich ein paar jährlich einmal ohne einzuschlafen ansehen lassen, ein nicht ganz schlechtes episches Gedicht, ein paar Romane, die beide berühmt sind und von denen der eine auch gut ist - und ungefähr fünf bis sechs in verschiedenen Schriften zerstreute *gesunde* Gedanken über schöne Kunst.<sup>14</sup>

Das ist so schnöde nüchtern und beherzt wie der Bescheid, den Merckels Freund Schadow Goethe schon 1800 tat<sup>35</sup>, und wenn man bedenkt, daß zu diesem Zeitpunkt, 1805, *Faust* und *Faust //*, die *Wahlverwandtschaften*, *Dichtung und Wahrheit*, die *Italienische Reise* und der *Westöstliche Divan* noch nicht erschienen sind und

---

<sup>32</sup>4. Brief (1800), S. 63 f.

<sup>33</sup>6. Brief (1800), S. 84.

<sup>34</sup>Der Freimüthige, 25. Juli 1805.

<sup>35</sup>Johann Gottfried Schadow: Über einige in den Propyläen abgedruckte Sätze, die Ausübung der Kunst in Deutschland betreffend. In: *Eunomia* i a, Heft 6 (1800), S. 487-519.

die letzte erinnerliche Berliner Aufführung eines Stückes von Goethe die mißratene Aufführung von *Die natürliche Tochter* war, so kann man Merkels Urteil bis zu einem gewissen Grade verstehen; es handelt sich, um eine Formulierung Arno Schmidts zu gebrauchen, zumindest um einen 'Akt ausgleichender Ungerechtigkeit'.

Wenn man sich übrigens in alle Verlautbarungen der um 1803 tobenden „Ästhetischen Prügelei“ vertieft, in der auch erstmals an der englischen Karikaturistik orientierte satirische Zeichnungen eine bedeutende und vergnügt-gröbliche Rolle spielten, so ist es keineswegs Merkel, der die gröbsten oder gemeinsten Formulierungen gebraucht. Der hat zwar das *Athenäum* „diesen Sumpf äsopischer Frösche“ genannt, „die gern Stiere schienen“, und Schleiermacher bezeichnet er im Spiel mit dessen Namen als „spinozistische Schaumzikade, deren Speichel zu so krausen Predigten und Monologen geronnen ist“<sup>36</sup> (das bezieht sich auf Schleiermachers Verriß von Johann Jakob Engels *Der Philosoph für die Welt*). Aber es wurde von allen Seiten mit harten Bandagen gekämpft; Merkel wechselte einmal in der Hitze des Gefechts eine Terzine mit einem Triolett und einen Alexandriner mit dem Hexameter und wurde dafür ganz unmäßig verhöhnt, und die Schlegels waren sich dann auch nicht zu schade dazu, Garlieb Merkels Herkunft von den „Letten“ und „Samojeden“ herauszustreichen, deren „leibeigene“ = sprich: umkultivierte Denkart immer noch die seine sei; und Merkel besaß dann immerhin noch die Souveränität bzw. die Schlaueheit, die Spottgedichte in den *Briefen an ein Frauenzimmer* selbst abzudrucken.<sup>37</sup> Schleiermacher ließ er abfahren als „Spitz, der den Mond anbellt

---

<sup>36</sup> Briefe an ein Frauenzimmer, 45. Brief (1801), S.721.

<sup>37</sup> 18. Brief (1801), S.298 f.

I...]“ - nicht fein, aber verständlich. Wenn - nebenbei gesagt - einem aktiven Literaturkritiker ein - vielleicht etwas salopper - praxisbezogener Einwurf gestattet ist: Wer Garlieb Merkel seine eklatanten Fehltritte vorhält, der sollte gleiches auch mit Schlegels tun. Keine Frage, daß die literarische Ästhetik und die Literaturkritik von den Brüdern Schlegel ganz andere Anstöße erfahren hat, aber in praxi haben die Schlegels etwa Werke gelobhudelt wie die Prosa Sophie Bernhardis und das Stück *Lac rimas* Christian Wilhelm von Schützens; sie haben hemmungslos Wieland herabgesetzt und Tiecks *Leben und Tod der heiligen Genoveva* und *Karl von Berneck* absurd gelobt, und sie haben schließlich in heftiger Selbstverkenning ernsthaft der Welt *Ion* und *Alarcos* angeboten und mit Goethes Hilfe durchzusetzen versucht... - keine ganz unbedenkliche Quote von Fehltreffern.

Das „ganze Wespennest gewisser ästhetischer Pasquillanten noch einmal wider sich aufzureizen“<sup>38</sup> werde er sich nicht scheuen, hatte Merkel in dem *Vorbericht* zu den *Briefen an ein Frauenzimmer* zu Protokoll gegeben, und „aufreizen“<sup>44</sup> tat er dann ja auch, nicht zuletzt durch den Einsatz außerordentlich treffsicher gewählter Zitate aus den inkriminierten Werken. Unsere Vorstellung von der Literatur auch der Romantik ist ja, selbst bei Kenntnis der ganzen Breite des Werks gewisser Autoren, doch schon durch eine Auswahl hindurchgegangen; Merkel aber zitiert natürlich noch Texte, die den Test der Zeit nicht bestanden haben und von den Zeitgenossen gelobt wurden: Eine Seite Tieckscher Prosa - zielsicher natürlich eine Seite mit dem schwärmerisch-wortreichen, ungenauen, träumend-verschwommenen Stil des Vielschreibers Tieck - wird aufgespießt und an-

---

<sup>38</sup> Briefe, Vorbericht, S.VI.

geprangert, oder das Gedicht *Die Zeichen im Walde. Romanze* wird mit fünf Strophen zitiert<sup>39</sup> - da müssen auch 1802 dem Leser bzw. der Leserin Zweifel an der durchgängigen Qualität dieses von den Schlegels so gepriesenen Autors gekommen sein. Und bemerkenswert auch der Einsatz von Aphorismen Georg Christoph Lichtenbergs in den Buchbesprechungen Merkels; er muß einer der frühesten gründlichen Leser der *Nachgelassenen Schriften*<sup>40</sup> Lichtenbergs von 1800 ff. gewesen sein.

Unparteiisch konnte er notfalls bis zur Grobheit sein. Merkels Freund Johann Gottfried Seume hatte 1801 seine *Gedichte* in einem Band gesammelt und vor seinem Abmarsch nach Italien publiziert; Merkel bezeichnet im 44. Brief<sup>41</sup> die Grenzen der Fähigkeit Seumes als Lyriker geradezu beleidigend schroff, erkennt aber auch jene Qualitäten an ihnen, welche die Gedichte davor retteten, bloß als schlecht und unlyrisch abqualifizierbar zu sein: er sieht ihre Geradheit, ihre einfache moralische Diktion, ihre *Haltung*, die unmittelbar Sympathie erweckt - dies just der Zug an Seumes Lyrik, der bis ins 20. Jahrhundert, bis zu Walter Benjamin, Werner Kraft und Bernhard Budde die Kritiker immer wieder herausgefordert hat, die spezifische Qualität dieser Lyrik zu benennen. Merkel war da schon genauso weit wie wir heute. Ähnlich präzise erkennt Merkel übrigens in einem Gedicht Georg Anton von Halèms das Problem des beliebig-dekorativen Herbeizitierens antiker Mythologie, die Banalisierung bzw. Trivialisierung, die ungerechtfertigte Anrufung des

---

<sup>39</sup> 56. Brief (1802), S. 98 f.

<sup>40</sup> Vgl. z.B. 57. Brief (1802), S. 114.

<sup>41</sup> 44. Brief (1801), S. 704-711.

poetisch Höchsten für platte Zwecke, die dann das angestrebte Antike als das höhere Weihen Verleihende nicht schafft:

Das Ganze ist [...] nicht viel besser als eine Polterabendvermummung, bei der die gegenwärtige Wirklichkeit aus der antiken Dichtung hervorblickt wie die vierzehnjährige Enkelin aus der umfranzten Dormeuse der Aeltermama.<sup>42</sup>

Langweilig wird es einem fast nie bei Garlieb Merkel; es mag ja kein Kunststück sein oder schon damals gewesen sein, August Julius Lafontaine zu kritisieren, aber Kritik, jene etwas volkstümlichere, „verständliche“ Kritik, wie Merkel sie anzielte, soll ja auch unterhaltsam sein, und das ist die Kurzkennzeichnung von Lafontaines Erzählung *Die Mutter oder die edle Rache*: „Alle Personen in derselben sind so gut, so gut - man kann sich kaum erwehren, die Hände zu falten und herzlich zu gähnen.“<sup>43</sup> Er beherrscht auch die Kunst, die einem Kritiker wohl ansteht, eine Handlung so nachzuerzählen bzw. so mit Zwischenbemerkungen gespickt zu rekapitulieren, daß das Mißratene des Ganzen höhnisch deutlich wird, und dann kommt der trockene Abschluß:

Mittelgut, weder schlecht genug, um es weg zu werfen, noch gut genug, um gelesen zu werden; Alltäglichkeiten, die mit wichtiger Miene, Abentheurlichkeiten, die so erzählt werden, als könnten sie gar nicht anders seyn; komische Schilderungen, bei denen man nur eben nicht einschläft, rührende, die gerade nicht zum Lachen zwingen. Der Hauptcharakter des Buches ist schlaffe, schleppende Unbedeutendheit.<sup>44</sup>

So viel zur *Geschichte der Gräfin Pauline* aus dem *Journal der Romane*. Merckels Temperament, seine Fähigkeit, in Nacherzählung, Zitat und Kurzcharakteristik ohne Umständlichkeit und ohne großen

<sup>42</sup> 65. Brief (1802), S.239 f.

<sup>43</sup> 52. Brief (1802), S.40.

<sup>44</sup> 11. Brief (1800), S.172f.

begrifflichen Aufwand neue literarische Werke vorzustellen, zu charakterisieren und zu beurteilen, in Ansätzen Sprach- und Stilkritik ohne viel Aufhebens einzubauen, d.h. dabei weitgehend ohne kritischen oder wissenschaftlichen Jargon auszukommen, eine ganze Folge von Heften einer Zeitschrift so Revue passieren zu lassen, wie dies im heutigen Literaturjournalismus im Feuilleton im besten Fall noch immer geschieht - dies alles macht sein literaturkritisches bzw. literaturjournalistisches Werk zu einem Vorläufer anderer Zeitschriften - heute würde man sagen: anderer Zeitschriftendesigns. Spaziers *Zeitung für die elegante Welt* und noch mehr Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände* haben von Merkels Zeitung bzw. Zeitschrift *Der Freimüthige* gelernt, und Merkels Art der Zusammenstellung literarisch-künstlerischer und politischer Beiträge in *Der Freimüthige* wie auch in späteren von ihm herausgegebenen oder redigierten Zeitschriften war von unabsehbarem Einfluß auf das Zeitungsfuilleton des 19. Jahrhunderts wie auch auf die Unterhaltungsblätter dieser Zeit.

Im Ton wie in der Komposition von *Der Freimüthige* unter Kotzebue und dann vor allem unter Garlieb Merkel (ab Anfang 1804) liegen also die Anfänge des deutschen Feuilletons, wie in der Publizistengeschichte und der Literaturgeschichte ja zum Teil schon anerkannt wird, und schon beim gegenwärtigen Wissensstand bezüglich Garlieb Merkel ist es jedenfalls unverantwortlich, wenn das *Lexikon deutscher Schriftsteller*, das Kurt Böttcher et alii Leipzig 1968 zu verantworten hatten, überhaupt keinen Artikel zu Garlieb Merkel enthält, wo doch sogar das *dtv-Lexikon der Weltliteratur* 15 Zeilen für ihn hat. Zunächst wäre nicht nur wenigstens eine Auswahl seiner Schriften, ähnlich dem Band *Freimütiges aus den Schriften Gar-*

lieb Merkels von 1959<sup>45</sup> wieder herauszubringen, sondern es wäre überhaupt einmal eine Merkel-Bibliographie in Angriff zu nehmen; sie dürfte natürlich nicht nur die Buchveröffentlichungen umfassen, sondern müßte auch den kleineren Publikationen Merkels in Zeitschriften nachgehen, angefangen mit den Artikeln in der *Haude- und Spenerschen Zeitung*, über *Eunomin* und den *Genius der Zeit* bis zu Zeitungen und Zeitschriften der Ostseeprovinzen; die Sache würde schon deshalb nicht ganz einfach werden, weil Merkel mit Sicherheit von kurz nach 1800 bis in die 1830er Jahre viele Artikel - und nicht nur politische Nachrichten, im Rahmen seiner Redakteurstätigkeit - ungezeichnet oder pseudonym publiziert hat; selbst *Der Freimüthige* wäre hier noch einmal genauer durchzukämmen. Zweitens müßten auch die *Supplementblätter zum Freimüthigen* (Riga 1807) untersucht werden, drittens alle Jahrgänge der Zeitung *Der Zuschauer* (Riga 1807 bis 1831), viertens die nur ein knappes Jahr existierende *Zeitung für Kunst und Literatur* (Riga 1811/1812), vielleicht die erstaunlichste, dichteste und informativste auf kulturelle Themen orientierte Zeitschrift in Riga für viele Jahrzehnte, und nicht nur bezogen auf die bescheidenen Möglichkeiten der deutschsprachigen Publizistik im Baltikum, und fünftens das *Provincialblatt für Kur-, Liv- und Esthland* (1828 bis 1838). Erst danach ließe sich eigentlich, jenseits der Richtigkeit oder Borniertheit einzelner literarischer Urteile und literarästhetischer Konzeptionen, der Literaturkritiker und -Journalist Garlieb Merkel richtiger einschätzen. Es ist definitiv ungenügend, immer wieder nur seinen „flachen und betriebsamen Kulturjournalismus“<sup>46</sup> zu konsta-

---

<sup>45</sup> Freimütiges aus den Schriften Garlieb Merkels. Hrsg. von Horst Adameck. Berlin (Ost) 1959.

<sup>46</sup> Härtl: Athenäum-Polemiken (Anm. 9), S.308.

tieren, was höchstens für gewisse Aspekte seiner Tätigkeit im ersten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts zutrifft. Novalis selbst war es, der einmal halb provokativ, halb dekretorisch in der Hochgestimmtheit der frühen Romantik verlauten ließ, jetzt seien literarische Saturnalien, und je bunteres Leben herrsche, desto besser. In diesem Sinn trug Merkel sicher gerade auch als Gegner der Romantiker zur Lebendigkeit der Auseinandersetzung in der Literatur kurz nach 1800 ein Gutes bei; fast könnte man sagen, er habe sich nur so saturnalisch verhalten, wie von Novalis ausgelobt. Wie schreiben doch die Verfasser der antimerkelischen *Testimonia* von 1806: „Gewiß wird in wenigen Jahren Niemand mehr an diese Erscheinung denken" - diese „Erscheinung" war Garlieb Merkel. Mag sein, doch der Passus geht weiter:

Du aber, o Freund Leser, sollst sie, so unbedeutend sie an sich ist, doch als ein Ganzes der Geschichte der deutschen Literatur gehöriges Datum nicht ganz in der Sammlung, die du dir zu dieser Wissenschaft angelegt haben magst, fehlen lassen.<sup>47</sup>

*Unsere* Wissenschaft sollte sich das gesagt sein lassen, nicht zuletzt deshalb, weil Literaturkritiker, die jenseits des Zutreffenden oder Nichtzutreffenden einzelner ihrer Urteile intelligent und unterhaltsam zu lesen wären, ziemlich rar sind. Welchem literarischen Journalismus damals oder heute gelingt es schon, allein durch das Nebeneinanderstellen zweier Nachrichten Position zu beziehen bzw. einen Streit oder doch wenigstens eine Argumentation loszutreten? Beispiel: Im Dezember 1807 meldete Garlieb Merckels Zeitung *Der Zuschauer* in Riga in der Rubrik „Neuigkeiten des Tages" nichts Geringeres als die Errichtung der Kontinentalsperre „von Memel bis Constantinopel", und dann setzt er eine kleine zweizeilige Mel-

---

<sup>47</sup> *Testimonia Auctorum de Merkelio*, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Kölln, bei Peter Hammer [i.e. Berlin] 1806, S.18 f.

düng daneben, so daß die Hilflosigkeit und Unerheblichkeit der Literatur sowie das Rührende der verschollenen Veranstaltung in Weimar kurz und erschütternd deutlich wird:

In Weimar ist Göthe's T a s s o - gegeben worden.

Man muß sich das spöttisch und zag und fast ungläubig gesprochen vorstellen ...

Garlieb Merkel, der ja wirklich ein bedeutenderer politischer als literarischer Publizist war, hat jedenfalls mit einer Lebendigkeit, Leidenschaft und Geistesgegenwart die Literatur vertreten und über Literatur geschrieben, die rar ist. Und er konnte es auch nicht lassen, als er aus Deutschland schon längst hatte fliehen müssen und kein so hellwaches Publikum mehr erwarten konnte wie in Berlin. Mitten im Kampf gegen Napoleon, von Riga aus, blickt er noch einmal spöttisch nach Weimar hinüber, zu den Weimarern und zu der der „Clique“ (den Romantikern) die Honeurs machenden Frau von Stael, der nun wieder die deutschen Literaten respektvollst und taktischst den Hof machten, und da giftet er elegant und chevaleresk und hinterhältig zugleich:

Das Werk der Frau von Stael, „Über Deutschland“, ist in England erschienen, und wird schon in Berlin übersetzt. Ohne Zweifel ist es ein Werk voll Geist und Beredsamkeit. Bei dem was sie über die Deutsche Literatur sagt, wird man wohl indeß wohl thun, nicht zu vergessen, daß Frau von Stael eine Schweizerin ist, die in Paris gebildet wurde, einen Schweden heiratete, und vorzüglich daß sie 1805 um die Deutsche Literatur besser kennen zu lernen, Herrn Aug. Wilh. Schlegel zu sich nahm. Man kann besonders aus diesem letzten Umstände voraus schließen, aus welchem Gesichtspunkte sie die Deutsche Literatur betrachtet hat. So läßt sich z.B. alles darauf wetten, daß Hrn. Fr. Schlegels Alarkos in ihrem Werk unter den großen Trauerspielen der Deutschen figurirt, und Hr. Tieck nicht nur ein Dichter genannt, sondern weit über Wieland gestellt wird.

Ubrigens, wie gesagt: es ist gewiß ein sehr interessantes Werk, und der Verf. dieser Zeilen freut sich sehr darauf.<sup>48</sup>

„Nicolai der Zweite“ soll ihn Fichte spöttisch genannt haben - schön, damit wären die Grenzen von Merckels spätaufklärerischer Ästhetik benannt. In einem anonym 1867 in der Zeitschrift *Die Grenzboten* abgedruckten Aufsatz *Die Unzufriedenen der Schiller-Goethe-Zeit* figuriert Garlieb Merkel natürlich unter diesen „Unzufriedenen“, denen es offenbar noch nicht einmal die herrliche Zeit der Klassik und Romantik recht machen konnte und die da immer noch stänkerten, mit einer unverständlichen Schlechtgelauntheit. Daß die Herrlichkeiten der deutschen Literatur um 1800 mit politischen Mißlichkeiten erkaufte oder zumindest von ihnen begleitet waren, und daß von da her ein Schatten fällt auf die 'Zufriedenen' der Zeit um 1800, war der Germanistik kurz vor der Reichsgründung nicht in den Sinn gekommen und scheint ihr als beunruhigende Einsicht zur Zeit sogar wieder zu entschwinden. Garlieb Merkel ist nicht zu 'retten' oder vollständig neu zu bewerten, aber seine kritische und publizistische Arbeit ist viel reicher und vielfältiger, als bisher in den Blick gekommen ist, und das kommt wohl vor allem daher, daß zum letzten Mal vor über hundert Jahren sein publizistisches Werk aus der Zeit nach seinem Weggang aus Deutschland im Oktober 1806 genauer untersucht wurde. Was da alles zu entdecken wäre, sei angedeutet mit dieser kurzen Einschätzung des großen deutschen Prosaisten Carl Gustav Jochmann (1789-1830), aufbewahrt im Merkel-Nachlaß in Riga:

---

<sup>48</sup> Der Zuschauer, Nr. 887, 18. Dezember 1813, S.604.

Carl Gustav Jochmann

Liefland hat die Ehre, aus seiner kleinen deutschen Population der deutschen Literatur einen Rival Montaigne's gegeben zu haben, und zwar einen offenbar höher Stehenden. Ich bin keinen Augenblick ungewiß Jochmann's „Reliquien" ziemlich hoch über die Essays de Montaigne's zu setzen; eben so hoch, als Webers „Demokritos" unter den Essays steht. Anerkennung wird ihnen freilich auch später, als Jenen: denn damals war ein neues Buch von Werth ein Evénement.<sup>49</sup>

---

<sup>49</sup> Merkel-Nachlaß; Materialien zu den *Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben*. Akademische Bibliothek Lettlands in Riga, Handschriftenabteilung, Ms. 930 c, 40.

# Merkel und Wieland - Polarisierungstendenzen der deutschsprachigen literarischen Spätaufklärung um 1800

Wolfgang Albrecht (Weimar)

Der tiefgreifende Wandel der deutschsprachigen Aufklärung von einer einzelnen philosophischen Richtung bis zu einer gesamtgesellschaftlichen Reformbewegung war mit weitreichenden inneraufklärerischen Differenzierungen verbunden. Dieser Prozeß, es braucht hier nur kurz erinnert zu werden, strebte schon vor der Französischen Revolution seinem Höhepunkt zu, wobei die Literaturentwicklungen keine unwesentliche Rolle spielten. Mehr noch als am Sturm und Drang schieden sich an der Weimarer Klassik und an der Frühromantik die aufklärerischen bzw. spätaufklärerischen Geister. Es galt, nach der großen politischen Herausforderung durch jene Revolution, sich gleich wieder anderen, literarischen Innovationen zu stellen. Welche Auswirkungen diese zusammengehörenden Vorgänge auf deutschsprachige spätaufklärerische Literatur und Kritik unterschiedlicher lokaler Herkunft hatten, läßt sich anhand der Beziehungen zwischen Christoph Martin Wieland und Garlieb Merkel genauer verfolgen.

Es ist durch späte autobiographische Rückblicke Merckels überliefert, daß er - teils in Riga, teils in ländlicher Abgeschiedenheit - vorwiegend mit antiken und mit neueren westeuropäischen philoso-

phisch-historischen Schriften aufwuchs.<sup>1</sup> Und daraus hat man gefolgert, er sei „von der geistigen Entwicklung in Deutschland abgeschnitten“ gewesen.<sup>2</sup> Das erscheint jedoch angesichts der jüngsten Erkenntnisse über die livländische Spätaufklärung<sup>3</sup> im allgemeinen und über ihr Zentrum Riga<sup>4</sup> im besonderen als zweifelhaft. Bestätigt wird der Zweifel durch Merkels rasch berühmt gewordenes Erstlingswerk *Die Letten*.

Dort erweist sich gleich in der Einleitung, daß Merkel nicht die Skepsis der englischen und namentlich der französischen Aufklärungsphilosophen teilte, sondern sich vielmehr - ähnlich wie zahlreiche deutsche Spätaufklärer - einen langtradierten aufklärerischen Optimismus entweder über die Französische Revolution hinweg bewahrt oder unter ihrem Eindruck wiedererworben hatte. Deziert befand der junge Autor:

---

<sup>1</sup> Garlieb Merkel: Darstellungen aus meinem Leben. Bd. 1-2. Leipzig, Riga, Mietau 1839-1840, Bd.1, S.10.

<sup>2</sup> Lutz Vogel: „Ästhetische Prügeleien“: Literarische Fehden in Berlin und in Weimar (1800-1803). In: Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leister (Hrsg.): Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin, Weimar 1989, Bd.2, S.358-416; hier S.362.

<sup>1</sup> Hubertus Neuschäffer: Unterschlagene Machtpolitik: Aufklärung und Aufklärer im Baltikum zur Zeit Katharinas II. In: Mechthild Keller (Hrsg.): Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung. München 1987, S.396-426.- Vgl. auch Irene und Heinz Ischreyt: Der Arzt als Lehrer. Popularphilosophische Publizistik in Liv-, Est- und Kurland als Beitrag zur volkstümlichen Aufklärung im 18. Jahrhundert. Lüneburg 1990.- Indrek Jürjo: Lesegesellschaften in den baltischen Provinzen im Zeitalter der Aufklärung: Mit besonderer Berücksichtigung der Lesegesellschaft von Hupel in Oberpahlen. T. 1-2. In: Zeitschrift für Ostforschung 39 (1990), S.540-571 und 40 (1991), S.28-56.

<sup>4</sup> Vgl. jetzt v.a. Heinz Ischreyt (Hrsg.): Zentren der Aufklärung II. Königsberg und Riga. Tübingen 1995.

Die Vernunft hat gesiegt und das Jahrhundert der Gerechtigkeit beginnt. Feuriges Gefühl von Menschenwürde und Menschenrecht ergreift alle, auch die rohesten Nationen. *Weise* Regenten erkennen ihre Bestimmung, Glück und Freude und Licht um sich her zu verbreiten.<sup>5</sup>

Diese Auftaktsätze dürften als idealische Wunschvorstellung und als programmatisch-kritische Forderung zugleich zu lesen sein. Denn daß die Verhältnisse in Livland noch keineswegs so waren, wie sie nach zeitgenössischem aufklärerischem Verständnis sein oder werden sollten, wollte Merkel ja gerade mit seinem Buch engagiert kritisch nachweisen. Er intendierte, dazu anzuspornen, „ein Brandmaal“ im „aufgeklärten Zeitalter“ (S. 4) unversäumt zu heilen bzw. zu beseitigen: die Leibeigenschaft der lettischen Bauern. Seiner Formulierung zufolge teilte er, gänzlich seinem Optimismus gemäß und einvernehmlich mit der Mehrheit der Spätaufklärer Deutschlands, eine Vernachlässigung der beispielsweise von Kant hervorgekehrten Differenz zwischen „Zeitalter der Aufklärung“ und „aufgeklärtem Zeitalter“.<sup>6</sup>

Dementsprechend war auch Merkel überzeugt, aufklärerische Vorhaben wie die Verbesserung menschlicher Lebensumstände seien bei gutem Willen und durch einige zweckmäßige Reformen relativ leicht und rasch zu realisieren. Auch er setze dabei zuvörderst auf

---

<sup>5</sup> G.[arlieb] Merkel: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde. Leipzig 1797, S.1. Weitere Zitate nach diesem (bereits Ende 1796 erschienen) Erstdruck mit bloßer Seitenangabe. Zum soziokulturell-politischen Hintergrund dieses wohl noch immer berühmtesten Buches von Merkel vgl. Erich Donnert: Kurland im Ideenbereich der Französischen Revolution. Politische Bewegungen und gesellschaftliche Erneuerungsversuche 1789-1795. Frankfurt a. M., Berlin (etc.) 1992.

<sup>6</sup> Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift, Bd.4 (1784), S.481-494; hier S.491.

cine bewußtseinsschärfende und humanisierende Publizistik sowie Literatur, die nötigenfalls für Menschenrechte einzutreten, keineswegs aber zu revolutionärer Gewalt aufzufordern hatte. Die aus dem Revolutionserlebnis abgeleitete, geläufige Metaphorik seiner deutschen Zeitgenossen variierend, warnte er eindringlich:

Aber ach! das Delirium der heilsamsten Krise ist keine Begeisterung der Weisheit. Der Brand, der das Folterhaus verzehrt, verwandelt auch anstossende Hospitäler in Asche. Wehe der Nation, die Rettung in der Verzweiflung sucht. Nur in dem Blut von Tausenden Unschuldiger wird es ihr gelingen, einzelne Frevler zu ersticken. (S. 2 f.)

Somit bestand eine tragfähige ideelle Grundlage für eine Annäherung an den weimarischen Spätaufklärerkreis um Wieland, Herder und Böttiger, als Merkel (im April 1796) seine Heimat verließ und in Mitteldeutschland sich anzusiedeln entschloß. Überdies hatte er mit seiner Erstlingsschrift bereits wesentliche Momente seiner Autorschaft ausgeprägt, die er bei kontinuierlicher literarischer und literaturkritischer Betätigung in Deutschland fortentwickelte: nämlich zuvörderst die Fähigkeit zu ungescheuter Kritik und Polemik an sachlichen Mißständen sowie an ihren Verursachern - ohne Rücksicht auf Rang und Stellung dieser Personen. Die aufklärerischen Leitprinzipien Freimütigkeit, Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit setzte er auf eine zunehmend eigenständige, indes auch immer problematischere Weise um. Dabei ergaben sich beträchtliche Divergenzen zu Auffassungen Wielands (ebenso Herders).

Doch zunächst bestanden für Merkel in Weimar sehr günstige Konstellationen. Im Vorzeichen gemeinsamer Vorbehalte gegen Französische Revolution, Kantianismus und Literaturkonzeption Goethes und Schillers rückten Wieland und Herder enger zusammen. Böttiger war Redakteur des *Neuen Teutschen Merkurs* und enger

Vertrauter Wielands geworden. Durch das Erscheinen der *Xenien* gegen Ende 1796, kurz nach Merkels Ankunft, traten die Gegensätze zwischen den beiden großen Weimarer Literaturkreisen vollends hervor und verschärfen sich rapide.<sup>7</sup> Merkel, dem Wieland als der „größte Dichter der deutschen Nation“ galt/ bezog von Anfang an unzweideutig Position. Die persönlichen Begegnungen mit Wieland beeindruckten ihn stark (wie überhaupt persönliche Eindrücke und Umstände für Merkels Urteile hochbedeutend waren). Nähere Beziehungen ergaben sich bei Merkels zweitem Weimarer Aufenthalt, im Sommer/Herbst 1798. Der Jüngere empfing jetzt nicht mehr bloß Anregungen, sondern vermittelte wohl gelegentlich gesprächsweise selbst einige.<sup>9</sup> Und jedenfalls war er nun dem Älteren auch literarisch kein Unbekannter mehr. Vorwiegend beistimmend nahm Wieland die Schrift über *Die Vorzeit Lieflands* (Berlin 1798) auf.<sup>10</sup> Besonders ausführlich äußerte er sich brieflich, Böttiger gegenüber, zu dem Bericht *Die Rückkehr ins Vaterland* (Berlin 1798):

---

<sup>7</sup> Bernd Leistner: Der *Xenien*-Streit. In: Dahnke/Leistner (Hrsg.): Debatten und Kontroversen, Bd. 1, S.451-539. - Franz Schwarzbauer: Die *Xenien*. Studien zur Vorgeschichte der Weimarer Klassik. Stuttgart 1993.

<sup>8</sup> Vgl. Thomas C. Starnes: Christoph Martin Wieland. Leben und Werk. Aus zeitgenössischen Quellen chronologisch dargestellt. Bd. 1-3. Sigmaringen 1987, Bd.2, S.539.

<sup>9</sup> Ein Hinweis dazu bei Horst Adameck: Zur Wirkung der frühen Letten-Schriften von Garlieb Merkel um 1800 in Deutschland. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 32/N.F. 17 (1989), S. 144-149; hier S.146 f. - Ungenau allerdings ist Adamecks Bemerkung (ebd., S.146), Wieland habe im *Neuen Teutschen Merkur* „eine zustimmende Rezension der 'Letten' gebracht“. Es handelt sich um eine von Böttiger herrührende (mit seinem Kürzel „B.“ unterzeichnete) Einleitung zu Merkels Aufsatz *Heber Dichter geist und Dichtung unter den Letten* (in: Der Neue Teutsche Merkur vom Jahre 1797, Bd.2, St.5, S.29-49, die Einleitung S.29 f.).

<sup>10</sup> Vgl. Starnes: Wieland, Bd.2, S.652.

Merkel hat noch nichts gemacht, das *in jeder Betrachtung* diesem deliziösen Werkchen gleich käme, und wird schwerlich in seinem ganzen Leben etwas Besseres machen. [...] Ich sage Ihnen und Hr. Merkel [...], daß diese *Rückkehr ins Vaterland*, ohne eine Nachahmung von Yoriks sentimental journey zu seyn, das einzige Gegenstück dieses Lieblingsbuchs aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geist ist, und daß es in jedem Betracht neben dem Exquisites-ten, was unsere Sprache aufzuweisen hat, stehen kann."

Wielands Äußerungen lassen eine sorgfältig differenzierte Sicht erkennen. Einerseits schätzte er Merkels aufklärerisches Engagement und konstatierte eine überdurchschnittliche, obschon nicht exzeptionelle literarisch-kritische Begabung; andererseits hatte er Vorbehalte gegen das selbstsicher Polemische, das seinen eigenen Leitprinzipien der Urbanität und umsichtigen Prüfung widersprach. Hierzu sei wenigstens kurz angemerkt, daß Wielands urban abwägende Kritikerposition nichts gemein hat mit der ihm herkömmlich vorgehaltenen Standpunktlosigkeit oder relativistischen Unentschiedenheit,<sup>12</sup> sondern konsequent erwachsen ist aus einer polyperspektivischen Betrachtungsweise,<sup>13</sup> die keineswegs der Schärfe und Bestimmtheit entrieth. Zu den Zeitgenossen, die dies beim näheren Umgang mit ihm rasch erkannten, gehört übrigens auch Merkel:

Ich bemerkte wiederholt, daß seine [Wielands - W. A.] Urtheile sehr hell, bis zum Schneidenden treffend waren, sobald von einem wichtigen Gegenstand die Rede war, der eine Anstrengung des Geis-

<sup>111</sup> An Böttiger, 1./4. 8. 1798; zitiert nach der Handschrift (Sächsische Landesbibliothek Dresden).

<sup>12</sup> Vgl. dazu auch Wolfgang Albrecht: Die milde Humanität des Priesters der Muse: Wielands Dichtungsverständnis und seine Auffassung vom Dichterberuf nach 1780. In: Weimarer Beiträge 30 (1984), S.753-776.

<sup>13</sup> Diese Polyperspektivität ist bislang nur für die Altersromane genauer untersucht worden; vgl. vor allem Jan-Dirk Müller: Wielands späte Romane. Untersuchungen zur Erzählweise und zur erzählten Wirklichkeit. München 1971; Resümee S. 196-199. - Analoge Studien über Wielands kritische Publizistik sind dringendes Desiderat.

tes verdiente; daß er sich aber gleich darauf bei Kleinigkeiten den sonderbarsten Täuschungen der Phantasie hingab und einer Spannung des Gefühls, deren Naivetät zuweilen zum unwillkürlichen Lächeln zwang.<sup>14</sup>

Festzuhalten bleibt also vorerst: Während Merkels und Wielands Vorstellungen von Aufklärung<sup>15</sup> wesentlich übereinstimmten, divergierten ihre individuellen Autorpositionen speziell in der Problematik, welcher Prinzipien und Mittel der Kritik sich ein Aufklärungsschriftsteller bedienen könne oder solle.

Diese Divergenz vertiefte sich bei der Auseinandersetzung mit der Frühromantik. Wielands - bereits gut aufgearbeitete<sup>16</sup> - Reaktionen auf die Brüder Schlegel und ihren Kreis blieben auch nach schlimmen Invektiven<sup>17</sup> urban. Die Versuche, seinen literarischen Ruf zu untergraben, übergang er öffentlich mit Stillschweigen. Brieflich zeigte er sich zwar betroffen und verstimmt, gab aber den persönlichen Momenten nicht das Übergewicht und akzeptierte prinzipiell eine andere, partiell aufklärungskritische Literaturkonzeption wie die frühromantische.

Anders Merkel. Er setzte dem *Athenaeum* (1798-1800) der Schlegels eine eigene Zeitschrift, die *Briefe an ein Frauenzimmer* (1800-1803), entgegen. Und dort ließ er einer - erst anfänglich untersuch-

---

<sup>14</sup> Zitiert nach Starnes: Wieland, Bd.2, S.657.

<sup>15</sup> Wolfgang Albrecht: Wielands Vorstellungen von Aufklärung und seine Beiträge zur Aufklärungsdebatte am Ende des 18. Jahrhunderts. In: *Impulse* 11(1988), S.25-60.

<sup>16</sup> Ernst Behler: Das Wieland-Bild der Brüder Schlegel. In: Hansjörg Schelle (Hrsg.): Christoph Martin Wieland. Nordamerikanische Forschungsbeiträge zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages 1983. Tübingen 1984, S.349-392. - Heinz Härtl: „Athenaeum“-Polemiken. In: Dahnke/Leistner (Hrsg.): *Debatten und Kontroversen*, Bd.2, S.246-357.

<sup>17</sup> [August Wilhelm Schlegel]: *Litterarischer Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*. In: *Athenaeum* 2 (1799), S.328-340. Darin gegen Wieland S.331 und S.340 („Citatio edictalis“).

ten<sup>18</sup> - emotionalisierter Polemik freien Lauf und öfter Sachargumentation hinter persönliche Diskreditierung zurücktreten. Dies alles erscheint offenkundig und unbestreitbar, doch käme es dringend darauf an, Methode und Anliegen seiner Kritik genauer zu ergründen. Ist es wirklich bloß destruktive, „auf Herabsetzung und Vernichtung zielende Intention“<sup>19</sup> gewesen? Auch fragt sich beispielsweise, was sein Vorgehen von dem eines Lessing unterscheidet, der in den *Briefen, die neueste Literatur betreffend* (1759-1765, deren Tradition sich die *Frauenzimmerbriefe* ostentativ anschließen) mindestens zweifach und hernach erst recht in seiner Fehde mit Klotz schier bis zur bürgerlichen Vernichtung literarischer Gegnereinging.<sup>20</sup> Da diese Desiderata hier nicht erfüllbar sind und keineswegs dem Beitrag von Jörg Drews<sup>21</sup> vorgegriffen werden soll, sei zumindest ein themenbezogenes andersartiges Beispiel, ein Beispiel aufklärerisch-konstruktiver Kritik zugunsten (spät)aufklärerischer Literatur, näher betrachtet. Es handelt sich um eine Rezension der beiden ersten, 1800 erschienenen Bände des Wielandschen Romans *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*.<sup>22</sup> Das Ziel nachfolgender Betrachtung besteht darin, evident zu machen, daß Merkel mit einer Würdigung des Werkes antithetisch August Wilhelm Schlegels At-

---

<sup>18</sup> Härtl: „Athenaeum“-Polemiken, S.313-314; Vogel: „Ästhetische Prügeleien“, S.367-376.

<sup>19</sup> Vogel: „Ästhetische Prügeleien“, S.371.

<sup>20</sup> Gemeint sind die Attacken gegen Dusch und Gottsched; vgl. Wolfgang Albrecht: Kritik, Polemik und Ästhetik im Zeichen der Gelehrsamkeit. Lessings Beitrag zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“. In: *Impulse* 9 (1986), S.115-152; hier S.121 und 131-134.

<sup>21</sup> Ein miserabler Kritiker, mit Charakterdefekten? Plädoyer für eine Neueinschätzung Garlieb Merkels, im vorliegenden Band S.296-318.

<sup>22</sup> [Garlieb Merkel]: *Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur*. Bd.1. Berlin 1800, S.193-221 (= Brief 13 und 14). Zitate hieraus im fortlaufenden Text mit bloßer Seitenangabe.

tacken auf Wieland im *Athenaeum* begegnen wollte und zugleich anlässlich des Romans Verallgemeinerungen über den Zustand der zeitgenössischen literarischen Verhältnisse traf.

*Aristipp* wird als ein Beleg für die trotz vorgerückten Alters ungebrochene Schöpferkraft des Autors vorgestellt; als „ein neues Meisterwerk von Wieland“, worin „der zum *Weisen* gereifte *Dichter*“ (S. 194) sich überzeugend entfalte. Meisterschaft - Weisheit - Dichtertum: unverkennbar eine genaue Antitriasis zu Schlegels boshaften Unterstellungen, Wieland sei ein schlechter Autor, unfähig zu kritischer Selbsteinschätzung und ein Plagiator an der Weltliteratur von der Antike bis zur Gegenwart.

Merkel schlug, um seine Gegenposition darzulegen, einen charakteristischen Weg ein. Er schätzte einerseits Wieland und den *Aristipp* öffentlich ebenso hoch wie andererseits die Frühromantiker und Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799) gering. Schlegels Roman erscheint, ohne nähere Begründung, als Symptom eines Verfalls der deutschen Literatur nach einer von 1750 bis 1790 datierten „äußerst glänzende[n] Periode“ (S. 195); und im engeren als Inbegriff schlechter Literaturproduktion von unwürdigen Autoren:

Die genialische Clique der Lucinden-Fabrikanten schimpft nicht nur, sie *speiet* Männern nach, denen selbst ihre tiefste Huldigung - keine Ehre wäre. Diese Menschen, die, im Gefühl ihrer Winzigkeit, zu allem was über ihnen steht, hinaufheulen und es gern zu sich herabzerren möchten; die selbst in Wielands Werken nur nach Fehlern spähen, und wenn sie in die Sonne starren, wähen, nicht ihr Auge erblinde, sondern sie verfinstere sich; die sich durch Angriffe auf unsterbliche Nahmen, auch eine Art von Unsterblichkeit zu erringen hoffen, wie Lumpen, mit denen man edle Metalle säubert, am Ende eine Art von Glanz erlangen, nicht weil sie etwas von dem Metalle, sondern weil sie den Schmutz desselben erbeuteten: diese Menschen - doch was rede ich von ihnen! Wieland selbst nimmt keine Notiz von allem, was sie über ihn fahseln; und meiner Vertheidigung bedarf er nicht. (S. 197 f.)

So beschränkte sich denn Merkel diesmal darauf, die Gegenseite pauschal und eifernd zu schmähen, wobei er - wie auch sonst - das Verfahren Friedrich Nicolais übernahm und es zugleich vergrößerte. Nicolai (den Merkel in Berlin persönlich kennenlernte) sah in der Frühromantik die bloße Wiederkehr eines anmaßlichen Geniewesens der Stürmer und Dränger, das er zur gedeihlichen Fortentwicklung der deutschen Literatur mit allen Mitteln der Kritik bekämpfte: mit Satire und Sarkasmus, mit ästhetischer und moralischer Herabwürdigung.<sup>23</sup> Insbesondere bei der ethischen Diskreditierung ging Merkel noch zunehmend über Nicolai hinaus. Es ergab sich ein Verhältnis *wechselseitiger* Geringschätzung zwischen all diesen Spätaufklärern und dem Schlegel-Tieck-Kreis. Und *beiderseits* wurden fragwürdige Pauschalurteile gefällt. So vor allem entbehrte es keineswegs der Berechtigung, wenn Merkel sich bestrebte, jene groteske Fehleinschätzung Wielands im *Athenaeum* zu korrigieren. Der anti-thetische aufwertende Befund, Wieland sei ein großer Weiser und ein großer Dichter, liegt gleichsam leitmotivisch der Rezension zugrunde.

Um die Eigenständigkeit und Eigen Wertigkeit des *Aristipp* zu verdeutlichen, verglich Merkel ihn mit dem berühmtesten Griechenland-Roman der Zeit, mit *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce* (1788) von Jean Jaques Barthélémy:

Wieland hat im *Aristipp* Barthélémy's Idee, Griechenland und sein schönstes Zeitalter in dem Charakter eines unbefangenen beobachtenden Zeitgenossen zu schildern, auf eine viel edlere Art durchgeführt, als es jenem möglich war. Barthélémy beschrieb als ein Gelehrter,

---

<sup>23</sup> Vgl. Wolfgang Albrecht: Friedrich Nicolais Kontroverse mit den Klassikern und Frühromantikern (1796-1802). In: Dahnke/Leistner (Hrsg.): *Debatten und Kontroversen*, Bd.2, S.9-71; hier S.26-44.

historisch, antiquarisch, chronologisch, mathematisch, - Wieland als ein Weiser, der zugleich Dichter ist; als ein reifer Menschenkennner, als Philosoph. Sein *Aristipp* kann, wie jedes tief gedachte und mit meisterhafter Kunst durchgeführte Kunstwerk, aus sehr mannichfaltigen Gesichtspunkten betrachtet werden. (S. 199)

Im weiteren verfolgt Merkel an markanten Etappen, wie Wielands *Aristipp* sich als Mensch und Philosoph vervollkommnet, wie er sich vom scharfsichtigen Beobachter durch konsequent erworbene Weltkenntnis (also genuin aufklärerischen Lebensprinzipien getreu) zu einem exzeptionellen Mitglied der Gesellschaft entwickelt. Prägnantes Fazit: „So kräftiget und ründet sich sein Charakter immer mehr zu der unerschütterlichen Festigkeit, zu dem geistigen Hagestolzenstande, welcher die höchste Reife der excentrischen Köpfe zu seyn pflegt.“ (S. 217) Knapper wird der Werdegang der schönen Lais vergegenwärtigt, deren ambivalente Weltgewandtheit Merkel sehr genau konstatierte und dementsprechend völlig richtig den Ausgang dieser ungewöhnlichen weiblichen Existenz voraussah - die anscheinend nicht unbedingt seinem Frauenideal entsprach. Anhand der Charaktergestaltung belegte der Rezensent seine Meinung, *daß Aristipp* das Werk eines ungemein kenntnisreichen, philosophisch fundierenden und wahrheitsorientierten Dichters sei. Auf das Wahrheits-Kriterium insistierte Merkel besonders nachdrücklich; Wahrheit verstanden als Fähigkeit des (aufklärerischen) Dichters, „sehr richtig beobachten zu können“ (S. 200 f.) und Bezüge zur Gegenwart zu ermöglichen. Gewünscht wurde:

Möchte sein [*Aristipps* - W. A.] Geist doch auf die Deutsche Lesewelt übergehn, der eben jetzt jeder, der eine Feder halten kann, versichert, er stehe auf einer Höhe, zu der sie durchaus hinaufklettern müsse: - ein Ausdruck, der, genau genommen, nichts sagt, als er habe ein Hügelchen von Makulatur geschaffen, das sie abtragen solle. (S. 213 f.)

So formuliert und ohne expliziten Einbezug der Frühromantik sicher eine treffende Feststellung angesichts der damaligen Entwicklung des literarischen bzw. trivialliterarischen Marktes.

Die selbst so genannten „Auszüge“ (S. 221) Merkels aus dem Roman, das bleibt kurz resümierend festzuhalten, bieten entschieden mehr als die zeitüblich so bezeichneten und in der spätaufklärerischen Literaturkritik<sup>24</sup> weithin dominanten kursorischen Inhaltsreferate oder bloßen Handlungsüberblicke. Seine ausführliche, sachlich wertende Besprechung<sup>25</sup> markiert einen Höhepunkt seiner Kritikerstrategie, das zeitgenössische Publikum von der Vorliebe für triviale Bücher, besonders für Trivialdichtungen, abzubringen. Und derart unternahm er etwas, das erst neuerdings der germanistischen Aufklärungsforschung angelegen ist: aufzuzeigen, daß auch die literarische Spätaufklärung Dichtwerke eigenständigen, bedeutenden Ranges hervorgebracht hat.

Erwartungsvoll hatte Wieland sich die *Frauenzimmerbriefe* bestellt und sie zunächst als verdienstliche neue *Literaturbriefe* anerkannt, als die er sie sogar im *Neuen Teutschen Merkur* angekündigt wünschte.<sup>26</sup> Doch, unbestochen durch die *Aristipp-Rezension*, erschienen

---

<sup>24</sup> Ein noch weitgehend unerforschter Bereich; vgl. Wolfgang Albrecht: *Literaturkritik und Öffentlichkeit im Kontext der Aufklärungsdebatte: Fünf Thesen*. In: Hans-Wolf Jäger (Hrsg.): *Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert*. (Im Druck, erscheint voraussichtlich 1997 bei Wallstein, in Göttingen).

<sup>25</sup> Sie ist übrigens nicht verzeichnet bei Gottfried Günther und Heidi Zeilinger: *Wieland-Bibliographie*. Berlin, Weimar 1983. - Um so bedauerlicher, daß sie nur kurz erwähnt wird im Wirkungsabschnitt der bestkommentierten Edition: Christoph Martin Wieland: *Werke in zwölf Bänden*. Bd.4: *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*. Hrsg. von Klaus Manger. Frankfurt a. M. 1988, S.1131 f.

<sup>26</sup> Vgl. Starnes: *Wieland*, Bd.3, S.40 ff. - Es erschien eine beistimmende, wohl von Böttiger verfaßte Rezension (der ersten vier Briefe) unter dem von Wieland gewünschten Titel *Neue Literaturbriefe* (in: *Der Neue*

ihm Merkels antiromantische Attacken immer problematischer und mit aufklärerischen Prinzipien unvereinbarer:

Seine Manier [...] wird [...] der guten Sache eher Nachtheil als Nutzen bringen. Er züchtigt zu scharf, und hat überhaupt in seiner Manier zu tadeln und zu spotten etwas gar zu *derbes*, abschneidendes und harsches. [...] Daß mir übrigens diese zwey Merkeische Briefe über Aristipp von der Parthey, mit der er in einer so Huronen und Irokesen-artigen Fehde begriffen ist, die gröbsten Mißhandlungen zuziehen werden, wird in kurzem der Augenschein ausweisen.<sup>27</sup>

Letztere Befürchtung war unnötig, Schlegel und Tieck wiederholten Wieland gegenüber nicht, was sie Merkel ein Jahr zuvor in einem Sonett entgegengeschleudert hatten.<sup>28</sup> Dieser indes überbot sie noch mit der Fiktion eines literarischen Gerichtes, vor das er Apollon namhafte deutsche Schriftsteller laden ließ.<sup>29</sup>

Hierdurch war für Wieland der Wende- und Scheidepunkt in seiner Beziehung zu Merkel erreicht, worüber Böttiger umgehend informiert wurde:

Anmassungsvolleres, Insolenteres, Unartigeres ist mir in dieser Gattung lange nichts vor die Augen gekommen. Welch ein Halbgott müßte der seyn [...] welcher Überlegenheit müßte er sich bewußt seyn, um in diesem Ton über alle lebenden Dichter der Nation, und besonders über Männer wie Göthe und Schiller abzusprechen? Mir ist sehr leid, daß M. meine Erwartung, die sich auf eine

---

Teutsche Merkur vom Jahre 1800, Bd.3, St.10, S.156-158). Sie mündet in die Überzeugung, daß es dem Verfasser (Merkels Name bleibt unerwähnt) gelingen werde, „dem großen, bis jetzt noch nie wieder erreichten Vorbilde der *Literaturbriefe* immer näher zu kommen“<sup>41</sup> (S.158). Böttiger wird - gewiß mit Recht - als Rezensent vermutet bei Thomas C. Starnes: *Der Teutsche Merkur. Ein Repertorium*. Sigmaringen 1994, S.398, Nr.421.

<sup>27</sup> Wieland an Böttiger, 13. 12. 1800; Starnes: *Wieland*, Bd.3, S.45.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu Härtl: „Athenaeum“-Polemiken, S.309 ff. Wieland empörte „dieses unflätige Ding“ von Sonett aufs höchste (Brief an Böttiger, 15. 12. 1799; Starnes: *Wieland*, Bd.2, S.759).

<sup>29</sup> Eine Kurzanalyse dazu bei Vogel: „Ästhetische Prügeleien“, S.374 ff.

zu günstige Meinung von ihm gründete, schon im ersten halben Jahr seines Kunstrichteramts so gewaltig täuscht.<sup>30</sup>

Zwischen Wieland und Merkel hatten sich hinsichtlich (spät)aufklärerischer literaturkritischer Kriterien und Vorgehensweisen unüberbrückbare polare Gegensätze ergeben. Wieland war dies voll bewußt, und konsequenterweise ging er zu Merkel auf Distanz. Eine Zeitlang noch spielte Böttiger den Mittelsmann, über den man Grüße tauschte und seitens Merkels „hohe Verehrung“<sup>31</sup> bekundet wurde. Dann zog Wieland sich vollends zurück. Und zwar abermals genau zu einem Zeitpunkt, an dem Merkel eine entscheidende weitere Positionsverschiebung vollzog. Gegen Ende 1803 übernahm er die Redaktion der Zeitung *Der Freimüthige* und setzte dort eine von Kotzebue begonnene regelrechte Schlammschlacht gegen die „Schlegel-Clique“ und Goethe fort - eine Schlacht, bei der noch das kleinste privat-menschliche Detail hämisch ausgenutzt wurde.<sup>32</sup> Selbst für Nicolai, den rabiaten Gegner nichtaufklärerischer Literatur und sogar andersdenkender Aufklärer, waren dies strikt zu ignorierende Quisquilien. Und sie als Fortführung seiner eigenen Kämpfe anzuerkennen, weigerte er sich berechtigterweise, hatte er doch trotz mancher Personalinjurien insgesamt einen sachlicheren Auseinandersetzungsstil bewahrt.<sup>33</sup> Wielandscher Urbanität und gemeinsinniger Funktionalisierung von Aufklärungspublizistik stand Merkels Praxis nunmehr absolut konträr entgegen.

---

<sup>30</sup> An Böttiger, 13. 1. 1801; Starnes: Wieland, Bd.3, S.50.

<sup>31</sup> Bernd Maurach (Hrsg.): Die Briefe Garlieb Helwig Merkels an Carl August Böttiger. Bern, Frankfurt a. M., New York, Paris 1987, S.107 (Brief vom 15. 11. 1801).

<sup>32</sup> Vgl. Vogel: „Ästhetische Prügeleien“, S.396-407.

<sup>33</sup> Vgl. Albrecht: Nicolais Kontroversen, S.54.

All dem zufolge wird man Wielands Reaktionen schwerlich als „diffus“ abtun und Merkel kurzweg als einen marktgängerischen Journalisten oder Repräsentanten eines modernen „bürgerlichen Kulturjournalismus“ abstempeln können.<sup>34</sup> Es seien daher nochmals Fragen gestellt: Was unterscheidet Merkels Streitbarkeit und Polemik sowie seine Nutzung publikumswirksamer Medien beispielsweise von der vielgerühmten, indes neuerdings schon differenzierter gesehenen<sup>35</sup> Streitbarkeit Lessings? Wo liegen über die bisher vorwiegend beachteten, eher subjektiven Momente (Merkels Anmaßungen, Selbstüberheblichkeiten, Einseitigkeiten) hinaus weitere Unterscheidungskriterien? Worin manifestiert sich die literaturgeschichtlich grundsätzlich andere bzw. neuartige Position Merkels? Wie läßt sie sich exakter charakterisieren, begrifflich prägnanter fassen?

---

<sup>34</sup> Vogel: ‚Ästhetische Prügeleien‘, S.379 und 408. Vgl. auch Härtl: ‚Athenaeum“-Polemiken, S.311: „Sie [die Frühromantiker - W. A.] nahmen keinen Anteil an der sozialen Leibeigenschaft, für deren Aufhebung Merkel publizierte, während er sich zu den feudalbürokratisch-kapitalistischen Literaturverhältnissen knechtisch verhielt, so daß er diesen geistig leibeigen blieb.“

<sup>35</sup> Vgl. jüngsthin vor allem den Sammelband: Streitkultur. Strategien des Überzeugens im Werk Lessings. Hrsg. von Wolfram Mauser und Günter Sätze. Tübingen 1993.

«Für den Geist ist gar nicht gesorgt.»  
Als Literat in Mitau:  
Friedrich Bernhard Albers.

Thomas Taterka (Genua)

Immer wieder einmal werden unter den Autoren, die wir um die Wende zum 19. Jahrhundert in den russischen Ostseeprovinzen tätig sehen, verkannte Poeten ausgemacht und nachträglich in ihre Rechte eingesetzt. In diesem Fall, um es vorwegzuschicken, sind wir mit Albers nicht. Denn er, der sich unentwegt in Poesien versuchte und von dem uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl mehr oder minder literarischer erzählender Texte überliefert sind, wie sie seinerzeit die Journale und Almanache nicht nur der Ostseeprovinzen füllten, kann auf den Titel eines Dichters selbst in einem herabgestimmten Sinne keinen Anspruch machen. Seine literarischen Texte gehören ganz der Zeit, nicht ihm, und dies so sehr, daß man eine Vielzahl von ihnen in einer Darstellung der zeitgenössischen populären Literatur, der unterhaltenden wie der didaktischen, mühelos als exemplarische Belege anführen könnte. Mehr wird man in ihnen nicht suchen dürfen.

Auch haben wir in Albers keinen der großen Protagonisten des regionalen literarischen und gelehrten Betriebes vor uns, und dementsprechend knapp wird er in den zuständigen Nachschlagewerken dargestellt. Das Lexikon von Recke und Napiersky widmet ihm

wenig mehr als eine Seite<sup>1</sup>, Lenz' *Deutschbaltisches Biographisches Lexikon* verdichtet dies mühelos auf eine halbe Spalte<sup>2</sup>, *Das gelehrte Deutschland* räumt ihm immerhin eine Seite ein.<sup>3</sup> Goedecks *Grundriß* schreibt, wie wir es leider so oft für kleine Autoren feststellen müssen, die nicht in den kulturellen Kernzonen Deutschlands, gar im Ausland tätig waren, den Vorarbeitenden auch in diesem Falle einfach nach.<sup>4</sup>

Nach diesen Befunden erhebt sich die Frage, wohin die Beschäftigung mit einem Autor denn führen soll, dessen literarische Texte man nicht für gültig halten kann, denen sich keine irgend feststellbare, selbst regionale Wirkung zuschreiben läßt und dessen Rolle im literarischen Leben auch nur seiner Region nach dem Zeugnis der Lexika ganz unbedeutend erscheint. Auf diese Frage will der folgende Beitrag antworten.

Zunächst die biographischen Daten im Stenogramm nach Recke und Napiersky: 1773 als Goldschmiedesohn in Riga geboren, Besuch der dortigen Domschule von 1781 bis 1791, danach das übliche Studium im Reich, in Jena, Rückkehr in die Ostseeprovinzen wohl 1796, dann als Jurist in verschiedenen subalternen Stellungen

---

<sup>1</sup> Johann Friedrich v. Recke und Carl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland. 1. Bd. Mitau 1827, S.28 f.

<sup>2</sup> *Deutschbaltisches biographisches Lexikon. 1710-1960.* Im Auftrage der Baltischen Historischen Kommission begonnen von Olaf Welding und unter Mitarbeit von Erik Amburger und Georg von Krusenstjern hrsg. von Wilhelm Lenz. Köln, Wien 1970, S.10a.

<sup>3</sup> Georg Christoph Hamberger und Johann Georg Meusel: *Das gelehrte Deutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller.* 5. durchaus vermehrte und verbesserte Aufl. Bd. 13. Lemgo 1808, S. 12; Bd. 17. 1820, S.10; Bd. 22,1. 1829, S.25.

<sup>4</sup> Karl Goedeke: *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung.* Aus den Quellen. Bd. 7. Dresden 1900, S.482. Bd. 15. 2. Aufl. Berlin 1966, S.68.

in Mitau tätig, gestorben 1825 vermutlich ebendort, drei Ehen, aus diesen sechs Kinder.<sup>5</sup> An gleicher Stelle werden ihm Gedichte in Schlippenbachs *Kuronia* und *Wega* zugeschrieben<sup>6</sup>, an der *St. Petersburgschen Monatsschrift* habe er Anteil gehabt, desgleichen am *Nordischen Archiv*<sup>7</sup>, an den *Wöchentlichen Unterhaltungen*<sup>8</sup>, am Berliner *Freimüthigen*<sup>9</sup>, in den Jahren 1793/94 an Bertuchs *Journal des Luxus und der Moden*. An Herausgaben werden genannt: die drei Bände eines *Nordischen Almanachs*, erschienen zwischen 1805 und 1808<sup>10</sup>, die *St. Petersburgsche Monatsschrift*, die er zunächst mit ihrem Begründer F. E. Schröder, später mit F. Ch. Brosse ge-

<sup>5</sup> Ergänzungen zu Recke/Napiersky in bezug auf Vita und amtliche Tätigkeit bei Wilhelm Räder: Die Gerichtssekretäre und Advokaten Kurlands 1795-1889. Dorpat 1938, S.29.

<sup>6</sup> *Kuronia*, eine Sammlung vaterländischer Gedichte. Hrsg. von Ulrich von Schlippenbach. Mitau 1806. [...] Zweite Sammlung. Mitau 1807. [...] Dritte Sammlung. Mitau 1808.- *Wega*. Ein poetisches Taschenbuch für den Norden. Der *Kuronia* vierte Sammlung. Mitau 1809.- Die *Wega* war mir nicht zugänglich. Gedichte von Albers finde ich (anonym) in der *Kuronia* für 1806, nicht, wie Recke/ Napiersky angeben, für 1807.

<sup>7</sup> Nordisches Archiv. Riga, Leipzig (später: Riga) 1803-1809. Beiträge von Albers nur im Jg. 1803.

<sup>8</sup> *Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland*. Hrsg. von Johann Friedrich Recke. Mitau 1805-1808 (4. Jg. 1808 u. d. T: Neue wöchentliche Unterhaltungen größtentheils über Gegenstände der Literatur und Kunst).

<sup>9</sup> Der *Freimüthige*, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser. Mit Kupfern und Musikblättern. Hrsg. von A. v. Kotzebue. (Ab 1804 bis Oktober 1806 u. d. T.: Der *Freimüthige* oder Scherz und Ernst. Ein Unterhaltungsblatt. Hrsg. von A. v. Kotzebue und G. Merkel. Von Oktober 1806 bis Dezember 1807 nicht erschienen; ab 1808 u. d. T: Der *Freimüthige*, oder Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser. Hrsg. von A. v. Kotzbue und A. Kuhn.) Berlin. (Beiträge von Albers von 1803-1810.)

<sup>10</sup> Nordischer Almanach für das Jahr 1806. Hrsg. von F. G. [sic!] Albers. Riga 1805. [...] für das Jahr 1807. Riga 1806. [...] für das Jahr 1809. Riga 1808.

führt habe.<sup>11</sup> An Monographien findet sich allein ein Titel, *Wiederbeleuchtung der angeblichen Beleuchtung einer sogenannten Kritik* vom Jahre 1806, von der man zudem erfährt, ihr Verfasser habe sie selbst unterdrückt und nicht in den Buchhandel gegeben; Weiteres stehe unter F. W. Kade. 1859 meldet die Ergänzung zum Grundwerk von Recke/Napiersky im Nachtrag die Herausgabe eines Wochenblattes, betitelt *Tropfen zum Ocean der Zeitschriften*, erschienen zu Mitau am 27.10.1802 und ohne Fortsetzung geblieben,<sup>12</sup> das übrigens heute verschollen zu sein scheint. Selbst für die ohnehin bescheidenen Verhältnisse des deutschen Literaturbetriebes der russischen Ostseeprovinzen scheinen dies unerhebliche Leistungen. Dieses Bild ändert sich freilich, geht man den knappen bibliographischen Hinweisen nach. Zunächst wird man gewahr, daß die bloße Anzahl der von Albers hinterlassenen Texte um ein Vielfaches größer ist, als man nach jenen dürren Angaben vermuten könnte. Um ein Beispiel herauszugreifen: Der Eintrag „Antheil [...] am Freymüthigen von dessen Entstehung bis 1810“ führt bei Durchsicht der betreffenden Jahrgänge auf weit über 100 Beiträge in noch nicht sieben Jahren, die sich Albers zuweisen lassen, den man somit einen stehenden Mitarbeiter des Blattes wird nennen dürfen. Nun ist freilich dem Germanisten der Berliner *Freimüthige* nahezu ausschließlich als Parteiblatt der antiromantischen, zugleich antigoethischen

---

<sup>1111</sup> Ruthenia oder Dritter Jahrgang der St. Petersburgschen Monatsschrift. Hrsg. von F. E. Schröder und F. B. Albers. St. Petersburg, Mitau 1807. [...] Vierter Jahrgang. [...] 1808. [...] Fünfter Jahrgang. [...] 1809. [...] Sechster Jahrgang. [...] Riga 1810. Dann mit neuer Zählung: Ruthenia oder Deutsche Monatsschrift in Rußland. Fünfter Jahrgang. Hrsg. von F. B. Albers u. F. C. Brosse. Riga 1811. [Januar-August. Damit Erscheinen eingestellt.]

<sup>12</sup> Vgl. Recke/Napiersky (vgl. Anm. 1): Nachträge und Fortsetzungen. Unter Mitwirkung von C. E. Napiersky bearbeitet von Theodor Beise. Bd. 1. Mitau 1859, S.7.

Richtung in der „ästhetischen Prügelei“ vom Jahrhundertanfang bekannt, seine Herausgeber, August von Kotzebue und Garlieb Merkel, geistern als ein unverschämter, bössartiger Doppelpasquillant gleichsam vogelfrei und geächtet durch die Literaturgeschichte, und eine zudem intensive Mitarbeit an ihrem Blatt könnte Albers dem zünftigen Germanisten eher in ein schlechtes Licht rücken. Dem steht jedoch, um antizipierend eine Ehrenrettung zu versuchen, zweierlei entgegen. Zum einen finden sich Beiträge von Albers erst ab Ende 1803/Anfang 1804 regelmäßig, das heißt zu einer Zeit, da die bis zur Ehrabschneidung gesteigerten Angriffe auf die 'Schule' und Goethe zwar noch andauern, an Heftigkeit aber bereits deutlich verloren haben, seit Merkel anstelle von Kotzebue die redaktionellen Geschäfte führt<sup>13</sup> und sich um eine Versachlichung der Debatte müht. Auch in der Folgezeit finden sich noch vereinzelt Attacken gegen die Protagonisten der 'Kunstperiode', aber sie prägen nicht mehr das Gesicht des Blattes, werden auch zunehmend seltener. Albers hat an ihnen gar keinen Anteil. Zum anderen hat der *Freimüthige* schon in der durch Kotzebue begründeten Form, mehr noch in der Gestalt, die er unter den Händen des immerhin tüchtigen Publizisten Merkel annahm, auch einen anderen Gehalt als jenen, für den ihn die Germanistik von jeher in die Fußnoten bannt. Manche Darstellung rückt allerdings den *Freimüthigen* in den Zusammenhang der Geschichte des deutschen Pressewesens und belehrt darüber, daß es mit Spaziers *Zeitung für die elegante Welt* und vor allem dem *Freimüthigen* eben die verachteten Parteiblätter der zügellosen Kontroverse von 1803 sind, mit denen ein neuer, erfolgreicher Typ von populärer literarischer Zeitung aufkommt. Selbst Cottas

---

<sup>13</sup> Merkel übernimmt die Redaktion im Frühherbst 1803, als Kotzebue nach dem Tode seiner Frau für einige Monate nach Paris geht.

*Morgenblatt für gebildete Stände* ist in Anlehnung an das vielgeschmähte Blatt Kotzebues und Merkels entwickelt,<sup>14</sup> an dem auch mißgünstige Stimmen doch die seinerzeit unerhörte Internationalität der Berichterstattung zu loben wissen, derentwegen sich Kotzebue von Anfang an die Gewinnung von festen Mitarbeitern in halb Europa angelegen sein ließ.<sup>15</sup> Unter jenen Korrespondenten finden wir den von Kotzebue nie erwähnten Albers, der ab Ende des Jahres 1803 als für die baltischen Provinzen Rußlands wie für „Deutsch-Rußland“ insgesamt zuständig erscheint. Diese dann über sieben Jahre hin wahrnehmbare Zuständigkeit ist jedoch keinesfalls ein Monopol. Zum einen finden sich verschiedene Berichte von Kotzebue selbst, der in diesem Zeitraum mehrmals ins Baltikum reiste, und auch Merkel tritt, freilich seltener, zuzeiten mit einschlägigen Berichten und Kommentaren auf. Zum anderen erscheinen Beiträge

---

<sup>14</sup> „Die journalistische Gestaltung des 'Frcimüthigen' war von Anfang an von dem Bestreben geprägt, die Leser so abwechslungsreich wie möglich zu informieren und zu unterhalten und dabei ein hohes Maß an Aktualität zu erreichen. [...] Neuartig am 'Frcimüthigen' waren der hohe Stellenwert, den diese Korrespondentenartikel einnahmen sowie die Internationalisierung der Berichterstattung/' „In der mit dem 'Frcimüthigen' und der 'Zeitung für die elegante Welt' begründeten Tradition stehen z. B. so namhafte literarische Zeitschriften wie die 'Blätter für literarische Unterhaltung', das 'Morgenblatt für gebildete Stände', der 'Gesellschafter', die 'Abend-Zeitung', [...]“ Lutz Vogel: „Ästhetische Prügeleien“. Literarische Fehden in Berlin und in Weimar (1800-1803). In: Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner. Bd. 2. Berlin, Weimar 1989, S.358-416 (hier: S.396 f., Anm. 161 auf S.416).

<sup>15</sup> Zu gewonnenen Mitarbeitern Kotzebue an Böttiger am 11.12.1802. Die Namen einer großen Anzahl anonymer Beiträger an denselben am 26.2.1803. Beides in: Bernd Maurach (Hrsg.): Der Briefwechsel zwischen August von Kotzebue und Carl August Böttiger. Bern u.a. 1987, S.79, S.100.

von Autoren aus der Region, mit denen Albers nachweislich freundschaftlichen Umgang pflog und denen er selbst den Zugang zum *Freimüthigen* gebahnt haben mag. All dies steht freilich bescheiden neben den fast 150 Beiträgen, die Albers selbst dem *Freimüthigen* lieferte. Und dies bloße Aufkommen bereits ist erstaunlich, denn sieht man das Blatt unter regionalem Aspekt auf den Anteil hin durch, den es einzelnen Ländern, Landschaften, kulturellen und politischen Zentren in den bewegten Jahren des Jahrhundertanfangs einräumt, so zeigt es sich, daß über die Ostseeprovinzen weit häufiger berichtet wird als etwa über Frankreich, England, Österreich, Kernrußland oder Italien, und es zeigt sich zugleich, daß zwischen den Berichten aus Wien und Frankfurt, Neapel und St. Petersburg, London und Paris, Rom und Amsterdam die Stimme aus den russischen Ostseeprovinzen überaus deutlich vernehmbar ist, ja, jene der Metropolen mitunter übertönt. Und als wäre es nicht verwunderlich genug, daß in der meistgelesenen deutschen Zeitschrift jener Zeit<sup>16</sup> das Baltikum die am eingehendsten dargestellte Landschaft außerhalb Deutschlands ist, kommen zudem die regelmäßigen Berichte weder aus der kulturell und politisch dominierenden Landschaft, nämlich Livland, noch aus einem der Zentren, als Riga, Reval oder auch

---

<sup>16</sup> „Es gehn jezt gegen 1600 Expl. ab [...]“ Maurach (Hrsg.): Briefwechsel (wie Anm. 15), S.102 f. (Kotzebue am 22.3.1803). Von 2000 Exemplaren schreibt Merkel am 31.7.1804 an Böttiger, vgl. in: Bernd Maurach (Hrsg.): Die Briefe Garlieb Helwig Merkels an Carl August Böttiger. Bern u.a. 1987, S.121. Die gleiche Zahl bei Joachim Kirchner: Das deutsche Zeitschriftenwesen. Seine Geschichte und seine Probleme. Teil 1: Von den Anfängen bis zum Zeitalter der Romantik. 2., neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Wiesbaden 1958, S.263.- Die Höchstaufgabe soll (allerdings irgendwann zwischen 1803 und 1840) bei 4000 Exemplaren gelegen haben, vgl. Margot Lindemann: Geschichte der deutschen Presse. Teil 1: Deutsche Presse bis 1815. Berlin 1969, S.241.

Dorpat, sondern aus dem kurländischen Mitau. Albers Stand-ort ist ausgesprochen peripher, sozusagen dreifach exzentrisch: in den Ostseeprovinzen gegenüber Deutschland wie dem russischen Reich, in Kurland gegenüber Livland, in Mitau gegenüber Riga.

Wie Kotzebue und Merkel eben auf Albers verfallen sind, läßt sich, will man darin nicht einfachen Zufall sehen, nur mutmaßen. Möglich immerhin, daß beide ihn persönlich kannten. Als Merkel 1785 erneut an die Rigische Domschule kommt, ist auch Albers dort Schüler, freilich mindestens fünf Klassenstufen tiefer. Merkel lebt in Riga bis 1796, während Albers bis 1791 in Riga bleibt und dann zum Studium nach Jena abgeht, um 1795 oder, wahrscheinlicher, 1796 ins Baltikum zurückzukehren. Im gleichen Jahr verläßt Merkel Riga und geht über Leipzig, wo man ihm seine *Letten* druckt, zunächst nach Jena und Weimar. Dann sind Begegnungen wohl erst wieder ab 1806/07 möglich, manches spricht dafür, daß sie stattgefunden haben, aber für Albers' Mitarbeit am *Freimüthigen* kann dies keine Konsequenzen mehr gehabt haben. Auch zu Merkels in Riga erscheinenden *Supplementblätter[n] zum Freimüthigen*, die das von Oktober 1806 bis Januar 1808 ruhende Berliner Blatt fortsetzen sollen,<sup>17</sup> hat er nicht beigetragen. Eine persönliche Bekanntschaft mit Kotzebue könnte Albers in seinen Jenenser Jahren vermittelt worden sein. Denken ließe sich allerdings auch, daß beide einander

---

<sup>17</sup> „Seine [Merkels, T.T.] 'Supplementblätter zum Freimüthigen', die vom 2. April bis zum 15. Juni 1807 in Riga erschienen, waren damals die einzige deutsche Kampfzeitschrift. Königin Luise ließ Merkel später als 'der letzten Stimme Deutschlands' danken.“ Reinhard Wittram: *Geschichte der baltischen Deutschen. Grundzüge und Durchblicke.* Stuttgart, Berlin 1939, S.119.- Das ganze Jahr 1807 hindurch erschien ohne Nennung von Herausgebern und Mitarbeitern ein *Freimühiger* in Leipzig, der mit dem Blatt Merkels und Kotzebues durch nichts als den Namen verbunden ist.

1801 in Mitau kennenlernten, wo Kotzebue auf dem Wege in die Verbannung von Frau und Kindern getrennt wurde. In seinem *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens* gedenkt er der Hilfe nicht namentlich genannter Mitauer Bürger, die seiner Familie in unglücklicher Lage beigekommen hätten.<sup>18</sup> Unter jenen könnte Albers gewesen sein; dann wäre die Möglichkeit, im *Freimüthigen* zu publizieren, auch eine Geste des Dankes. Dagegen spricht allerdings, daß die kontinuierliche Mitarbeit Albers' erst vom November 1803 an datiert, da Merkel bereits die Geschäfte der Redaktion übernommen und von Kotzebue geschätzte Mitarbeiter wie etwa den Hauptrezensenten Huber zu entfernen begonnen hatte.<sup>19</sup>

Welches sind nun die Themen der Beiträge, die Albers aus der Mitauer Randständigkeit zum *Freimüthigen* beisteuert? Da finden sich zum einen, wie man es erwartet, die üblichen, ein bloß curiöses Interesse des Publikums bedienenden Nachrichten von Menschenrettung und Ordensverleihung, Ballonaufstieg und Spielermanie, alles im gehörigen folkloristischen Kolorit, wie sie einer Zeitschrift mit einer Auflage zwischen 2000 und 4000 Exemplaren wohl anstehen. Doch sind solche Beiträge erstaunlich selten, erstaunlich auch deshalb, weil Albers an anderer Stelle, vor allem in seinen Almanachen, derartig Ephemeres durchaus aufnimmt, es auch selbst mit Behagen berichtet, was uns daraufführt, daß Albers peinlich genau unterscheidet zwischen seinen Beiträgen zu einer zentralen, weit-

---

<sup>18</sup> August von Kotzebue: *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens*. Halle/S. o. J. [1890], S. 18-36, S.185 f. [EA Berlin 1802]

<sup>19</sup> Zu Merckels Regiment vgl. Kotzebue an Böttiger am 28.2.1804: „Merkel regiert jetzt den Freymüthigen despotisch, und legt oft meine eigenen Aufsätze viele Wochen lang bey Seite.“ Am 6.12.1805: „[...] er erlaubt sich Insolvenzen gegen mich, handelt contractwidrig, und stellt sich obendrein, als ob er mich aus Gnaden theil nehmen ließe.“ Maurach (Hrsg.): *Briefwechsel* (vgl. Anm. 15), S.135, S.149.

verbreiteten Zeitschrift einerseits und für den nur regionalen Gebrauch Bestimmtem andererseits. Die gleiche Scheidung gilt für die literarische Produktion. Was wir an Gedichten, Anekdoten, Märchen, Erzählungen etc. von Albers haben, das findet sich, sehr wenige Ausnahmen beiseite, *nicht* im *Freimüthigen*, sondern in den allenfalls regionale Wirksamkeit beanspruchenden Journalen und Almanachen aus Mitau, Riga und St. Petersburg.<sup>20</sup> Dies vermittelt den Eindruck, als sei der Autor, einerseits, von der Unerheblichkeit 'sub specie aeternitatis' seiner literarischen Texte überzeugt und hüte sich wohl, damit vor die große Welt zu treten, und als wisse er, andererseits, daß sie für das regionale Publikum mit seinen besonderen Interessenlagen noch immer taugen. Oder, gewendet: sie sind für jenes Publikum, für biedere baltische Bürger geschrieben, und nur für sie.

Was Albers zum *Freimüthigen* beiträgt, ist von anderer Art. Es sind genaue, in keinem Falle schönfärbende Berichte über den Zustand der russischen Ostseeprovinzen in politischer, sozialer, kultureller und vor allem literarischer Hinsicht. Bereits der erste Artikel, eine anonyme Schilderung des Mitauer Lebens in einer Verkappung nach Art der *Lettres persanes*<sup>21</sup>, schlägt den unversöhnlichen Ton an, der dann alle weiteren durchziehen wird und keinen Pardon gibt, am wenigsten der Provinz Kurland mit ihrer Hauptstadt Mitau, in die es den Rigenser Albers verschlagen hat. „In Kurland gibt es bekanntlich überhaupt keine Städte.“ Eine der Städte, die es in Kurland

---

<sup>20</sup> Ein genaues Verzeichnis der Schriften Albers' ist in Vorbereitung für den Personalartikel in: Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Die deutsche Literatur. Biographisches und bibliographisches Lexikon. Reihe IV. Abteilung A.

<sup>21</sup> Portefeuille=Bemerkungen eines Fremden über Mietau [sic!] in Kurland. In: Der *Freimüthige* 1 (1803), Nr. 64 v. 22.4., S.255a-256a. Fortsetzung u.d.T: Beschluß. Censur=Bedrückung. In: ebd., Nr. 66 v. 26.4., S.264.

nicht gäbe, sei Mitau, zwar

dem äußeren nach einer Stadt so ziemlich ähnlich geworden. Aber, kein ungeselligeres Leben auf der Welt als in einem solchen Mitteldinge von Stadt und Land [...] Der herrschende kleinstädtische Ton muß diesen Ort vollends jedem Gebildeten zu einem Exil machen. [...] Alles lebt hier nur, um sich zu erhalten. Für den Geist ist gar nicht gesorgt.<sup>22</sup>

Ein halbes Jahr später hat sich daran nichts geändert: „Hier, wo die Feldarbeit den größten Theil der Hände beschäftigt, ist kein Feld weniger angebaut als daß der Litteratur.“<sup>23</sup> Es fehle an Autoren: „Es läßt sich beinahe als Regel festsetzen, daß Gelehrte, sobald sie hier einheimisch wurden, Schriftsteller zu seyn aufhörten [...]“<sup>24</sup>, auch gäbe es in Kurland überhaupt „keine eigentlichen Gelehrten - wenn sie schon hier einen eigentlichen Stand bilden und, zum Unterschied von der übrigen Christenheit, *Litterat* ein jeder heißt, der drei Jahre auf einer Universität zugebracht hat“, welcher Umstand freilich dadurch gemildert werde, daß es zugleich „kein eigentlich *lesendes* Publikum [...] das *studierende* Publikum“<sup>4425</sup> gäbe, weshalb denn in Kurland im Gegensatz etwa zu Livland „litterarische Lethargie“<sup>26</sup> herrsche. Allerdings, wolle Literatur aufkommen, nehme man sich ihrer durchaus an: „Nirgends möchte [...] wohl die Censur=Bedrückung so groß seyn als in Kurland [...]“<sup>27</sup> Theater gebe es, auch darüber wird regelmäßig Neues gemeldet, selbst die Mitauer hätten

---

<sup>22</sup> Ebd., S.255a, S.255b.

<sup>23</sup> Über den Litteratur=Zustand in Kurland. In: Der Freimüthige 1 (1803), Nr. 175 v. 3.11., S.697a-698a, Nr. 176 v. 4.11., S.702a-b, Nr. 177 v. 7. IL, S.706b-707a, hier: S.698a.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Ebd., S.702a.

<sup>26</sup> Ebd., S.698a.

<sup>27</sup> Portefeuille=Bemerkungen (vgl. Anm. 21), S.264.

eines, und da ginge es also zu: „Wo giebt es wohl ein Parterre, in welchem Butterbrod, Wurst und geräucherter Lachs bei einem Glas Brandwein serviert werden?“<sup>28</sup> Eine Kompagnie freilich hielten sich die Mitauer nicht, was auch ganz in der Ordnung sei, denn, wie es 1810 in der *Ruthenia* heißt: „Auch zweifeln wir, daß Kurland überhaupt der Ort sey, wo sich ein stehendes Theater [...] lange erhalten könnte.“<sup>29</sup> Damit sei es anderswo besser, aber mit der Literatur stünde es eigentlich im ganzen russischen Reich ebenso:

Von einer Literatur im eigentlichsten Sinne kann in Rußland wohl nicht die Rede seyn; die Schriftstellerei gedeiht hier am wenigsten. - Es erscheinen in Petersburg und Moskwa einige Russische Zeitschriften, in Riga und Mitau ein paar Deutsche, und in Dorpat verlassen jährlich ein paar Gelegenheilsschriften die Presse [...] Das ist's auch Alles.<sup>30</sup>

Als Albers Letzteres schreibt, 1808, unterhält er indessen im vierten Jahr eine eigene, unregelmäßig erscheinende Rubrik im *Freimüthigen*, betitelt *Litteratur in Deutsch-Rußland*, ein interessanter Versuch, auch in Zeiten der von Seiten Rußlands verhängten Bücher-sperre den literarischen Betrieb der Ostseeprovinzen nicht gänzlich aus dem Blick der deutschen gebildeten Welt geraten zu lassen. Albers informiert über literarische wie gelehrte Neuerscheinungen und Literaturbetrieb gleichermaßen, gibt Buchanzeigen und Rezen-

<sup>28</sup> Rigisches Theater in Mitau. In: Der Freimüthige 2 (1804), Nr. 146 v. 23.7., S.64.

<sup>29</sup> Nachschrift des Redakteurs. In: *Ruthenia* 6 (1810), H.5, S.327 f. (hier: S.327). Zu: Friedrich Christian Brosse: *Mitauisches Theater*, ebd., S.318-327.

<sup>30</sup> Literarische Notizen aus Deutsch-Rußland. In: Der Freimüthige 5 (1808), Nr. 71 v. 9.4., S.288, Nr. 72 v. 11.4., S.292; hier: S.292.

<sup>31</sup> Zum ersten Male in: Der Freimüthige 1 (1803), Nr. 199 v. 15.12., S.794 mit der emphatischen Prophezeiung einer sicher zu erwartenden Blüte von Literatur und Gelehrsamkeit unter Alexander.

sionen, meldet Neugründungen von Zeitschriften<sup>32</sup> und stellt regelrechte Zeitschriftenrevuen auf<sup>33</sup>, unterrichtet über Zensurbestimmungen und Zensurpraxis<sup>34</sup>, berichtet von Streitigkeiten der Autoren und Herausgeber im 'Inland' untereinander. Ein eigenes Kapitel bilden die Berichte vom Geschehen auf den baltischen Bühnen; über das vor allem zur Johanniszeit von Kompagnien aus Riga und Libau bespielte mitauische Theater schreibt Albers selbst, mitunter wohl auch über die rigische Bühne, für andere Theater hat er Gewährsleute. Kurzum, er, der kleine Notar und Aktuar in Mitau, entscheidet wesentlich darüber, wer von den in „winkelhafter Abseitigkeit“ (Wittram) Schaffenden der baltischen literarischen Welt von breiteren Schichten in Deutschland überhaupt wahrgenommen werden kann, und er bestimmt, wie. Dies kann einerseits Förderung bedeuten, wie sie von Albers geschätzten, zuweilen ihm freundschaftlich verbundenen Autoren zuteil wird, denen sich dann auch die Seiten des *Freimüthigen* öffnen können: etwa dem Freiherren Ulrich von Schlippenbach, der die ausgedehnte Beschreibung einer Reise durch Kurland einrücken darf;<sup>15</sup> dem Pastor auf Appricken Karl Gotthard Elverfeld, der sich um die lettische Literatur wie kaum jemand vor

<sup>32</sup> Nr. 177 v. 7.11.1803, S.706 (Gemeinnützige Blätter für das Rigaische Publikum); Nr. 34 v. 16.2.1805, S. 136 (die Journale von Storch, Heideke, Recke); Nr. 188 v. 20.9.1805, S.233a-234b, Nr. 190 v. 23.9.1805, S.241a-242b (Schröders St. Petersburgsche Monatsschrift); Nr. 252 v. 19.12.1805, S.592, Nr. 253 v. 20.12., S.596 (Truharts Fama für Deutsch-Rußland); Nr. 108 v. 30.5.1808, S.429 f. (Iris. Ein Wochenblatt für Damen).

<sup>33</sup> Nr. 71 v. 9.4.1808, S.288, Nr. 72 v. 11.4., S.292.

<sup>34</sup> Nr. 66 v. 26.4.1803, S.264; Nr. 34 v. 16.2.1805, S.136; wie Anm. 33.

<sup>35</sup> Fragmente aus einer noch ungedruckten Beschreibung einiger Städte und Gegenden in Kurland. In: *Der Freimüthige* 4 (1806), Nr. 188 v. 14.9., S.233b-235b, Nr. 190 v. 22.9., S.241b-243b. 16 weitere Partien in: *Wöchentliche Unterhaltungen*, Bd. 3, 4 (1806), anderes in: *Ruthenia* 3 (1807), Nr. 1, 2, 4. Dies alles ist aufgegangen in: Ulrich von Schlippenbach: *Malerische Wanderungen durch Kurland*. Rigau. Leipzig

ihm verdient gemacht hat und daneben als würdiger, freilich auch verlorener zeitgenössischer Streiter für die „absolute Philosophie“ Fichtes gegen den in den Ostseeprovinzen noch lange übermächtigen Rationalismus auftrat;<sup>36</sup> dem Dünamünder Prediger Friedrich Christoph Brosse, einem gebürtigen Rigenser und ebenso unerbittlichen wie geistreichen Bühnenkritiker<sup>37</sup>, mit dem sich Albers 1811 zur Herausgabe des letzten Jahrganges der *Ruthenia oder Deutsche Monatsschrift in Rußland* zusammentun wird; schließlich gehört zunächst auch Ernst Anton Immanuel Truhart dazu, dessen Projekt zur Zeitschrift *Fama für Deutsch-Rußland* Albers 1805 als vielversprechend ankündigt, um die Zeitschrift später aber böse zu verspotten und anzugreifen.<sup>38</sup> Die Rolle, die Albers durch seine Ver-

---

1820. Ohne Albers beim Namen zu nennen, relativiert Schlippenbach offenbar dessen im *Freimüthigen* geübte Kritik an den kurländischen Zuständen, v. a. die Angriffe auf die Mitauer Verhältnisse (vgl. die Fragmente aus einer Reise durch Kurland. Mitau, in: Wöchentliche Unterhaltungen, Bd. 4, 1806, Nr. 47, 49, 50, 52, 53). - Als größter baltischer Lyriker seiner Zeit nach Boehlendorff wird der - gleichwohl ebenso vergessene - Schlippenbach apostrophiert in: Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung. Hrsg. von Arthur Behrsing unter Mitarbeit von André Favre, Otto Greiffenhagen und Artur Knüpfner. Leipzig (Fernaui. Komm.) 1928.

<sup>36</sup> 36 Vgl.: Über die Benennung einer Nichtsphilosophie, mit welcher das neueste System der Philosophie von einigen belegt wird. In: Wöchentliche Unterhaltungen, Bd. 4, 1806, Nr. 50 u. 52. Eine Vielzahl von Kritiken und Antikritiken dazu ebd. in den Bd. 5 u. 6 (1807).

<sup>37</sup> Treffend die Anmerkung eines anonymen Rezensenten in: Wöchentliche Unterhaltungen, Bd. 5, 1807, S.407: „Die Kritiken des letztern [Brosses, T.T.] verdienen nicht nur aufmerksam gelesen, sondern studiert zu werden. Allein eine Bemerkung erlaube der scharfsinnige Hr. Verf.: Wozu gab man der Kritik die Fackel in die Hand? Uns dünkt, bloß zum Erleuchten, nicht zugleich zum Niederbrennen.“

<sup>38</sup> Zur Ankündigung vgl. Anm. 32. Im Zusammenhang mit der unten dargestellten Affäre um 2 Anekdoten im *Nordischen Almanach* Angriffe gegen Truhart, den „Herr(n) Generalpächter der Weisheit, der hier zugleich - und, wie ich vermuthet, **hauptsächlich** - als (unberufener)

bindung zum mächtigen *Freimüthigen* zuwächst, der „gelescnsten Zeitschrift“ Deutschlands, wie man in der Region durchaus weiß<sup>39</sup>, wird im regionalen Literaturbetrieb natürlich wahrgenommen, zuweilen geschätzt, mitunter – sei es aus Notwehr, sei es aus Neid – attackiert. In einem exemplarischen Falle, der eben deshalb hier skizziert dargestellt werden soll, treten beide Motive zusammen, nämlich in den höhnischen Angriffen des Rigaer Theatermanns, Literaten und Kritikers Johann Christoph Kaffka (eigentlich: Engelman), Herausgeber des *Nordischen Archivs* (Riga 1803-1809) und der *Nordischen Miscellaneen* (wechselnde Titel, Riga 1807-1811), Mitglied einer von Albers als „Rigaer Klike“<sup>40</sup>, bezeichneten Gruppe aus „gelehrten und ungelehrten Feinden“<sup>41</sup>, und sein Erzfeind über nahezu ein Jahrzehnt hin. Nachdem Albers, den wir anfänglich unter den Beiträgern in Kaffkas *Archiv* sehen, eine bereits großspurig angekündigte Gegengründung nicht zustande brachte, auch eine gleichfalls vorschnell ausgerufene Übernahme der Herausgeberschaft des *Archivs* an einer Intrige Kaffkas scheiterte<sup>42</sup>, wird Kaffka im *Freimüthigen*, den Albers als eine übermächtige Waffe

---

Advokat des liefländischen Adels gegen mich auftritt [...]“ (Kleine Antikritik. In: Literarischer und artistischer Anzeiger. Als Beilage zum *Freimüthigen* oder Ernst und Scherz 1806, Nr. XI, S.XLIa-XLIb). Triumphierend zum Ende der *Fama*: Literarische Notizen aus Deutsch-Rußland (vgl. Anm. 33), S.288.

<sup>39</sup> „[...] ein Paar dieser Lieder, welche die gelesenste Zeitschrift, der *Freymüthige*, aufzunehmen nicht verschmähte [...]“ (Voigt: [Rez. der] *Ta neredsga Indriķa Dseemas*. Mitau 1806. In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, Bd. 4, 1806, S.289-293; hier: S.292 f.) Zum „Bünden Heinrich“<sup>41</sup> s.u.

<sup>40</sup> Kleine Antikritik (vgl. Anm. 38).

<sup>41</sup> Schreiben an den Redakteur. In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, Bd. 4, 1806, S.78-80; hier: S.78.

<sup>42</sup> Beiträge in: *Nordisches Archiv* 1 (1803), 2. Bändchen, S.97-113, 3. Bändchen, S. 14-31. Zum Plan der Gegengründung der *Nordischen Blätter*. Ankündigung. In: ebd., 1. Bändchen, 8 unpag. S. vor S.145. Vorgebliche Übernahme der Herausgeberschaft: *Literarische Anzeiger*. In: In

handhabt, bei jeder Gelegenheit angegriffen und mit Spott überzogen. Von Albers verwendete Epitheta sind „Quasi-Buchhändler“, „Nachdruck-ker“, „Buchtrödler Kaffka in Riga [...] Plagiarius und sinnloser Abschreiber“, und man wird annehmen dürfen, daß dies ganz nach dem Herzen des Herausgebers Kotzebue war, der seinerseits mit Kaffka eine Rechnung zu begleichen hatte.<sup>43</sup> Immer wieder wird der binnendeutschen Leserschaft in den Berichten *Aus Mitau* triumphierend das dann doch nur vermeintliche Ende des *Archivs* gemeldet, wofür sich Kaffka mit seinen Mitteln von freilich ungleich geringerem Einfluß stets prompt revanchiert. Jede der regional ausgetragenen Affären und Polemiken, in die sich der streitbare Albers durch verschiedene Beiträge zum *Freimüthigen* verwickelt sieht, wird im *Nordischen Archiv* mit höhnischen Kom-

---

telligenz-blatt Nr. 9. Beilage zum Nordischen Archiv 1803, 3. Bändchen, unpag., sowie in: Literarische Anzeige. In: Litterarischer und artistischer Anzeiger. Beilage zu dem Freimüthigen 1803, 17. Bl., S.67b.

<sup>43</sup> Der Freimüthige 2 (1804), Nr. 98 v. 17.5., S.392a; Der Freimüthige 5 (1808), Nr. 72 v. 9.4., S.288; Literarischer und artistischer Anzeiger. Als Beilage zum Freimüthigen oder Scherz und Ernst 1804, Nr. XXXIX, CLIVb-CLVa. - Kaffka hatte sich mit Kolzebue in eine Polemik um dessen Schilderung der russischen Verhältnisse in *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens* verwickelt (vgl. Anm. 18). Er ist der anonyme Autor der Schrift, die u. d. T. *Nöthige Erläuterungen zur Schrift des Herrn von Kotzebue: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, von einem Freunde der Wahrheit* 1802 in Riga erschien. Kotzebues Erwiderung, *Erste und letzte Beylage zu dem Buche: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, als erste und letzte Antwort auf einen nichtswürdigen Pasquillanten, der eigentlich keine Antwort verdient*, Berlin 1802, und seine in gleicher Absicht verfaßte *Kurze und gelassene Antwort auf eine lange und heftige Schmähchrift des Herrn von Masson*, Berlin 1802, haben Kaffka noch einmal zu einer Wiederholung seiner Angriffe angereizt: Interessante Beyträge zu den nöthigen Erläuterungen über Herrn von Kotzebue's merkwürdigstes Jahr seines Lebens. Nebst einer Beylage über seine jüngst erschienene kurze und gelassene Antwort. Riga und Leipzig 1803.

mentaren begleitet, ganz gleich, um wen es sich bei Albers' Gegenspielern im jeweiligen Falle handelt: ob um die russische Gouvernementsregierung oder um die livländische Ritterschaft als Vertreter in der Ehre gekränkter Standesgenossen, ob um ehrbare Mitauer Bürger, die sich und ihr Städtchen in den wenig schmeichelhaften Berichten *Aus Mitau* so gar nicht wiedererkennen oder um einen Pastor, der die von den Landständen seit Jahrzehnten verschleppte Reform der Bauernbildung für die lettische Bevölkerung mittels 'Industrieschulen' lösen möchte. Immer ist das *Archiv* zur Stelle, um „ein gewisses hochberühmtes Männchen, das monatlich Ein- oder ein Paar mal im F r e i m ü t h i g e n die große Heerpauke schlägt" und „die literarische Trommel [rührt]"<sup>44</sup>, in die Schranken zu weisen. Selbst sonst durchaus achtbare Zeitschriften wie Reckes *Wöchentliche Unterhaltungen für Freunde deutscher Lektüre in Rußland*, ein Journal, „das mitunter sehr gute und schätzbare Aufsätze enthält", nehme, so gibt Kafka in seinem *Archiv* zu verstehen, durch Albers Mitarbeit Schaden, denn

Unterdessen [muß man] ja auch wohl manches aus *Gefälligkeit* passieren lassen. So hat ein Herr *Albers*, wie man sagt, eine sogenannte Kritik über die diesjährigen theatralischen Veranstaltungen unter der Feder, wovon nächstens die erste Seite erscheinen soll.<sup>45</sup>

Ähnliches liest man bei Truhart in der *Fama*, nachdem die Beziehung zu Albers einmal heillos gestört ist.

Ein Feind ganz anderer Statur erwächst Albers, dem bekennenden bürgerlichen Liberalen, Aufklärer und kurländischen 'Literaten', im baltischen Adel. Dies geschieht dank einer Reihe von Artikeln

---

<sup>44</sup> Vermischte Nachrichten aus Mitau. In: Nordisches Archiv 4 (1806), 3. Bändchen, S.62-65.

<sup>45</sup> Kleines Gemälde von Mitau um die Johanniszeit. In: Nordisches Archiv 3(1805), 3. Bändchen, S.78 f.

im *Freimüthigen*, die sich - auch dies ist eine feste Größe in Albers' Berichterstattung aus den Ostseeprovinzen - mit der sogenannten 'Agrarfrage' befassen. Peinlich genau wird jeder Fortschritt im Gang der Bauernbefreiung, die in Albers' Berichten als gegen das Anstemmen der Ritterschaften durchgesetztes Anliegen Alexanders I. erscheint, gemeldet, kommentiert und gefeiert. Daneben stehen Artikel, die dem binnendeutschen Publikum die Lage der unfreien lettischen Bauern unter den deutschen adligen Gutsbesitzern auf das eindringlichste schildern und so die Notwendigkeit der Emanzipation verdeutlichen. Es ist überaus interessant zu sehen, wie der durch die zumal in Kurland kaum eingeschränkte, übergroße Dominanz des landständischen Adels in der Landespolitik in seinem Bürgerstolz zurückgesetzte gebürtige Rigenser Albers sein Eintreten für die Bauernbefreiung mit dem Kampf gegen die überlieferte ständische Ordnung verbindet, deren Wiedereinführung im Jahre 1797 den im Vorjahr aus Jena zurückgekehrten frischgebackenen Juristen seine ihm unter der zentralistischen Statthalterchaftsverfassung sogleich zuteil gewordenen Ämter am kurländischen Oberlandgericht und den Niedergerichten für Bauske und Mitau gekostet hatte. In diesem Kampf spielt Albers, wo es eben geht, die russische Karte. Dies bereits in seinem ersten einschlägigen Aufsatz vom 16.6.1803, der die Lage der leibeigenen Letten auf den Domänengütern positiv von jener absetzt, die bei Übernahme durch die Ritterschaft zu gewärtigen wäre, weshalb sich denn auch, so Albers' Bericht, die Bauern eines zur Schenkung bestimmten Dominialgutes standhaft weigern, in deren Besitz überzugehen.<sup>46</sup> Das

---

<sup>46</sup> Correspondenz=Nachrichten. Aus Mictau [sic!]. In: Der Freimüthige 1 (1803), Nr. 95 v. 16.6., S.377a-378a. Fortgesetzt u. d. T.: Schreiben aus Mietau. In: ebd., Nr. 121 v. 1.8., S.481b-483a.

Institut der Leibeigenschaft, so schlimm es schon an sich sei, gibt Albers zu verstehen, werde durch das vom deutschen Adel geführte Regiment weiter verschärft und unter diesem zur offenen Schande. Ein Gegenbild entwerfen zum einen die den Bauern in den Mund gelegte Schilderung der günstigeren Umstände auf dem Krongut, zum anderen ein Bericht von der freiwilligen Beschränkung, auch Verleihung von Garantien an die Bauern durch einen deutschen Gutsbesitzer, der ausdrücklich nicht von Adel ist, weshalb der Artikel plakativ überschrieben ist: *Edler Sinn eines unadligen Gutsbesitzers in Kurland*<sup>47</sup>. Am 15.5.1804 wird unter dem Titel *Miszellen aus Rußland. Eine Nachricht von großer Wichtigkeit* die Veröffentlichung des Senatsukas vom 11.4.1804 über die Regulie-

---

<sup>47</sup> In: Der Freimüthige 2 (1804), Nr. 99 v. 18.5., S.395a-396b.- Andere Beispiele für private „Bauernrechte“ nach dem Vorgang des Inländischen Barons Karl Friedrich v. Schoultz-Ascheraden (1764), Herders - in Aufnahme eines Wortes von Johann Christoph Berens in den *Bonhomien* von 1792 - „Gerechter auf A.\* \*“ (vgl. SWS XVII, S.395), bei Heinrich Schaudinn: Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum des 18. Jahrhunderts. München 1937, Kap. 2 und 4. Ihre Anzahl betrug nach Wittram: Geschichte der baltischen Deutschen (vgl. Anm. 17), S. 124 f. in Kurland (1770-1816) im ganzen elf, in Estland (1789-1801) vier. Daß Albers den baltischen Adel mit geradezu pathologischem Haß betrachtet, erklärt sich wohl z. T. aus den besonderen kurländischen Verhältnissen, die weder in Estland noch in Livland ein Gegenstück hatten. Noch sechzig Jahre später ist dies dem Mitauer Julius Eckardt spürbar. „[...] die 'Literaten' bilden eine besondere Kaste, die sich in begreiflichem Unmuth über ihre Isolirung und Bedeutungslosigkeit verzehrt und oft in ihren hervorragendsten Vertretern eine rein negative Stellung zu den gegebenen Verhältnissen einnimmt. In der That sind alle politische Macht und aller politische Einfluß in den Händen der Ritterschaft; [...]“ „Wie allenthalben in Kurland macht sich auch in der Landesstadt das Übergewicht des Adels geltend, neben dem das Bürgerthum zu keiner selbständigen Machtstellung gediehen ist.“ Julius Eckardt: Land und Leute an der Ostsee. In: ders.: Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. Leipzig 1868, S.1-76; hier: S.31, S.51.

nung der livländischen Bauernverfassung angekündigt, die dann im Auszug am 15.6.1804 erfolgt.<sup>48</sup> Weitere einschlägige Berichte werden unter die Nachrichten *Aus Mitau* eingestreut. Der Tenor all dieser Berichte ist ganz eindeutig, Albers spricht ohne Wenn und Aber für die Abschaffung der Leibeigenschaft und ist da eines Sinnes mit seinen Herausgebern Merkel und Kotzebue - was für Kotzebue, immerhin Besitzer zweier Rittergüter in Livland und Estland, denn doch überrascht. Bis auf den heutigen Tag wird Kotzebue der Spott vorgehalten, mit dem er in der von ihm während seiner Zeit als Revaler Theaterdirektor herausgegebenen Monatsschrift *Für Herz, und Geist* Heinrich von Jannaus *Geschichte der Slavery, und Character der Bauern in Lief- und Esthland, ein Beitrag zur Leibeigenschaft* von 1786 überzog, was „des Kotzen Buben“ (Goethe) zu allen sonstigen Vorwürfen nun auch noch jenen eintrug, ein Anhänger der Leibeigenschaft gewesen zu sein.<sup>49</sup> Dies aber, und das wird regelmäßig übersehen, war kaum zehn Jahre darauf bereits gründlich anders. Wie sehr, zeigt eine Rezension Kotzebues im *Freimüthigen* vom 27.7.1805, die eine apologetische, gegen Merkel und Petri gerichtete Schrift spöttisch abtut und den Verfasser mit bösen Worten verächtlich macht.<sup>50</sup> Im gleichen Sommer, Kot-

<sup>48</sup> Ankündigung in: *Der Freimüthige* 2 (1804), Nr. 98 v. 15.5., S.391a-392b. Die Übersetzung ebd., Nr. 119 v. 15.6., S.474a-476a: Eine Angelegenheit der Liefländischen Bauerschaft. - Es handelt sich um die am 20.2.1804 durch Alexander I. bestätigte sogenannte erste livländische Bauernverordnung, die die Leibeigenschaft in eine „beschränkte Erbutertänigkeit mit genauen Schutzbestimmungen“<sup>41</sup> umwandelte (Wittram: *Geschichte der baltischen Deutschen* (vgl. Anm. 17), S. 127).

<sup>49</sup> Vgl. Peter Kaeding: *August v. Kotzebue. Auch ein deutsches Dichterleben*. Berlin 1985, S.75-77.

<sup>50</sup> Nicht=Literatur. [Rez. von:] Lief= und Eshlands Ehren=Rettung gegen Herrn Merkel und Petri, von Herrmann Friedrich Tiebe, Löserschem Kirchspiel=Prediger. Halle bei Gebauer, 1804. In: *Der Freimüthige* 3 (1805), Nr. 149 v. 27.7., S.77a-78b.

zebue weilt auf seinen Gütern und in Reval, läßt er Merkel einen langen politischen Aufsatz von seiner Hand einrücken, betreffend *Einige Bedenklichkeiten über die neue Bauern=Verfassung in Ehstland*<sup>51</sup> und an Härte gegenüber der estländischen Ritterschaft schwerlich zu überbieten, die in toto als eine bornierte, überholte Korporation erscheint. Zentraler Gegenstand des Tadels ist vordergründig die ländliche Gerichtsverfassung mit ihren dem Gutsbesitzer eingeräumten Rechten gegenüber seinen Leibeigenen; sie wird ebenso als unmenschlich bezeichnet wie die Durchsetzung des Gehorchs und des Anspanns, aber Kotzebue läßt keinen Zweifel daran, daß nach seiner Meinung die Leibeigenschaft überhaupt abgeschafft gehört, worin er mit seinem Redakteur und Mitherausgeber Merkel ebenso übereinstimmt wie mit beider Korrespondenten Albers. Nicht nur, daß der *Freimüthige* als die seinerzeit meistgelesene deutsche Zeitschrift zugleich jene ist, die am eingehendsten über die Angelegenheiten der russischen Ostseeprovinzen informiert, sie tut dies auch, was die politische Berichterstattung angeht, mit einer eindeutigen Tendenz, ein Umstand, der bei Erwähnungen des *Freimüthigen* im 'Inland' noch Menschenalter später nachzittert.<sup>52</sup>

<sup>51</sup> In: ebd., Nr. 141 v. 16.7., S.45b-47b, Nr. 143 v. 19.7., S.54a-55b, Nr. 145 v. 22.7., S.62b-63b, Nr. 146 v. 23.7., S.65b-66b.

<sup>52</sup> Man vgl. etwa die Ausführungen des Mitauer Oberlehrers a.D. H[einrich] Diederichs: Über Garlieb Merkel. [= Rez. von: Julius Eckardt (Hrsg.): Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller=Goethe=Zeit 1797-1806. Berlin 1887] Riga 1887. 21 S. (= Sonderabdruck aus Nr. 93 der „Rigaschen Zeitung“ 1887), S.17: „Die wirklichen regelmäßigen Mitarbeiter des 'Freimüthigen' sind die obskursten und unbedeutendsten Leute, die man sich denken kann.“ Nicht einmal die sonst überall vertretene Ansicht - „Außer Arndt waren Garlieb Merkel und August von Kotzebue die rührigsten Bekämpfer der Fremdherrschaft“ (Karl Schottenlohn: Flugblatt und Zeitung. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Neu

Daß der beharrende, also ganz überwältigende Teil der Ritterschaften dies nicht umstandslos hingenommen hat, liegt auf der Hand. Merkel und Kotzebue sind schwerlich zu belangen, man hält sich an Albers. Gelegenheiten dazu bieten sich 1805. Zunächst versucht man Albers die Autorschaft an einem anonymen Artikel im *Freimüthigen* anzulasten, der die russische ständische Gliederung attackiert, die keinen Gelehrtenstand kenne und somit die baltischen 'Literaten' in Rekrutierungsangelegenheiten nicht behandle, wie es ihnen nach allem Herkommen zustünde. Dieser Versuch scheitert, obwohl selbst der livländische Vizegouverneur von Beer sich gegen Albers einschaltete, an der Unmöglichkeit, dem von Merkel gedeckten Albers die Autorschaft nachzuweisen.<sup>53</sup> Ein zweiter Anlaß bietet sich kurze Zeit später, als Albers bei Müller in Riga einen *Almanach für das Jahr 1806* an den Tag gibt,<sup>54</sup> einer seiner vielen Versuche, dem von ihm im *Freimüthigen* immerfort beklagten ge-

---

hrsg., eingeleitet und ergänzt von Johannes Binkowski. München 1985, S.356) - will Diederichs gelten lassen.

<sup>53</sup> Der inkriminierte Artikel über einen Befehl der Gouvernementsregierung zur Rekrutierung auch von Gelehrten und Beamten in: *Der Freimüthige* 3 (1805), Nr. 10, S.40a. In einer redaktionellen Mitteilung (*Der Freimüthige* 3 (1805), Nr. 26 v. 5.2., S.104b) stellt sich Merkel vor seinen Mitarbeiter Albers und versucht diesen von dem unterdessen in Mitau umlaufenden Verdacht zu entlasten, der Autor des Artikels zu sein. Namens der Gouvernementsregierung äußert sich der livländische Vizegouverneur von Beer, der den Artikel als eine Sammlung von Unterstellungen, Diffamierungen und falsch aus dem Russischen übersetzten Passagen abtut und den ungenannten Autor streng verwarnt, vgl.: Zu Nr. 10 des *Freimüthigen* v. 1805. In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, 1. Bd., 1805, Nr. 7, S.118-126. Im *Freimüthigen*, Nr. 34 v. 16.2.1805, erklärt Albers seinerseits, nur deutlich gezeichnete Artikel zu verantworten.

<sup>54</sup> *Nordischer Almanach für das Jahr 1806* (vgl. Anm. 10).

ringen Entwicklungsstand der „literarischen Industrie“ in den Ostseeprovinzen in eigener Person aufzuhelfen. Der Almanach, als erster einer geplanten Folge, soll enthalten „interessante Szenen aus der Geschichte des Nordens, eine Charakteristik berühmter oder merkwürdiger Männer desselben, und [...] einen Strauß poetischer Gewächse seines Himmelsstrichs.“<sup>55</sup> Wohl unter die „Szenen“ zu rechnen sind eine Handvoll anonym veröffentlichter *Liefländische[r] Anekdoten*, darunter mit der *Verbrecherin aus Ahnenstolz* und *Erbherrliche[r] Grausamkeit*<sup>56</sup> auch zwei, die jeweils eine „Schreckens-scene“ schildern, „die auf dem großen Welttheater - in der Gestalt - zum Glück der Menschheit wohl nie wiederersteht“<sup>57</sup> - wohinter sich noch zu Menschengedenken von Edelleuten auf Oesel und im Wolmarschen gegen unfreie Bauersleute und Bürgerfrauen begangene Greuelthaten verbergen. Die eingefügte salvatorische Klausel, die Vorwürfe zu den Erzählungen von adeligen Gewährsleuten erhalten zu haben,<sup>58</sup> zur Sicherheit von Albers noch einmal in Reckes *Wöchentlichen Unterhaltungen* wiederholt,<sup>59</sup> verfängt allerdings nicht, kann es nicht, denn an Albers soll, soweit ich es übersehe, ein Exempel statuiert werden, dem der besondere Vorwand ganz gleichgültig sein muß. Kaum ist der Almanach ausge-

---

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Ebd., S.122-127; S.127-131.

<sup>57</sup> Ebd., S. 122.

<sup>58</sup> Ebd., S.131.

<sup>59</sup> Anlässlich einer positiven Rezension des Almanachs durch den jüngeren Schlözer (*Wöchentliche Unterhaltungen*, 2. Bd., 1805, Nr. 47) spricht Albers (*Suum cuique*. In: ebd., Nr. 49, S.384) von „ein[em] Paar liefländidischen Anekdoten, die mir ihrem wesentlichen Inhalte nach zur Einkleidung mitgeteilt worden sind.“

liefert, interveniert die livländische Ritterschaft,<sup>60</sup> vorgeblich im Auftrage sich in den Geschichten erkennender Geschlechter, bei der livländischen Gouvernementsregierung, die ihrerseits mit einer Note vom 23.11.1805 bei der kurländischen Gouvernementsregierung vorstellig wird und auf Ermittlung gegen Albers dringt. Im Ergebnis ergehen gegen Albers und, als einen zweiten Beteiligten, gegen Johann Martin Peters, seit 1801 Mitinhaber der Steffenhagenschen Offizin in Mitau<sup>61</sup>, strenge Verwarnungen, an Albers, weil man mehr nicht hat finden können, wegen der „böartigen Weise“, in der er ihm bekannt gewordene Fakten zu Anekdoten verarbeitet und mitgeteilt habe, womit der Wahrheitsgehalt der Anekdoten immerhin implizit anerkannt wird. Albers seinerseits muß eine Ahnung davon haben, daß es hier nur vordergründig um seinen Almanach geht; er sucht sein Recht an allerhöchster Stelle und wendet sich in einem Brief vom 2.3.1806 an den Zaren selbst. Im Frühsommer 1806 wird er zum Generalgouverneur, dem Grafen von Buxhoevden, nach Riga bestellt und von diesem rehabilitiert.<sup>62</sup> Damit sind die „mancherley Attentate meiner gelehrten und ungelehrten Feinde - die, unvermögend es öffentlich zu thun, in geheim ihr verdecktes Spiel gegen mich treiben“<sup>63</sup>, allerdings nicht sofort beendet, und noch so mancher versucht, bei dieser Gelegenheit Revanche

---

<sup>60</sup> Das Folgende nach dem Steffenhagen-Teilnachlaß in der Handschriftenabteilung der Lettischen Nationalbibliothek, Riga, Jēkaba iela (R x/110 115).

<sup>61</sup> Zu Peters und den Besitzverhältnissen der Druckerei vgl. Lenz (Hrsg.): *Deutschbaltisches biographisches Lexikon* (vgl. Anm. 2), s.v. Steffenhagen, Druckerei, S.761.

<sup>62</sup> Schreiben an den Redakteur [Recke]. In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, 4. Bd., 1806, Nr. 31, S.78-80; hier S.78.

<sup>63</sup> Ebd.

an Albers zu nehmen - herabgesetzte Publizisten wie Kaffka und Truhart aus Riga, Mitauer Bürger, die den Tort nicht verwinden, den ihnen Albers' mißgünstige Berichterstattung über ihre Stadt vor aller Welt antut,<sup>64</sup> der eine oder andere in Albers' Theaterberichten verhöhnnte Schauspieler und Theaterdirektor, auch Prediger und natürlich Adlige. Es wurden, so wiederum Albers,

wie es bey solchen Anlässen immer zu gehen pflegt - die abenteuerlichsten Gerüchte und Stadtgeschwätze in Umlauf gesetzt, die sogar in einer einheimischen Zeitschrift Eingang gefunden haben. Es ist nämlich das Nordische Archiv welches im Julyhefte [...] die Quintessenz aller jener Geschwätze enthält.<sup>65</sup>

Um dem ein Ende zu setzen, läßt Albers durch Recke in dessen *Wöchentlichen Unterhaltungen* ein offizielles Entlastungsschreiben vom 26. Juni aus der Rigenser Kanzlei des Generalgouverneurs abdrucken,

welches das Resultat der Sache enthält. Sie [Recke, T.T.] sehen daraus: wo ein Alexander herrscht und jeden, ohne Ausnahme, das Schild des Gesetzes deckt, da wird die Kabale sich wohl zuweilen regen, aber nie triumphieren können. Gott erhalte den Kaiser!<sup>66</sup>

Damit ist die Fehde fürs erste entschieden, Kaffka, der die Gegenpartei publizistisch unterstützt und auf eine Maßregelung Albers' seitens der Gouvernementsbehörden gehofft hatte, muß in der Augustnummer seines *Archivs* diese Hoffnung verabschieden und klein beigegeben („Stadtmährchcn [...] mit welchen man sich ein paar Tage

---

<sup>64</sup> Die Herabsetzung muß in den Augen Mitauer Bürger ihren Gipfel mit einem Artikel erreicht haben, der das Landstädtchen Tuckum, wo Adlige und Bürgerliche in freierem Umgange miteinander stünden, nicht das Geld regiere und man wahre Geselligkeit kenne, allen Ernstes über die Landeshauptstadt stellt: Das Staedtchen Tuckum in Kurland. (Ein Votiv=Täfelchen.) In: *Der Freimüthige* 2 (1804), Nr. 241 v. 3.12., S.443-444b.

<sup>65</sup> Schreiben an den Redakteur (vgl. Anm. 62), S.78 f.

<sup>66</sup> Ebd., S.79 f.

in Mitau herumgetragen"<sup>67</sup>), was ihn nicht vor dem Zorn bewahrt, den Albers nunmehr in vollen Schalen im *Freimüthigen* über ihn und das *Nordische Archiv* ausgießt.<sup>68</sup>

Betrachtet man den von Albers inkriminierten Mischartikel im Juliheft des *Archivs* allerdings genauer, so wird man gewahr, daß in dieser Sache unterderhand zwei Affären ineinander übergegangen sind. Denn nicht nur vermeinte Kaffka, „irgend eine gewichtsvolle Hand die Finger" gegen Albers erheben zu sehen - das hätte wohl die Gouvernementsregierung sein sollen -, sondern er sah diese Geste auch wider eine Alberssche Schrift gerichtet, die *Wiederbeleuchtung einer angeblichen Beleuchtung*, deren Verkauf „von dem Verfasser **selbst** untersagt [ward], und das Publikum mußte den Genuß dieser seltenen Arbeit entbehren."<sup>69</sup> Die beflissene Korrektur dazu dann in der Augustnummer:

Die Wiederbeleuchtung hat der Herr Verfasser nur vorläufig und zwar aus dem sehr einfachen Grunde zurückgenommen, um sie mit einem Bogen und seinem Vorwort vermehrt, der die wahre Ursache davon angeben soll, zu vermehren.<sup>70</sup>

So ist es dann geschehen. Der mit Albers zusammen vermahnnte „Drucker Peters" gibt die erweiterte *Wiederbeleuchtung* noch im gleichen Jahre aus<sup>71</sup>, und man steht doch einigermaßen verwundert vor der Tatsache, daß der sonst so zuverlässige Gewährsmann Jo-

---

<sup>67</sup> Nordisches Archiv 4 (1806), 3. Bändchen, S.136.

<sup>68</sup> Nachdem er schon zuvor hämisch die Falschmeldung von der vorgeblichen Einstellung des *Nordischen Archivs* bekanntgegeben hatte, die Kaffka zusätzlich aufgereizt haben mochte (Aus Mitau. In: Der Freimüthige 4 (1806), Nr. 19 v. 27.1., S.76b).

<sup>69</sup> Vermischte Nachrichten aus Mitau (vgl. Anm. 44).

<sup>70</sup> Nordisches Archiv 4 (1806), 3. Bändchen, S.136.

<sup>71</sup> Wiederbeleuchtung der angeblichen Beleuchtung einer sogenannten Kritik, von F. B. Albers. Mitau 1806.

hann Friedrich Recke, unter dessen Augen dies in Mitau geschieht und der in Albers einen geschätzten Mitarbeiter an seinen *Unterhaltungen* hat, davon keine Notiz nimmt - nicht in seinem Nachruf auf Albers im Jahre 1825<sup>72</sup>, nicht im daraus hervorgegangenen Artikel im *Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon*, das vielmehr die seinerzeit von Kaffka verbreitete Ansicht kolportiert und Albers so in ein schiefes Licht rückt, in dem er nun, da bis auf den heutigen Tag alle anderen Nachschlagewerke bis hinauf zum Goedeke von Recke und Napiersky abhängig sind, noch heute erscheint.

Was hat es nun auf sich mit der *Wiederbeleuchtung der angeblichen Beleuchtung einer sogenannten Kritik*, wer ist jener Kade, auf den Recke und Napiersky gelegentlich der *Wiederbeleuchtung* verweisen, und wie gerät jene Schrift in den Zusammenhang der Intrigue des landständischen Adels gegen Albers?

Um dies deutlich zu machen, muß man ein wenig ausholen. Der um die Jahrhundertwende an Schärfe zunehmenden, tatsächlich aber bereits viel früher einsetzenden Debatte unter den baltischen Deutschen um die 'Agrarfrage' mit ihrem Kernstück, der Bauernbefreiung, läuft von Anfang an eine zweite über die Bauernbildung parallel, die in allen Einzelheiten darzustellen hier nicht der Ort ist.<sup>73</sup> Um das Jahr 1800 jedenfalls war unter dem Einfluß aufklärerischer Ideen selbst bei dem gutsherrlichen Adel die Ansicht herrschend geworden, daß die seit Mitte des 18. Jahrhunderts als drängendes Problem zwar immer wieder auf den Landtagen verhandelte, nie aber wirklich

---

<sup>72</sup> In: Sonntags Ostsee-Provinzial-Blatt für das Jahr 1825, Nr. 18 v. 5.5., S.75a-75b.

<sup>73</sup> Eine materialreiche, freilich stark parteilich gefärbte Übersicht bei Schaudinn: Deutsche Bildungsarbeit (vgl. Anm. 47), im Kapitel „Der Inländische Landvolksunterricht im 18. Jahrhundert“<sup>41</sup> (S.41-88; zu Kurland S 83-85).

energisch angegriffene Reform des Landsehwesens nicht weiter verschleppt werden dürfe. Die Bauernbildung hätte den Nachweis zu erbringen, daß die Bauern, als bildungsfähig, auch der persönlichen Freiheit fähig seien, so daß sich die Diskussion um die Bauernbildung mit jener um die Bauernbefreiung immer mehr verschlingt und allmählich zu deren integralem Element wird, womit es ganz verfehlt wäre, in den Diskussionen um die Weise der Bauernbildung allein ein schulpolitisches Problem zu sehen.

Unter den vielen praktisch folgenlosen Vorschlägen von seiten der Pastoren und Prediger, denen die Organisation des Unterrichts in ihren Kirchspielen oblag, findet sich auch einer des kurländischen Probstes und Pastors Friedrich Wilhelm Kade, der, ein gebürtiger Sachse und seit etwa 1790 im Lande, im Jahre 1794 in einer dem Älteren Stender gewidmeten Schrift<sup>74</sup> für die Einrichtung regulärer Schulanstalten (statt der herrschenden Winterschulen und des Hausunterrichtes) für Bauernkinder eintritt, ein durchaus progressives Anliegen, auch wenn Kade „die Bauern in ihrer jetzigen Lage“ nimmt und alles aufzunehmen vermeidet, was darüber hinausführen könnte. Im Jahre 1805 wiederholt Kade seinen Vorschlag für die seinerzeit empfohlene Schulform, für die sich unterdessen der Terminus 'Industrieschule' eingebürgert hat,<sup>75</sup> und plädiert für eine Bauernschule, die die Kinder der Unfreien einerseits in gewissen Grenzen bilden

---

<sup>74</sup> Freymüthige Gedanken über den Nutzen, die Grenzen und Einrichtung des Unterrichts für Letten. Zum Besten armer Bauernstände dem Druck übergeben von Friedrich Wilhelm Kade, Probst zu Goldingen und Pastor zu Kursiten und Schwarzen. Königsberg 1794.

<sup>75</sup> Die lettische Industrieschule, in Absicht ihrer Möglichkeit, Nützlichkeit und wesentlichen inneren Einrichtung dargestellt von Friedrich Wilhelm Kade, Präpositus der Goldingenschen Diözese, Pastor von Kursiten und Schwarzen. Mitau 1805.

soll - Kade legt den Akzent auf religiöse und moralische Unterrichtung, empfiehlt die Ausbildung praktischer Fähigkeiten, schließlich ein wenig Kopfrechnen und Lesen -, andererseits aber den unfreien lettischen Bauern „seiner Sphäre“ erhält. Dieser Vorschlag mußte den Widerspruch Albers' hervorrufen, der bereits 1803 in einem seiner ersten Beiträge für den *Freimüthigen* das Fehlen wirklicher Schulen für Letten beklagte und daraus den Schluß zog, es würden diese „künstlich in Unwissenheit gehalten“<sup>76</sup>. Damit sind bei Albers die Prämissen der Bildungsdiskussion gewendet. Die tatsächliche Lage der Bauern und deren geringer Bildungsstand sind ihm nicht, wie anderen, Argumente gegen die Einführung einer vollgültigen Schulbildung für Letten, sondern umgekehrt ein Resultat des Umstandes, daß diese ihnen bislang vorenthalten wurde. Diese Umkehrung ist eine implizite Polemik, die das breite deutsche Publikum außerhalb der Ostseeprovinzen nicht leicht wahrgenommen haben wird. Tatsächlich aber spricht Albers nicht einfach *Über den Litteratur-Zustand in Kurland*, wie der Artikel überschrieben ist, sondern wendet sich ebenso verborgen wie deutlich gegen den Inländischen Pastor auf Roop, Brockhusen, der drei Monate zuvor *Ein Wort über die bisherigen Schulanstalten für die Letten, und einige Vorschläge zu deren Verbesserung* im *Nordischen Archiv* hatte einrücken lassen,<sup>77</sup> eine im ganzen wohlausgewogene Analyse des 'Praktikers', der immerhin Gebietsschulen und lettische Schullehrerseminare wünscht<sup>78</sup> und nach eingetretenen Wirkungen auch eine Verbesserung des sozialen Standes der Unfreien nicht

---

<sup>76</sup> Über den Litteratur-Zustand in Kurland. In: *Der Freimüthige* 1 (1803), Nr. 175 v. 3.11., S.697a-698b, Nr. 176 v. 4.11., S.702a-702b.

<sup>77</sup> *Nordisches Archiv* 1 (1803), 3. Bändchen, S.81-104.

<sup>78</sup> Ebd., S.98 f.

ausschließt, an denen es allerdings zunächst wäre, den Nachweis ihrer Bildungsfähigkeit zu erbringen. Zugleich wird Augenmaß angeraten, auf daß niemand sich versteige und „kein Unmut entsteht“. Teilweise wörtliche Anklänge an diesen Aufsatz finden sich dann 1805 bei Kade in der *Industrieschule*, und schon 1804 hatte, gleichfalls im *Nordischen Archiv*, ein Zirkel „anonymer Bauernfreunde“, von Gutsbesitzern also, sich Anregungen Brockhusens zu eigen gemacht und einer Ausweitung des vom Gutsherren zu unterhaltenden Schulwesens ebenso das Wort geredet wie der Einführung von Krankenhäusern und der Anstellung von Kinderwärterinnen für die lettischen Schulkinder - dies freilich nicht in altruistischer Anwendung, sondern unter ausdrücklicher Berufung auf wohlverstandenes eigenes Interesse und bei voller Behauptung der angestammten Rechte über die Leibeigenen. An weitergehende Änderungen sei erst zu denken, wenn die zu voller Freiheit noch nicht taugenden Bauern diese Fähigkeit erworben und unter Beweis gestellt hätten.<sup>79</sup> Über diesen Punkt denkt Albers ganz anders. Zwar verlangt auch er als ein Sohn des aufgeklärten Jahrhunderts Proben der Bildungsfähigkeit als Vorbedingung für alles Weitere, aber anders als die Pastoren und Adligen, deren Stimmen die Debatte prägen, hat er jene Zeichen bei den (kurländischen) Letten längst ausgemacht, und zwar nicht nur in bezug auf das moralische und intellektuelle Vermögen

---

<sup>79</sup> Gedanken über die mögliche Verbesserung des Schicksals der Bauern. In: *Nordisches Archiv* 2 (1804), 3. Bändchen, S. 17-31. In die gleiche Richtung ging ein 1802 von Ulrich von Schlippenbach, dem Freunde Albers', auf dem Landtag Kurlands und des Kreises Pilten eingebrachter und dort abgewiesener Vorschlag zur freiwilligen Beschränkung der Herrenrechte, der praktisch auf eine Abschaffung der Leibeigenschaft hinauslief. Seinen Appell *Über Einschränkung der Leibeigenschaft in Kurland und Pilten* druckt Merkel ab in: *Die freien Letten und Esten*. Leipzig 1820, S.260 ff.

der Bauern, sondern - und damit steht er in der zeitgenössischen Diskussion innerhalb der Ostseeprovinzen wohl allein - auch in Hinsicht auf deren ästhetischen Sinn, der für ihn nicht eine subordi- nierte, randständige Bedeutung hat, sondern unter den menschli- chen Vermögen nachgerade zentral steht. So wird ein neues, auf den ersten Blick skurril anmutendes Kriterium in die Debatte um die Bauernbefreiung eingeführt, die Bildung literarischen Geschmacks als Ausweis der Reife zur Freiheit behauptet, und daß dieser bei den kurländischen Letten sich bereits gebildet habe, stellt Albers außer Zweifel. Der ganze Aufsatz *Über den Litteratur-Zustand in Kurland* vom November 1803<sup>80</sup> - da hat Merkel eben die Redak- tionsgeschäfte in Berlin übernommen - ist dem Nachweis gewid- met, daß der „litterarischen Lethargie“<sup>81</sup>, die Albers bei allen deu- tschen Schichten in Kurland festzustellen meint, ein lebhaftes literari- sches Interesse auf selten der Letten entgegenstehe, der „einzig[e]n Klasse von Lesern, für die überhaupt geschrieben“<sup>82</sup> werde. Ein Jahr darauf meldet Albers in einer langen Abhandlung *Über die Littera- tur der Letten - oder vielmehr bei den Letten*<sup>83</sup> dem erstaunten Pub- likum, „daß jetzt vorzüglich *die schöne Litteratur* bei den Letten Eingang gewinnt!“<sup>84</sup>, was allerdings nicht für die Letten in Livland gelte, die sich noch „im Stande völliger Rohheit“ befänden, während der kurländische Bauer „vom Schicksal schon besser bedacht [...] sich ungeachtet der Leibeigenschaft, die ihn noch drückt, auf einer

<sup>80</sup> In: Der Freimüthige 1 (1803), Nr. 175 v. 3.11., S.697a-698b, Nr. 176 v. 4.11., S.702, Nr. 177 v. 7.11., S.706b-707a.

<sup>81</sup> Über den Litteratur-Zustand in Kurland (vgl. Anm. 76), S.698.

<sup>82</sup> Ebd.

<sup>83</sup> In: Der Freimüthige 2 (1804), Nr. 201 v. 8.10., S.281a-282b, Nr. 202 v. 9.10., S.285b-287a, Nr. 203 v. 11.10., S.289a-290b.

<sup>84</sup> Ebd., S.281a.

höheren Stufe der Wesenleiter"<sup>85</sup> befinde. Kurländische Religionslehrer - Albers würdigt immer wieder, und nicht nur hier, den Älteren Stender<sup>86</sup> - hätten „den schlummernden Geist einer Nation geweckt [...], die man sich gewöhnlich ohne Ausnahme roh und halbwild denkt"<sup>87</sup>, in Mitau säße der Drucker Steffenhagen, der die Pastoren der lettischen Bauerngemeinden zum Schreiben für ihre Pfarrkinder auffordere, billig drucke und wohlfeil abgäbe, so daß nur die Winkelzüge der Zensur in Dorpat - zu weit entfernt, zu umständlich verfahrend - ein weiteres Auiblühn des Schrifttums in lettischer Sprache verhindere. In der Aufnahme von Übersetzungen deutscher Autoren wie Schiller und Kotzebue sieht Albers vollends den von den Reformern immer wieder geforderten Beweis der Bildungsiahigkeit erbracht - „[d]er Gaumen, dem man solche Genüsse aus einem ihm ganz fremden Himmelsstrich glaubt bereiten zu dürfen, muß doch wohl nicht ohne Geschmack sein?“<sup>88</sup>-, selbst ein erwachender Trieb zur Selbstbildung sei auszumachen.<sup>89</sup> Dies alles wird vergli-

---

<sup>85</sup> Ebd., S.282b.- Der Aufsatz wird zitiert bei Schaudinn: Deutsche Bildungsarbeit (vgl. Anm. 47), S.85, der die Anonymität des Verf. nicht lüften kann und ihm sachlich widerspricht: „In Wahrheit hatte Livland auf diesem Gebiet [der Bauernbildung, T.T.] durch zähe Arbeit einen beträchtlichen Vorsprung erreicht.“

<sup>86</sup> [Rez. von:] Kurlands Nekrolog. (Auch unter dem Titel: Stenders Leben, nebst Anmerkungen und Beilagen.) Mitau 1805. In: Der Freimüthige 3 (1805), Nr. 143 v. 19.7., S.53a-54a, sowie: Stenders Leben, Nachtrag zu der Rez. in Nr. 143. In: ebd., Nr. 151 v. 30.7., S.88.

<sup>87</sup> Über die Litteratur der Letten (vgl. Anm. 83), S.285b.

<sup>88</sup> Ebd.,S.281a.

<sup>89</sup> Dies ist ein ganz anderer Gang der Argumentation für die Bauernbefreiung, als er sich etwa bei Eisen, Jannau, Petri und vor allem Merkel findet. Zu jenen richtig Schaudinn: Deutsche Bildungsarbeit (vgl. Anm. 47), S. 121 : „Die Feststellung eines besonderen geistigen und sittlichen Tiefstandes des lettischen und estnischen Bauern bildete in ihren Augen die schwerste Anklage gegen die bestehende ländliche Verfassung. Daher erschien der Lette und Este jener Zeit in der Charakteristik dieser

chen mit der bei den Deutschen in Kurland wahrgenommenen Situation (s.o.), und der Vergleich fällt deutlich zu deren Ungunsten aus. In einem unerhörten, alle gewohnten Verhältnisse umkehrenden Satz: „Daher ist es dann nicht zu verwundern, daß in Kurland, bei dem Mangel an anderem literarischen Betrieb, die Literatur bei den Bauern zu suchen ist.“<sup>90</sup> Als dann Kade ein Jahr darauf in der bei Steffenhagen erschienenen *Lettischen Industrieschule* seine vormals verdienstlichen, inzwischen aber hoffnungslos überholten Vorschläge von 1794 wiederholt<sup>91</sup>, ihm noch immer „der Mangel an Kenntnis nicht eben wichtig“ ist angesichts der entschieden größeren Gefahr, den Bauern durch überzogene Unterrichtung „seiner Sphäre zu entfremden“, fühlt sich Albers, der den (kurländischen) Letten nicht allein Bildungsfähigkeit, sondern selbst eine gewisse Superiorität im Bildungsstreben gegenüber den deutschen Kurländern testiert hatte, auf den Plan gerufen. Er erinnert an das im Vorjahr von literarischer Regsamkeit unter den Letten Gesagte, das „das Herz des Menschenfreundes zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, dem Patrioten den Wunsch ablocken muß: ihn [den kurländischen unfreien Bauern, T.T.] auf dem einmal begangenen Wege immer weiter zu bringen“<sup>92</sup>, was denn auch, als Veredlung der untersten Volksklasse, das erklärte Anliegen von Rußlands Regenten sei. Nach

---

Vorkämpfer seiner Befreiung als sklavisch, scheu und mißtrauisch, als faul, unordentlich, diebisch und dem Trunk ergeben, als roh und gefühllos gegen Mensch und Tier.“

<sup>90</sup> Über die Litteratur der Letten (vgl. Anm. 83, S.286b).

<sup>91</sup> Allerdings finden sich in Kurland zu jener Zeit schon entschieden weiter gehende Vorschläge. Vgl. etwa Karl Gotthard Elverfelds Dialog zwischen Bauern und Gutsherrn: Über die Aufklärung der Bauern. In: Ders.: Philosophische Abhandlungen, Reflexionen und Remarken. Libau 1793.

<sup>92</sup> Kultur der Letten - in Kurland. In: Der Freimüthige 3 (1805), Nr. 252 v. 19.12., S.590b-591b, Nr. 254 v. 21.12., S.598a-599b; hier: S.591a.

dieser salvatorischen Klausel folgt eine vernichtende Würdigung der Kadeschen Schrift, ohne Nennung von Titel und Autor, der „gerade jetzt [...] das bis dahin Geschehene [...] öffentlich tadelte.“<sup>93</sup> Das tiefere Motiv der Ablehnung von Kades Vorschlägen enthält der Satz: „Den Letten als Bauern, blos und allein für sein gegenwärtiges Verhältnis zu bilden, - und das ist die Grenze des hier mit ihm beabsichtigten Unterrichtes, - heißt jede eigentliche Ausbildung desselben hindern“ und ihn „zu ewigem Pflanzenleben“ zu verurteilen.<sup>94</sup> Bei Kade fände sich statt „Vorschläge[n] zur Beförderung mählicher Industrie unter den Letten“ nur

einseitiges Raisonnement, das sich füglich auf den Satz zurückführen läßt: Der Mensch, mit der Rohheit vertraut und versöhnt, bedarf keiner wissenschaftlichen, keiner - auch noch so geringen - ästhetischen Bildung und wird in seiner erzwungenen Thätigkeit durch erbliche Gewohnheit, auch unter dem Druck des härtesten Schicksals, *glücklich* seyn. - Der ganz entgegengesetzten Meinung war Herder. Allein ihn beschäftigte freilich die *Menschheit*?<sup>95</sup>

Auf diesen harten Angriff antwortet Kade 1806 mit einer umständlichen Replik<sup>96</sup>, die noch einmal die Grundgedanken der *Industrieschule* bringt und Albers entgegenhält, daß er sich eine „idealisch-lettische Welt“ zurechtgemacht habe und, ausweislich seiner Aufsätze

<sup>93</sup> Ebd.

<sup>94</sup> Ebd., S.598a.

<sup>95</sup> Ebd., S.591.- Deutlich um Vermittlung zwischen den Standpunkten Kades und Albers' bemüht ist der mit +. zeichnende Rezensent in den Wöchentlichen Unterhaltungen, 3. Bd., 1806, Nr. 5, S.65-71, Nr. 7, S.97-105. Einerseits: „Wohl ein wenig zu streng verbannt er [Kade, T.T.] alle *ästhetische* Bildung aus dem Kreise der Bauern“<sup>4</sup>, andererseits: „[...] dokumentiert alles, was er hier vorbringt, eben so sehr seine liberale Denkart als seine Bekanntschaft mit unserem Landvolke.“ Ebd., S.69, 70.

<sup>96</sup> Beleuchtung der Albersschen Kritik, (S. Mon. Dez. des Freymüthigen vom Jahr 1805, No. 252 und 254.) einer Schrift, die lettische Industrieschule betitelt, vom Verfasser der genannten Schrift. Mitau 1806.

ze im *Freimüthigen*, einen entschieden zu hohen Begriff von Bildungsfähigkeit und Bildungsstand der Letten hege, den der Praktiker, der bei seinen Inspektionen in den Bauernhütten neben dem Gesangbuch kaum je einen lettischen Katechismus und noch seltener eine lettische Bibel gefunden habe, entschieden herabstimmen müsse. Wichtiger als alles andere seien für die Letten einstweilen „Gemüthsruhe und Zufriedenheit“, und beides sei bedroht durch „übereilte Kultivierungsversuche“.<sup>97</sup> Die Letten sollten vorerst die Möglichkeiten „der *Gegenwart* nutzen, um der Zukunft würdig zu werden“, und was die Berufung auf Herder, auch Rousseau angehe, da mache er, Kade, sich anheischig, aus beiden Gegenstellen beizubringen.

Damit sind die sachlichen Argumente der Debatte erschöpft, was nun noch folgt, sind persönliche Anwürfe Albers 'gegen den „gelehrten Feind“ Kade in der mit Verzögerung 1806 gleichfalls bei Steffenhagen erscheinenden *Wiederbeleuchtung der angeblichen Beleuchtung einer sogenannten Kritik*<sup>98</sup>, die auf Kade erwidert, ohne ihn recht anzuhören. Unterstellt werden ihm Standesinteressen, die die deutschen Pastoren lettischer Bauerngemeinden über deren Wohl stellten,<sup>99</sup> der von Kade als Folge übereilter und falsch orientierter Bildung beklagte Freiheitstrieb unter den Letten wird gefeiert, und Kade, der sich für die praxisbezogene Industrieschule stark machte,

---

<sup>97</sup> Ebd., S. 18.

<sup>98</sup> Vgl. Anm. 71.

<sup>99</sup> Was sich nicht einfach von der Hand weisen läßt. In den Visitationsberichten des 18. Jahrhunderts ist es eine immer wiederkehrende Klage, daß die Pastoren beim Landvolk sich ganz auf das Wirtschaften verlegten und ihre Amtspflichten nur nachlässig und widerwillig ausübten. Zudem, und dies berührt das Verhältnis von Bauernbildung und „Agrarfrage“, war es weithin der gutsherrliche Kirchenpatron, der den Pastor vorbehaltlich der Zustimmung der Kirchenleitungen einsetzte.

auch als guter Lette zu Matthias Stobbes allseits, nicht zuletzt von Albers selbst gelobter *Latwiska Gadda Grammata* von 1797/98 nach Kräften beigesteuert hatte, wird abgefertigt als ein Mann, der „aus Abscheu gegen alles Profane seit geraumer Zeit nur mit der heiligen Schrift Umgang gepflogen zu haben scheint.“<sup>100</sup>

Eine Antwort Kades darauf ist ebensowenig bekannt wie ein weiterer Versuch Albers', seinen Ansichten in Sachen der Bauernbildung ernsthaft Geltung zu verschaffen. Wie ein Appendix zu beider Debatte liest sich freilich ein 1807 in der *Ruthenia* erschienener Aufsatz, aufgenommen gewiß von Albers, der inzwischen von Friedrich Enoch Schröder, kaiserlichem Bibliothekar und Begründer des Blattes, als Mitherausgeber angenommen worden war. Im Juliheft schreibt ein Anonymus *Über die Bildung der Letten durch die für sie beabsichtigten Pfarr-Schulen in Kurland*<sup>101</sup> und wiederholt, jetzt ins Sarkastische gewendet, den schon bei Albers in der Polemik mit Kade geäußerten Verdacht, daß nur das Verfolgen eines Eigeninteresses durch gutsitzenden Adel und Geistlichkeit bisher wirksame Schulreformen verhindert habe und an der Verharrung der Letten in einer unwürdigen Lage schuld sei. Indessen ist die Situation inzwischen durch die Ankündigung einer grundlegenden Reform des Schulwesens von Seiten des Zaren gänzlich verändert; man weiß von Plänen Alexanders zur Neuorganisation, doch

ist es auffallend, daß gerade die gebildeten Stände in Kurland diese kaiserliche Wohlthat nicht, wie zu erwarten war, zu schätzen, besonders aber die Errichtung der lettischen Pfarrschule [die, so der Plan, von einem unter je fünfzig Bauernkindern besucht werden sollte, TT.] zu fürchten scheinen. Das [...] ist vorzüglich bey den Gebietern des Volkes der Fall, und bey dem Sinn für das Große

<sup>100</sup> Albers: Wiederbeleuchtung (vgl. Anm. 71), S.19.

<sup>101</sup> In: *Ruthenia* 3 (1807), H. 7., S.218-229.

und Edle, den unsere Ritter- und Landschaft von jeher geäußert hat, läßt sich sicher vermuthen, daß nur unrichtige Vorstellungen und ungegründete Vorraussetzungen diese Furcht bewirken [...].<sup>102</sup>

Auch dieser anonyme Autor meint, wie Albers, schon tiefgreifende Wirkungen der Aufklärung bei den Letten zu erkennen, die freilich nicht dem bisherigen Unterricht der Pastoren zu danken seien, deren Predigten und moralische Belehrungen vielmehr, ohne verstanden worden zu sein, „jahrhundertlang“ ohne Resultat geblieben wären und nur dazu geführt hätten, daß die Letten eine Religion bekann- ten, die sie nie wirklich kennengelernt hätten. „Nur ein zweckmäßiger, gehörig fortschreitender Jugendunterricht kann die künftigen Generationen der Letten zu Menschen, kann sie zu Christen bil- den.“<sup>103</sup> Der Autor schließt mit einem drastischen Aufruf an die Pa- storen, zu den Letten zu gehen, „Eurem Ernährer“, zu werden, „was ihr schon längst seyn wolltet: Lehrer des Volkes!“, und vor allem: „Lehret sie erst lesen, bevor ihr für sie Bücher schreibt!“<sup>104</sup> Worin wir die Fortführung des Grundgedankens eines ein Jahr zuvor in Reckes Mitauer *Wöchentlichen Unterhaltungen* abgedruckten Auf- satzes sehen dürfen, dem *Schreiben eines hiesigen Landgeistlichen an den Redakteur*<sup>105</sup> dessen ungenannter Autor den Bauernpredi- gern ernstlich anrät, zunächst in Geist und Form des Lettischen als der Sprache ihrer Pfarrkinder einzudringen und erst dann Bücher auf lettisch zu verfassen und Übersetzungen ins Lettische zu ver- suchen, die besser seien als jene des lettischen Katechismus und der lettischen Bibel, in denen

---

<sup>102</sup> Ebd.

<sup>103</sup> Ebd., S.224 f.

<sup>104</sup> 104 Ebd., S.227f.

<sup>105</sup> In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, 1. Bd., 1805, Nr. 19, S.290-297.

mit lettischen Wörtern der Deutsche deutsch, und die Bibel griechisch schreibt und spricht. Sagen Sie selbst, was soll nun auch der bestmöglichst unterrichtete Lette mit solchem kauderwälschen Zeuge anfangen? [...] Gebt ihm Schulen, so kann er ein Gelehrter werden. Doch dessen bedarf er nicht; redet nur mit ihm in seiner eigenen Sprache, denkt wie er, schreibt wie er schreiben würde [...] so [...] werdet [ihr] nicht vergebens ihm predigen, noch Bücher schreiben.<sup>106</sup>

Als Autor dieser Intervention, der im Namen des „acht Lettischen“ als Philologe die Letten vor dem stehenden Vorwurf, sie seien zum Verstehen aller komplizierteren Sachverhalte unfähig, in Schutz nimmt, diesen wendet und an die des Lettischen nicht wirklich mächtigen deutschen Pastoren zurückgibt, die dann freilich von ihren Pfarrkindern auch nicht verstanden werden könnten, wird man mit einigem Recht Karl Gottlob Elverfeld vermuten dürfen, der als Nachkomme eines kurländischen Predigergeschlechtes seit Anfang der 80er Jahre als lettischer Pastor in Appricken und Salenen wirkte und, ein überaus gelehrter und scharfsinniger Philologe, für Reckes *Unterhaltungen* eine Vielzahl von gediegenen Rezensionen lettischer Schriften beisteuerte.<sup>107</sup> Elverfeld mahnt als einer der ersten, daß es nun genug wäre mit dem Schreiben *für* Letten, es sei hoch an der Zeit, daß die Letten selbst schrieben, wie auch ihre Pastoren bei ihnen, den verachteten Bauern, die Beherrschung des Lettischen zu lernen hätten. Den Beweis, daß die Letten sehr wohl eine eigene (Kunst)Literatur haben könnten, führt Elverfeld selbst, und jener Beweis leitet uns unmittelbar zu Albers zurück. Denn dieser veröf-

---

<sup>106</sup> Ebd., S.296, S.297.

<sup>107</sup> Vgl. beispielsweise die ebenso ausführliche wie akribische Rez. Elverfelds zur Agenda des Jüngerer Stender (Neuerbesserte Lettische Kirchen=Agende. Ein Versuch von A. J. Stender. Mitau 1805) in: *Wöchentliche Unterhaltungen*, 2. Bd., 1805, Nr. 48, S.353-360, Nr. 49, S.369-394, Nr. 50, S.387-394, Nr. 51, S.401-409.

fentlicht Ende März, auf dem Höhepunkt der Polemiken mit dem ritterschaftlichen Adel, der den Letten ihre persönliche Freiheit verwehre wie die beharrende Geistlichkeit ihnen die Bildungsfähigkeit abspreche, im *Freimüthigen* einen emphatischen Bericht über *Den leitischen Naturdichter Neredzīgais Indriķis*<sup>108</sup> (den „Blinden Heinrich“), der als blinder Bauernschneider auf dem kurländischen Gute Appricken eigene, kunstgemäße Lieder „nach selbstgewählten Melodien absing[e]“, ein „Rhapsode“, der „wie ein zweiter Homer“<sup>109</sup> unter den noch immer als barbarisch verkannten Letten aufgestanden sei - „Es haben also auch schon die Letten ihren Nationaldichter!“<sup>110</sup> - und so einen weiteren Beweis für die Hinfälligkeit des geläufigen Argumentes gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft darstelle. Es sei keineswegs ein Zufall, daß dies in Kurland mit seiner im Vergleich zu Estland und Livland ungleich günstigeren Stellung des unfreien Bauers geschehe, denn

[n]ur da, wo die Leibeigenschaft durch die Beschwörungen der Menschlichkeit, wenn auch nicht ganz gebannt, doch ihr zu schaden gehindert wird, ist es möglich, daß der Geist der Lieder, der mit den Göttern in den Zweigen der heiligen Eiche zu Romnowe verschwand, zurückkehren kann.<sup>111</sup>

Albers' Freund Schlippenbach liefert als Probe die Übersetzung zweier Winterlieder des Indriķ, und zwei Wochen darauf druckt ihm Merkel eine durch das Auftreten Indriķs angeregte *Lettische Phantasie*<sup>112</sup>, die sich einiger Motive aus Merkels *Wannem Ymanta*, eine lettische Sage bedient, in ihrer ganzen Auffassung des Ganges der

<sup>108</sup> Der *Freimüthige* 4 (1806), Nr. 63 v. 29.3., S.250b-251b.

<sup>109</sup> Ebd., S.250b.

<sup>110</sup> Ebd.

<sup>111</sup> Ebd., S.251b.

<sup>112</sup> Ebd., Nr. 74 v. 14.4., S.295b.

Kolonialisierung genau zu dessen *Die Vorzeit Lieflands* stimmt - „Die Väter mordete die Hand / die Fessel um die Enkel wand“ - und - „Ein freies Volk ward überwunden, / ein Volk, der eigenen Freiheit werth“ - die Berechtigung der Leibeigenschaft in Frage stellt.

An diesem Beispiel läßt sich eine Vorstellung von der Geschwindigkeit gewinnen, mit der die Leser des *Freimüthigen* auf Unterrichtung über Neuigkeiten aus dem Baltikum durch Merkels Mann in Mitau zählen dürfen. Albers stützt sich auf eine *Nachricht an das Publikum, über einen blinden lettischen Dichter*, in der Elverfeld zum ersten Male über Indrik berichtet, Schlippenbachs dann auch im *Freimüthigen* erscheinende Übersetzungen abdrucken läßt<sup>113</sup> und zur Subskription für einen Band Gedichte des Indrik bei Steffenhagen aufruft. Die *Nachricht* erscheint in den Mitauer *Wöchentlichen Unterhaltungen* vom 26.2.1806<sup>114</sup>, einen Monat später geht sie über den Berliner *Freimüthigen* in die weite Welt<sup>115</sup>, und im September des gleiches Jahres - die napoleonischen Heere stehen indessen vor Berlin, Merkel, den die Franzosen auf der Proskriptionsliste weit

---

<sup>113</sup> Jahre später, nach erreichter Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Kurland, veröffentlicht Schlippenbach einen ganzen Band von Übersetzungen Indriks (Lieder des blinden lettischen Naturdichters Indrik auf Appricken. Mitau 1820), der dem um die Bauernbefreiung verdienten Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, dem später in Genua wirkenden Marquis Filippo Paulucci gewidmet ist.

<sup>114</sup> In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, 3. Bd., Nr. 9, S. 133-141. Ein zweiter Hinweis auf Indrik durch Elverfeld: Wieder etwas vom blinden Dichter Indrik. In: *Neue Wöchentliche Unterhaltungen*, Bd. 2., 1808, S.480-485.

<sup>115</sup> Ungenau verkürzend die Darstellung bei Friedrich Scholz: *Die Literaturen des Baltikums. Ihre Entstehung und Entwicklung*. Hrsg. von der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. Opladen 1990, S.236, wo weder von Albers noch von Schlippenbach noch von dem Aufsatz und der Subskription Elverfelds in den *Wöchentlichen Unterhaltungen* die Rede ist und die Übersetzungen im *Freimüthigen* Elverfeld selbst zugeschrieben werden.

oben führen, bereitet seine Flucht vor, der *Freimüthige* wird wenige Wochen später vorerst eingestellt werden -, da kann, wer dies wünscht, sich im *Freimüthigen* in Schlippenbachs *Fragmenten*<sup>116</sup> mit einem eigenen Kapitel *Apprikken, der Naturdichter Ind'rick* aus erster Hand Weiteres über den Wundermann berichten lassen. Währenddessen werden in Mitau - die Subskription Elverfelds ist tatsächlich zustande gekommen - einige der Gedichte Indriks in einem schmalen Bändchen bei Steifenhagen veröffentlicht,<sup>117</sup> ein Vorgang, der in der Geschichte der lettischen Literatur Epoche macht, indem er das lange Zeitalter beendet, das ausschließlich „lettisches Schrifttum in fremder Pflege“ (L. Bērziņš) kennt. Damit genug zu Albers Mitarbeit am *Freimüthigen*, die wir wohl als einen einigermaßen beispiellosen Vermittlerdienst zwischen dem ausstrahlenden kulturellen, seinerseits weiter vermittelnden Zentrum Berlin und der baltischen Peripherie des deutschen Kulturraumes verstehen dürfen, und dies nicht, wie üblich, einsinnig zentrifugal, sondern in die Gegenrichtung, unter weitgehendem Verzicht auf nur ephemere Neuigkeiten, nicht allerdings auf eine abschließende Tendenz. Wenn wir die Worte von Eckardt, Bergengruen und Mackensen ernst nehmen dürfen, die es unisono beklagen, daß man in Deutschland von „seiner ältesten und treuesten

<sup>116</sup> Fragmente aus einer noch ungedruckten Beschreibung einiger Städte und Gegenden Kurlands. In: *Der Freimüthige* 4 (1806), Nr. 188 v. 19.9., S.233b-235b, Nr. 190 v. 22.9., S.241b-243b.

<sup>117</sup> Ta neredsiġa Indriķa dseemas. Mitau 1806.- Der Absatz war gleichwohl schleppend (vgl. Elverfeld: Wieder etwas [vgl. Anm. 114], S.483 f.).- Weniger glücklich war ein oft übersehener Aufruf Reckes zur Pränumeration auf einen Band mit Gedichten Boehlendorffs (Anzeige. In: *Wöchentliche Unterhaltungen*, 1. Bd., Nr. 27, S.16), für den sich nicht genügend Interessenten fanden, obgleich Recke in der Folge Nummer zwei Gedichte Boehlendorffs empfehlend abdruckte (Nr. 28, S.24-27).

Kolonie" so gar nichts mehr wisse<sup>118</sup>, dann werden wir einschätzen können, was einer anderen Zeit Albers' Beiträge zum geschmähten und verachteten *Freimüthigen* Kotzebues und Merckels waren, denen Recke einen Halbsatz widmete.

Von einer eingehenden Würdigung der allein dem literarischen Leben „Deutsch-Rußlands" gehörenden Arbeiten Albers' will ich an dieser Stelle absehen. Einiges ist oben erwähnt worden. Wichtiger als das Herzählen der Leistungen im einzelnen ist allerdings der Hinweis, daß wir in Albers jemanden haben, der tatsächlich programmatisch auf die Intensivierung des von ihm unentwegt kritisierten literarischen Betriebes der Ostseeprovinzen hinarbeitete und dabei, wie vor allem seine Rezensionen und Theaterkritiken zeigen, keinesfalls gewillt war, sich die gegenüber heimischen Produktionen üblicherweise geltenden permissiven Maßstäbe zu eigen zu machen. Eine Ausnahme davon machen die Bändchen des *Nordischen Almanachs*, aber diese Ausnahme ist wohlbegründet, denn mit dem *Almanach* verfolgt Albers kein anderes Ziel als das, den Ostseeprovinzen endlich das unterhaltende einheimische Jahrbuch zu geben, über das andere Regionen längst verfügen und für das daher herabgestimmte Maßstäbe gelten dürfen. Zu bemerken ist dabei, daß Albers hier wie auch sonst um die von ihm geführten Unternehmungen vorzugsweise Kurländer versammelt, unter den aufgenommenen Gegenständen jene aus der kurländischen Geschichte und Ge-

---

<sup>118</sup> „Wissen sie [die Deutschbalten, T.T.] es auch aus tausendfältiger Erfahrung, daß man ihrer im Stammlande vergessen, daß man für ihren Anspruch, Theil zu haben an der Ehre und Bildung des deutschen Volks kaum ein Lächeln übrig hat [...]." Eckardt: Land und Leute an der Ostsee (vgl. Anm. 47), S.3. Bergengruen erzählt an verschiedenen Stellen bitter von der Hochachtung, die man in Deutschland seinen für einen Russen ganz außerordentlichen Deutschkenntnissen gezollt habe.

gen wart noch einmal gegenüber jenen aus den anderen Landschaften „Deutsch-Rußlands“ gewissermaßen privilegiert, ganz so, als wolle er versuchen, den beklagten „Literatur-Zustand in Kurland“ so zu heben und in Mitau ein literarisches Zentrum zu etablieren, welches mit dem vorbildlichen Riga, mit Dorpat und Reval gleichen Schritt halten könnte. Darin, obgleich sich eine solche Aussage an keiner Stelle findet, muß Albers eine Aufgabe gesehen haben, von der er nicht abzulassen vermochte, so verzweifelt glücklos ihm auch alle seine Unternehmungen in dieser Richtung gerieten: vom *Tropfen zum Ocean der Zeitschriften von 1802*, mit dem er Mitau nach längerer Zeit wieder eine literarische Zeitschrift hatte geben wollen, über die vergeblichen Versuche, das *Nordische Archiv* erst durch eine Mitauer Gegengründung zu verdrängen, dann, es nach Mitau zu holen, über die Beiträge zu Schlippenbachs *Kuronių* und die schwer zu würdigende Mitarbeit am Ressort der Rezensionen und der Theaterkritik in Reckes zu Mitau erscheinenden *Wöchentlichen Unterhaltungen*<sup>119</sup>, schließlich die auffallende Bevorzugung kurländischer Autoren und Themen in der *Ruthenia* und die einschlägigen Vermittlungen an den *Freimüthigen*. In allen diesen Fällen sehen wir Albers nicht als einfachen Beiträger oder Herausgeber, den vielleicht literarischer Ehrgeiz leiten mag, sondern als jemanden, der sich von der Aufgabe führen läßt, Kurland aus der Isolation, in die er es in literarischer Hinsicht geraten sieht, hinauszuführen und in eine den Musen günstigere Landschaft zu verwandeln, die der in allem fühlbaren Dominanz Livlands entkäme. Dahin gehörte dann

---

<sup>119</sup> Die Mehrzahl der Albers sicher zuzuweisenden Beiträge sind unter den verschiedensten Pseudonymen erschienen, die sich nur dank gewisser Querverweise lüften lassen. Daneben steht vieles nicht Verifizierbare mit unsicherer Autorschaft.

vielleicht auch eine Kontroverse unter Publizisten, die die letzten Monate von Albers' Herausgeberschaft der *Ruthenia* kennzeichnet und ihn gegen seinen Förderer Merkel führt, dessen Rang als Gelehrter und Publizist er mit keiner Zeile in Frage stellt, solange dieser noch als gelehriger Schüler Engels das ehrgeizige Ziel verfolgt, von Berlin aus die preußische Metropole zur geistigen Hauptstadt Deutschlands zu machen. Als Merkel hingegen, nach Livland zurückgekehrt, eine rege regional wirksame Tätigkeit als Publizist entfaltet, finden wir kein Zeichen dafür, daß Albers seine Nähe gesucht hätte. In keinem der von Merkel betreuten Journale haben wir Beiträge von ihm (wohl aber von Merkel in der *Ruthenia*). Wie tief die Kluft zwischen dem ehemaligen Herausgeber des *Freimüthigen* und seinem Mann in Mitau schließlich geworden sein muß, zeigt sich Anfang des Jahres 1810. In den *Literarischen Beilagen zum Zuschauer* gibt Merkel im ihm eigenen imperatorischen Gestus eine *Flüchtige Übersicht der literarischen Zeitschriften (in Lief- und Kurland)*, die auch Albers' *Ruthenia* vorstellt und ihr reichlich Lob spendet.<sup>120</sup> Ihr von Merkel nicht namentlich genannter „Redakteur [ist] ein Mann von Geist“, der es allerdings mitunter an Strenge fehlen lasse und sich mit falschen Mitarbeitern umgebe.<sup>121</sup> Vor allem die Nachrichten vom Rigaer Theater ließen zu wünschen übrig. Dies ist ein kaum verborgener Angriff auf Albers' Freund und Mitarbeiter Brosse, den Albers, der seine *Ruthenia* in „Deutsch-Rußland“ für konkurrenzlos hielt, als äußerst anmaßend empfunden haben muß und in seiner Zeitschrift - „eine flüchtige Übersicht ist der anderen wert“ - mit einer *Flüchtigen Übersicht der seitherigen*

---

<sup>120</sup> Literarische Beilage zum Zuschauer, Nr. 2 v. 25.1.1810, 5a-7b, Nr. 3 v. 8.2.1810, 9a-10b.

<sup>121</sup> Ebd., S.9.

*Schriften des Herrn Magisters Merkel* beantworten läßt,<sup>122</sup> in der über alles von Merkel seit seiner Rückkehr nach Livland Veröffentlichte als „vergängliche Kleinigkeiten“ abgesprochen wird und seine glücklos laufenden Zeitschriften als belanglos abgetan werden. Sticheleien gegen Merkel werden in den folgenden Nummern nachgerade zu einer stehenden Rubrik, woraufhin Merkel, der vordem emsig zur *Ruthenia* beigetragen hatte, seine Mitarbeit einstellt. In der Januarnummer 1805 veröffentlicht Albers eine vernichtende, ehrabschneidende Rezension von Merkels *Sendschreiben an Heeren*, in der ein mit „-ch“ zeichnender Rezensent (Brosse) Merkel des Plagiats an Herder bezichtigt und ihn demütigt:

Das Ganze ist eine Kompilation aus den berühmten Herderschen Ideen, und weiter nichts; übrigens mit rednerischen Floskeln und Zierrathen übermäßig ausgeschmückt, als wollte Herders Geist darin verstecken spielen.<sup>123</sup>

Noch im gleichen Monat rezensiert Merkel das Januarheft der *Ruthenia*, verwahrt sich gegen die Schmähungen, mit denen er seit einem Jahr von der Zeitschrift überzogen worden ist und fällt ein hartes Urteil über die Redakteure (ab Januar erscheint Brosse neben Albers als Mitherausgeber): „Nicht allen Lesern der *Ruthenia* leuchtet es wahrscheinlich ein, daß die Herausgeber der *Ruthenia* in literarischer Hinsicht eigentlich nichts sind, gar nicht zur gelehrten Welt gehören.“<sup>124</sup> Zwei Monate darauf schickt er Trey, dem Verleger der *Ruthenia*, die ihm von diesem zugesandten Nummern zurück mit

---

<sup>122</sup> In: *Ruthenia* 6 (1810), H. 3, S.241-244.

<sup>123</sup> In: Ebd., 7 (1811), H.1, S.83-94. Zitat: S.89.

<sup>124</sup> Anzeige. *Ruthenia* oder siebenter Jahrgang der St. Petersburgschen Monatschrift. Januar-Heft. 1811. Riga. In: *Zeitung für Literatur und Kunst*, Nr. 2 v. 14.1.1811, S.5a-7b. Nachtrag zur Anzeige der *Ruthenia*, in Nr. 2, ebd., S.14a-15a. Zitat aus dem „Nachtrag“.

der Bemerkung: „Die Herausgeber sind mir doch zu tief gesunken, um auch nur zum Scherz weiter Notiz von ihnen zu nehmen.“<sup>125</sup> Im April antworten Albers und Brosse mit einer *Antwort auf die Zuschrift eines Verlegenen an den Verleger dieser Zeitschrift*<sup>126</sup>, die sich erneut in Schmähungen gegen Merkel ergeht.

Vier Monate darauf stellt die *Ruthenia* aus nicht bekannten Gründen mitten im Jahrgang ihr Erscheinen ein. Ob Merkel daran einen Anteil hat, ist unklar. Albers, der aus Kurland eine Landschaft hatte machen wollen, die in literarischen Belangen zählt, geht ganz im Privaten und in Geschäften auf. Wir haben keine Zeichen mehr für irgendeine literarische Tätigkeit, wie gering immer. Sein letzter mir bekannter veröffentlichter Text ist die spöttelnde *Antwort* an Merkel, den Mann, der ihn über die Jahre hin am *Freimüthigen*, wahrscheinlich aber auch sonst gefördert hatte und dem er es wohl verdankt, daß keine eingehende Darstellung der Literaturgeschichte der Ostseeprovinzen zur 'Goethezeit' über seinen Anteil an ihr wird hinweggehen können.

---

<sup>125</sup> An den Verleger der *Ruthenia*. In: Ebd., Nr. 12 v. 25.3.1811.

<sup>126</sup> In: *Ruthenia* (vgl. Anm. 122), H.4, S.337 f.

**JOHANS GOTFRĪDS HERDERS  
UN VIŅA LAIKA VĀCU LITERATŪRA  
BALTIJAS REĢIONĀ**

Referāti I. Rīgas zinātniskajā konferencē,  
kas veltīta vācu literatūrai Baltijā  
1994. gada 14.-17. septembris

Parakstīta iespiešanai 27.01.97. Formāts A5. Garnitūra *Times*. Pašūt. Nr. E-80.  
Latvijas Akadēmiskā bibliotēka, LV-1235, Rīgā, Rūpniecības ielā 10. Reģistr. apliec.  
Nr. 2-0810. Iespēsts Latvijas Akadēmiskajā bibliotēkā, LV-1006, Rīgā, Lielvārdes  
ielā 24. 1997.